
Dei
Sub Numine
Viget

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.



Neunter Band.

Neuntes bis zwölftes Heft.

Mainz 1812.

In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des neunten Bandes.

Neuntes Heft.

Zehntes Heft.

Eilftes Heft.

Zwölftes Heft.



I.

Gedichte.

Die Friedenswelt*)

Welch ein Geist des Friedens waltet
Uiber dir, o Pflanzenwelt!
Wie jed' Hälmchen ward gestaltet,
Ist's zufrieden, und gefällt.
Neidlos neben prächt'gen Rosen
Stehn die kleinen farbelosen
Dolden auf der Frühlings-Au'
In der Demuth blassem Grau.

*) Die drei folgenden Gedichte sind aus einem Mißverständnisse, das wir hier nicht auseinander sezen können, lange liegen geblieben. Wir wissen nicht, ob sie der geschäzte Verfasser seitdem hat druken lassen; glaubten ihm aber diese Erklärung, nebst der beigefügten Bitte um Vergebung des Irrthums, schuldig zu seyn.

Die Redaktion.

Hyazinthen, Tulp' und Nelken,
Denen Flora Kronen gab,
Schau'n, wenn Federröschen welken,
Nie mit Stolz auf sie herab.
Blüh'nde Stauden, die von Hügeln
Ihren Schmuk im Weiher spiegeln,
Wasserlilien in dem Teich,
Achten sich dem Riedgras gleich.

Hohes giebt dem Niedern Schatten,
Schüzt es gern vor'm Sonnenstich.
Mit der Bäume Rinden gatten
Die willkommnen Misteln sich.
Der Kastanie Silberkronen
Spotten nicht der Anemonen.
Uiber Quendelkräutchen will
Herrschen nicht der reich're Dill.

An dem Weinstok schlingt die Winde
Sich mit unverwehrtem Lauf,
Und er selbst sich an der Rinde
Seines Nachbars Ulm hinauf.
Schüttelten des Haines Stämme
Je von sich die feuchten Schwämme?
Königseichen, alt und groß,
Nähren Flechten gern und Moos.

Nesseln wuchern dort und grünen,
Ein verrufnes Schwesternchor:
Aber mitten unter ihnen
Schießt die Feldmohnros' empor.
Gütig theilt Natur die Säfte;
Keins mißgönnt des andern Kräfte.
Was da Wurzel schlug, gedeiht
Ohne Schelsucht, ohne Streit.

Friedensgöttin sey du, Flore!
Weil Irene uns vergießt,
Deren Ruf der Menschheit Ohre,
Ach! so fremd geworden ist.
Unter Erlen, Pappeln, Buchen
Will der Ruhe Glük ich suchen,
Auf der stillbeseelten Flur,
Deinem Heiligthum, Natur!



Der Flußgott und die Nymphe.

Donnernd, wie Wagen des Zeus, gigantisch tobet der Mönus;
Seine Brüken von Eis sprengt' er, und stürmt sie hinab.

Cintia *) nahet sich sanft, mit freundlich-schüchterner Welle.
Siehe, die schmeichelnde Fluth mildert des Brausenden Sturz.
Sinnig beschaue den Auftritt, o Lina, dir so belehrend!
Leicht in des Lebens Gewühl eignet sich Härte der Mann.
Spät oft und mühesam wirkt des klugen herzigen Weibes
Stille Güt' auf sein Herz; aber sie wirket gewiß.

Die Nachahmer.

— — Servum pecus!
Hor.

Wem vergleiche ich manches unsterblichen Dichters Nachahmer?
Spazen am Neste des Storchs. Jeder stipizt sich ein Reis,
Trägt es zum Nestchen heim, und schlau verwebt er's darinnen,
Lüstern nach mehrerem Raub kehrt er noch zehnmal zurük.
Doch des erhabenen Betts Bewohner gewahret nicht einmal,
Im Bewußtseyn der Kraft schauend zum Himmelsgewölb,
Des Geflügels Kekheit und dessen raubsel'ges Geplauder;
Und die Wohnung sie bleibt ein- wie das andremal groß.
Regt er sich ungefähr, husch flattern die Dieb' aus einander,
Und sein Klappern erschrekt weithin sie noch auf der Flucht.

*) Die Kinzig, die sich bei Hanau in den Main ergießt.

Ode an Ihro Majestät Maria Luise, Kaiserin von Frankreich, Königin von Italien ꝛc. ꝛc. Derselben, auf Ihrer Rükreise von Prag nach Paris, vom Verfasser überreicht.

Bewunderung folgt Dir auf allen Wegen,
Und Welten preisen Frankreichs Kaiserin;
Auch Deine Deutschen kommen Dir entgegen —
Nimm gütig unsre Huldigungen hin!

Wir sehen Dich an unsers Helden Seite,
Der Frankreichs Feinden kühn entgegen geht,
Und nun, von Deinem freundlichen Geleite
Entfernt, im Kampfe der Entscheidung steht.

Wir sehen Dich mit Wonne und Entzüken,
Und Deine Huld nahm alle Herzen ein;
Nur Güte spricht aus Deinen holden Bliken:
Du willst nur im Beglüken glüklich seyn!

Bald sang die deutsche Muse Jubellieder,
Dich, Frankreichs Zierde, Deutschlands Stolz, zu seh'n;
Im Kreis' erlauchter Eltern, Schwestern, Brüder,
Jauchzt' Dir die Welt bei diesem Wiederseh'n.

Welch Wiederseh'n! O, seel'ge Götterstunde,
Die ewig Dir im Herzen wiedertönt!
Die herrlich, mit dem neuen Fürstenbunde,
Die schönsten Tage Deines Lebens krönt.

»Ha — nun sind alle Deutschen mit den Franken
»Verbrüdert im beglükenden Verein,
»Den wir nur Oestreichs Kaisertochter danken!«
So jauchzt die Spree, die Donau und der Rhein.

Dort wogen schon die mächt'gen Bundes-Heere,
Bald werden sie am großen Ziele steh'n;
O, möchte bald auch über Erd' und Meere
Des goldnen Friedens sanfter Flügel weh'n!!

Ja! bald wird sich Dein schönster Wunsch erfüllen,
Der mit dem größten Helden Dich verband,
Und glüklich wird die Schöpfung sich enthüllen,
Die ihr Entsteh'n in diesem Bunde fand.

Schon winken Mutterfreuden Dir zum Lohne,
Die Liebe Deines Volks begleitet Dich:
Ja, Freude Dir mit dem geliebten Sohne!
Gott seegne Ihn und Dich!!

II.

Bauernstolz.

„Aus dem Wege! fahr neben hinaus, du verdammter Bauer!« Diese herzhafte Begrüßung eines Städters, der ein schnell daherfahrendes Kabriolet leitete, das Dacapo mit erhöhetem Akzente, und eine Peitsche, die zischend über meinem Hute schlängelte, störten mich in den Träumereien, in die mich, auf einem hohen stolzen Size von weichem Gerstenstrohe und angelehnt an ein leeres Stükfaß, die langsame Bewegung meines Fuhrwagens eben einwiegen wollte *).

*) Ich phantasirte nämlich, mein Knecht, und ich auf dem weichen, erhabenen Size, meine Pferde sammt dem Fuhrwerke, wir könnten ein ganz hübsches Bild von der Welt und dem Laufe der Dinge abgeben. Die Pferde, die den Wagen zogen, wovon das eine blind, das andere ganz unvernünftig dumm war, könnten das blinde und dumme Schiksal vorstellen. Für mich, der ich nichts that, und für meinen Knecht, der nichts dachte, und wirklich sich anschikte einzuschlummern, behielt ich die Ehre vor, die epikurischen Götter ober dem Weltall in ihrem seligen

Um ein Haar hätte das luftige Meteor an mein schwerfälliges Fuhrwerk angestoßen; denn der verdammte Bauer war wie alle Verdammte auch verstokt, und fuhr nicht neben hinaus. Er verschlukte den harten Broken mit etwas Pflegma,

---

Nichtsthun zu vertreten. Den Wagen mit den kreisrunden und mit Eisen gutbeschlagenen Rädern machte ich zum Sinnbild der mit strenger Nothwendigkeit fest zusammen gehaltenen Welt. Die Axe, um welche in ewigem Wiederkehr die Speichen des Rades sich herumdrehen, konnte das Weltgesez des beständigen Einerlei bei dem ewigen Wechsel vorbilden; oder (was auf eins hinausgeht,) die Eine verborgene Grundsubstanz, die den unendlichen Raum ausfüllt, in dem sie in unendlich vielen Radien von Modifikationen ausstrahlt. Der Staub, der auklebend einen Moment an den Radreifen sich von dem übrigen Staube erhob, und gleich wieder zur Erde niedergedrükt wurde, sollte an das Glük und die glänzende Unsterblichkeit der Großen und Gewaltigen erinnern, unter die ich für dies mal, als epikurische Gottheit, mich zu mengen und zu zählen nicht nöthig hatte. Ich sah wirklich dem Steigen und Fallen des Staubes ganz gleichgültig zu, obschon er, da es troknes Wetter war, seine Rolle ganz fürtreflich spielte. Mich brauche ich nicht zu loben, ich machte meiner Wahl und meiner Bestimmung Ehre; ich ließ die Pferde des Schiksals ohne leitenden Zügel, und diese trabten, wie sie sollten, blindlings und so mit dummem Kopfhängen gerade vor sich hin, nicht rechts, nicht links; und eben weil sie und ich unsere Sache so gut machten, war das die Veranlassung, daß das Schattenspiel meiner Träumereien unterbrochen wurde, durch die befehlende Einladung: »Fahre neben hinaus, du verdammter Bauer!«

und fragte bei angenommener Kälte, um das nächste Mal gebührenden Respekt zu wissen, nach Namen und Karakter den kühnen Wagenlenker. — Nun ja! da verschenke ich mit verschwenderischem Leichtsinne ein so prächtiges Wort aus der Iliade an eine Figur, die keine Kopie von Homers Helden ist. Es ist mein einziges Goldstük, das ich für mich zu brauchen gedachte; ein schlechter Groschen wäre für den da gut genug gewesen. — Mein Knecht, der die stoische Ataraxie nicht einmal dem Namen nach kennt, so wie ich sie nur dem Namen nach kenne, sonst aber eine ehrliche Haut, treu und brav, benahm sich anders. »Wenn uns doch der Monsieur nur noch einmal begegnete, und mit seinem leichtfertigen papiernen Dinge meinem Wagen so nahe zu Leibe käme! ich wollte es schon zwischen meine Räder nehmen und umwerfen, daß es und sein Kutscher eine Weile an den zerbrochenen Rippen zu salben und zu heilen hätten. Der Weg da aus Mainz die Abtsgasse hinauf ist steil, wir waren im Hinaufsteigen; die dike Frau, die er neben sich hatte, ist doch nicht so schwer wie unser Stükfaß. Er fuhr abwärts, an ihm war die Ordnung auszuweichen.« — »Der Herr, erwiederte ich, hat nicht das Aussehen, als wenn er den Rippenbruch ohne Verzukung aushalten könnte, laß ihn in Frieden fahren. Er ist vermuthlich noch aus dem alten Testament, ich meine aus der Zeit, wo das Feudalsystem herrschte.« Mein Knecht sah mich fragend an: »Das heißt, aus der Zeit, wo sogar der geladene Erntewagen

selbst im Hinaufsteigen auch der leeren Chaise des Edelmanns ausweichen mußte. Auch unter den Fuhrwerken gab es adeliche und privilegirte. Es war damals die verkehrte Welt; Mauern und Gräben machten frei, und die freie Luft machte leibeigen, und daher der Stolz der Städter gegen die Bauern bis auf den heutigen Tag. Wir haben aber izt Gottlob das Evangelium des neuen Bundes; jeder hat da so viel Recht, als er Lasten hat.« Michel, mein Knecht, huldigte dem Reiche der Gnade, das dem Nährstande seine Rechte schüzt, mit frommen Herzen, sah sich noch einmal nach dem Manne aus dem alten Testamente um, der aber schon über alle Berge war, und fragte, ob ich ihn nicht kennte. »Ich kenne ihn nicht, sagte ich; aber zu urtheilen nach der feingliederigen Figur seines Körpers und der grobgliederigen Manier seines Betragens, gehört er uns Bauern nicht an. Es ist vielleicht ein städtischer Käsekrämer, ein Federfechter, Dintenleker, oder sonst ein Vogel, der den ganzen Tag in seinem mit eisernem Drathe oder hölzernem Gegitter verwahrten Käffig sizt, nach einer Leier dasselbe Lied pfeift, und vor Muthwillen sich nicht lassen kann, wenn ihm eine Stunde vergönnt ist, in Gottes freier Luft herumzuflattern.«

Michel war indessen ruhig geworden. Durch seinen frommen Wunsch hatte er den Bannstrahl ausgelöscht, oder abgeleitet; mir aber, der ich mich diesem gleichmüthig hingeben wollte, brannte er ins Herz. Aber so ist es; ein gesun-

der rüstiger Zorn bringt weit eher zur Beruhigung als die krankbleiche Geduld aus Grundsäzen. Dort eilt die kräftige Natur zu ihrem Ziele, hier schleicht ohnmächtige Kunst. In meinem grämlichen Aerger kam mir wegen Einem Ungerechten die ganze g u t e Stadt als ein Sodoma vor, auf das ich das Feuer meiner Rache ausschütten dürfte. Michel theilte meine Stimmung; auch er war den Städtern überhaupt gram; er beschuldigte sie des Uibermuthes gegen die Landleute und einer groben Behandlung, »und doch, sagte er, leben sie nur von uns. Was beziehen wir von ihnen dafür, daß wir ihnen die Keller füllen, die Speicher spiken und die Obst- und Gemüßmärkte? Nichts!« — »Du bist ungerecht, antwortete ich, dafür schiken sie uns Urtheilssprüche so fein, als wir sie nicht machen können, Verwaltungsbeschlüsse, Zwangsbefehle, ein Paar Duzend Huissiers, etwas anstekende Krankheiten, etwas von anstekenden Moden, und was sonst die Handelsbilanz zwischen Stadt und Land erhält.«

E r. Wenn das so fortgeht, haben sie bald das ganze Land im Sake.

I ch. Dagegen haben Gott, die Natur und wir gesorgt. Das Land wird alle Jahre wiedergeboren, und verjüngt sich im unerschöpflichen Segen seiner Produkte.

E r. Dafür danken sie aber weder uns noch Gott; es sind schlechte Christen; das ganze Jahr sehen sie im Kalender nach keinem Heiligen, als nach St. Bartholomäus und St. Martini, weil das ihre Schuzheiligen sind.

Ich. Und unsre Plagegeister. Ich war heute bei einem in der Stadt, der fragte mich, wie die Hoffnung der Ernte und des Herbstes stünde. Auf die Antwort, die Ernte sey schlecht, der Herbst noch sehr zweifelhaft, verdrehete er die Augen gegen den Himmel. Ich hielt es für mitleidige Krämpfe wegen unsrer Noth; aber er nahm mir die Täuschung durch den Seufzer: da werden die Schelmen gewiß mich auf Martini 1813 vertrösten wollen!

Er. So oft ich in die Stadt gehe, und an die Ketten der Aufziehebrüken komme, meine ich, ich gienge in ein großes Gefängniß, in ein Raspelhaus.

Ich. Ich athme selbst freier, wenn ich wieder herausgehe.

Er. Selbst die städtischen Handwerker behagen mir nicht; man kann sie nicht bezahlen genug. Sie wissen, wie viel wir heute blechen mußten, als der Reif an einem Hinterrade gesprungen war, und in der Eile sollte wieder zusammen geschmiedet werden.

Ich. Weil wir in Noth waren. Die Noth wird überall besteuert. Die Handwerker der Stadt gebe ich ungerne Deinem Tadel Preiß. Ich ehre besonders ihre Schuster und Schneider. Die Stadtschuhmacher fangen doch endlich an, nachdem es ihnen ein holländischer Arzt, der schon lange todt ist, gesagt hat, gewahr zu werden, daß wir einen rechten und linken Fuß haben, und schnizen sich darnach einen zweifachen Leisten.

Er. Und das wußten sie zuvor nicht?

Ich. Behüte Gott! Diese Zunft gehört halb in die Sippschaft der Gelehrten, deren Art es ist, das Nahe und Nothwendige zu übersehen. Die Schuster haben aus ihrer Mitte, in der Theologie, Philosophie, Dichtkunst, klassische Schriftsteller, und einer von ihnen, der sich mit der Kunstrichterei abgab, hat es so gut gemacht, daß er zwar nicht seinen Namen, aber doch seinen Leisten in einem Sprichworte, vielleicht bis zum jüngsten Tage, verewigt hat. Aber unsere ländliche Krispinusse studieren ihre gelehrten Zunftgenossen nicht, und bekümmern sich doch weder um Kampers Rath, noch um die Form der Füße. Bis auf heute ist ihr Leisten weder ein rechter noch ein linker; und darum drükt uns ihr neutraler Schuh rechts und links. Für den städtischen Schneider habe ich aber noch mehr Respekt; er ist der Großvater von manchem stattlichen Manne.

Er. Wie?

Ich. Der Bauernschneider macht nichts als den Rok; der Rok stirbt kinderlos den Tod des Lumpen. Aber der Herrenschneider in der Stadt macht das Kleid, und das Kleid macht den Mann. Berühmte Schriftsteller hat diese Zunft keine. Ihr eigenes gelehrtes Handwerk und der Wechsel der Moden nimmt ihr ganzes Nachdenken so in Anspruch, daß zur Exzentrizität keine Zeit und Gelegenheit bleibt, ich will sagen, hinaus zu schweifen, über die Scheere

und Nadel hinweg. Dafür hat aber ihre Zunft Helden, wie sie die Schuhmachergilde nicht aufweisen kann.

Er. Helden?

Ich. Ja. So weiß z. B. die Münsterische Geschichte von einem zu erzählen. Aber das bringt ihr beständiger Umgang mit Schneid- und Stechinstrumenten mit sich. So viel bewirkt die Sympathie. Ich habe übrigens mit den armen städtischen Handwerkern wahres Mitleid.

Er. Sie scheinen doch glüklich; sie singen weit mehr bei ihrem Gewerbe, als der Landmann bei seiner Feldarbeit.

Ich. Das geschieht nicht aus Lustigkeit; das thun sie um das Uibel der Engbrüstigkeit zu mindern. Da sizen sie wie auf Galeerenbänken, athmen dieselbe Luft aus und ein; sie verliert endlich alle Schnellkraft, die Lungenblätter werden schlapp, und sie müssen sie mit der Gewalt des Gesanges bewegen. Der Bauer braucht das nicht; ihn umwehet eine harte gesunde Luft, ihm wird zugesungen, um ihn versammelt sich die ganze freudige Natur mit Sang und Klang, ober seinem Kopfe die Lerche und Schwalbe; an seiner Seite im Gebüsche die Nachtigall und ihre Nebenbuhlerin die Grasmüke; auf den Bäumen der Buchfink und Distelfink; neben seinen Füßen die Wachtel bis auf die Grille; alle, um in seinen Frohsinn zu stimmen. Die armen Städter haben aber traurige Gewerbe. Sie hängen alle am Kreuze des geschmaklosen tödtenden Einerlei. Ihr Leben ist wie eine stillstehende, stokende Ewigkeit. Der eine sizt und schwizt

den ganzen Tag über Ziffern und Zahlen. Der andere schreibt sein ganzes Leben Briefe und Briefe. Die Weber werfen von Morgens früh bis Abends spät das Schiffchen hinüber und herüber. Man wird schwindlich vom Zusehen, und sie kommen nicht von der Stelle. Ein Battistweber bringt sein Leben kein so großes Stück zuwege, als du gestern mit Deinen Paar Gäulen in der Langgewanne gepflüget hast. So zieht der Schuster von Morgen bis Abend den gepichten Drath herunter, der Schneider von Morgen bis Abend den gewichsten Faden hinauf. Alle sizen da, eingekerkert in dunstigen, engen Stübchen, und bei ganz klarem Himmel schauen sie an die rusige Wand auf eine Uhr, um zu sehen, wo die Sonne am Himmel steht. Für uns Landleute hat Gott zu unserm Werkgezelte das blaue Firmament ausgespannt, und hat daran die große Originaluhr aufgehängt. Unsere Arbeiten fördern und wechseln. Wir ruhen aus in der beständigen Aenderung der Geschäfte, die jede Jahrszeit und jeder Tag bringt. Unser Arbeiten heißt darum in der gemeinen Sprache S c h a f f e n. Wir erschaffen gleichsam, und machen aus Nichts Etwas, aus Wenigem Vieles. Der Bauer und die Natur sind sich einander Gesell und Meister. Sie können nicht ohne einander seyn. Läßt der Bauer die Arme sinken, so versumpft die Tiefe, verwildert die Höhe, überziehen sich die fruchtbaren Gefilde mit bößen Kräutern. Versagt uns die Natur ihren Segen, so trauern wir und unsere schmachtenden Saaten über das

Mißlingen unserer Mühe. Der göttliche Heiland speißte mit fünf Gerstenbrod mehrere Tausende. Wir bringen aus der Saatgerste für so fünf Brode eine Ernte heraus, die für viele Gebäke hinreicht. Du weißt doch noch, wie ich in unserm Garten aus einem Korne von der sechszeiligen Gerste dreizehn Halmen erzog, wovon jede Aehre zwei und siebenzig Körner zählte; das gab die Saat neun hundert sechs und dreißigfach wieder. Wir machen auch Wein aus Wasser; nur darf der Himmel nicht zuviel dazu gießen, wie Anno 9.

Er. Das gab keinen Hochzeitwein.

Ich. Nein, da mißlang uns das Wunder; wir brachten es höchstens bis zur zweiten Station, zum Essig. — Der Heiland liebte auch ganz vorzüglich den mit ihm verwandten Bauernstand. Von unsern Arbeiten nahm er seine erfreuliche und tröstliche Gleichnisse. Den Säemann wußte er zu schäzen.

Er. Da hatte er auch Recht. Das Säen ist unsere schwerste Kunst; zu wissen, wie, und wie viel man auf jeden Aker, der so fett oder so mager ist, säen muß und darf, damit er es durchtreibt. Auf das Dikſäen darf man keine Scheuer bauen.

Ich. So ist es; darum verglich er damit das Himmelreich, wo alles genau und ordentlich nach Gesez und Regel seyn muß. Aber wie gieng er mit den städtischen Kaufleuten um, die den Tempel zum Markte machten? mit den Gelehrten, die man Pharisäer nannte?

Er. War Zachäus auch ein Landmann, weil bei ihm nach dem Evangelium der Heiland alle Kirchweihfeste einkehrt und zu Gaste ist?

Ich. Ich vermuthe, doch weiß ich es nicht gewiß, er gehörte eigentlich zur Douane, und die Douane gehört dem ganzen Lande. Christus bewieß durch diese Herablassung, daß er die Geseze seines Vaterlandes achtete.

Er. Und weil unsere Arbeiten so vielerlei und so künstlich sind, glauben sie nicht, daß unser Kopf viel aufgewekter ist, als der Kopf der Städter, und (nehmen Sie mir's nicht übel, sagte er, und rükte seine Müze,) selbst der Gelehrten? Und doch heißt es immer: Du dummer Bauer oder du grober Bauer!

Ich. Ich weiß es wohl; um diese zwei Angeln dreht sich unsere ganze Titulatur. Ich gieng sonst auch mit den Gelehrten um, und weiß, es giebt erstaunlich viele Dinge, wovon der Bauer blos durch seine natürliche Dummheit so viel weiß, als der größte Gelehrte nach allem Nachtwachen und Nägelkäuen. Zeigen wir uns in der Einfalt unserer Freundin der Natur, gutmüthig, gläubig und bescheiden, so heißen wir dumm; behaupten wir unsern Rang mit Festigkeit, so gelten wir für grob. Dieser lezte Schimpfname ist ein alter Schaden an unserer Ehre. Moses schreibt schon, daß die Unhöflichkeit durch einen Akersmann in die Welt gekommen sey. Ich will zwar den Kain nicht vertheidigen; aber Moses war in seiner Jugend ein Schäfer wie

Abel, und der Zunftgeist könnte die Erzählung verdächtig machen. Aber bei Allem, Unverträglichkeit und Neid finden sich in jedem Stande.

Weiter konnte ich in der Bibel nicht hinaufsteigen, um sie für den Bauernstand zu allegiren. Denn Adam war ein Gärtner und Pomolog. Indessen hatten wir die Marienborner Höhe gewonnen; die Stadt sank immer tiefer und wich in die neblichte Ferne. Ihr Bild verkleinerte sich in meinem Auge. Die Abendkühlung verdikte den bläulichten Dunst, in den sie sich geschämig verbarg. Hesperus glänzte allmählig aus dem Abendrothe hervor. Weg war mein Groll; mein Gemüth wurde weich; ich hätte mit Freuden meinen Verdammer neben mich auf meinen weichen Siz nehmen können. Wer kann im Herzen einen Groll haben, und im Auge das freundliche Licht des Abendsterns? Diese herrliche Blume blühete zu schön in den blauen Gefilden des Himmels. Mein Gemüth erhob sich zu dem, der sie gepflanzt hat. Ich sah im ganzen Menschengeschlecht nur eine Familie, und zwischen Stadt und Land einen freundschaftlichen und nothwendigen Verkehr. Jeder, der Städter wie der Landmann, hat einen eignen Kreis seiner Thätigkeit. Die Kräfte des Landmannes zu spornen, droht die physische Natur mit ihrem ewigen Hang zur Verwilderung. Um unsere Vernunft wach zu halten, zeigt die moralische Natur, die menschliche Gesellschaft, einen untilgbaren Trieb zur Barbarei und zum Aberglauben. Dawider arbeiten die Städte durch

Pflege der Wissenschaften, der Künste und den Handelsverkehr. Dieser verbreitet und vertauschet mit den Gegenständen unserer Bedürfnisse auch unsere Kenntnisse, und bringt die Menschen außer ihrem Vaterlande über die fernen Meere, die unfruchtbarsten Steppen und Sandwüsten. Wo viele beisammen wohnen, giebt es große Gährungen, große Leidenschaften, große Entschlüsse und Handlungen; der Mensch entwikelt die Vielseitigkeit seines Wesens. Der größere Mensch reifet in der Stadt; vielleicht lebt der glüklichere nur in der ländlichen Verborgenheit.

III.

Mahnung an einen jungen Künstler.

(Fortsezung.)

Du hast meine Mahnung befolgt, und, weil ich dir die Schauspieler als Modelle anrieth, bisher fleißig das Schauspiel besucht. Es scheint aber, daß du nicht so ganz befriedigt wurdest. Zum ersten klagst du mir: »daß die von ihnen »hervorgebrachte Stellung zu schnell vorüber gienge, als daß »man sie gehörig fassen könnte; zum andern, daß dir, be»sonders in den heroischen Stüken, die Stellungen mancher »Schauspieler eher zu Fechter- als Heldenbildern dienen »könnten. Du seyest also wieder zu den, obwohl leblosen, »Antiken zurükgekehrt« ꝛc. Dieses Mißvergnügen gefällt mir an dir, und beweißt mir, daß du dein Auge und deinen Geist schon mit dem wahren Schönen und Edlen vertraut gemacht hast; denn die meisten in Deutschland umherziehende Schauspielergesellschaften verderben eher den guten Geschmak

als sie ihn bilden. Ja selbst die vortrefflichen Schauspieler bei großen Theatern schämen sich zuweilen nicht, ihre Heldenrollen, dem Pöbel zu gefallen, durch Schreien und wildes Gestikuliren so zu verhunzen, daß sie eher besoffenen Stallknechten als einem edeln Ritter gleich sehen. Was kann überhaupt aus der Kunst werden, wenn der Künstler nicht den Pöbel, sondern dieser den Künstler bildet. Wenn man denn doch konsequent seyn, und die Darstellung nur nach der Kasse einrichten will, so lasse man die Meisterwerke von Lessing, Schiller, Göthe, Racine oder Corneille von der Bühne weg, und gebe nur die Schwestern von Prag und den Rochus Pumpernikel; so lacht man sich doch einen guten Abend hinweg, und die Kunst wird nicht geschändet. Hanswürste trifft man in allen Städten und Dörfern an; aber selten einen Ekhof, einen Schröder, einen Talma, eine Seilerin, eine Hendel. Selbst Iffland würde in seinem gutherzigen Alten, den er so meisterhaft spielt, als ein kalter Künstler erscheinen, wenn ihn sein bereits erworbener Ruhm nicht erhielte.

Indessen mußt du dich durch diese Abartungen der Schauspielerkunst so wenig von deinem Wege abhalten lassen, als durch die geleckten Bilder neuerer Künstler. Wenn dir ungebildete Schauspieler auf dem Theater kein Genüge leisten, so suche Bekanntschaft mit den gebildeten, und unterhalte dich mit ihnen über ihre Kunst und Darstellungen

in Gesellschaft. Der edle Künstler hört gern auf das Wort eines Kenners, und wenn er dessen Bemerkungen gegründet findet, so bildet er sich auch darnach; und dieses so mehr, wenn sie von einem Mahler kommen, weil er demselben Kenntniß der Mimik, der Drapperie und des Kostüms zutraut. Ich rathe dir daher, das Schauspiel oder die Schauspieler nie zu verlassen; denn das ganze Museum Napoleon mit all seinen leblosen Schäzen und Götterbildern wird dich nie in das wirkliche Leben einfuhren. Wenn du dich, ohne lebendige Welt, allein dort bilden wolltest, so würde bald eine unvermeidliche Nachahmerei und Steifheit aus allen deinen Werken sprechen. Ich wenigstens vermeide lange Zeit alle Bilder und Statüen, wenn ich ein Werk anlege, aus Furcht, ich möchte davon irgend eine Reminiszenz durchblicken lassen.

Wenn du aber geistreiche Schauspieler anziehen willst, ist es nicht genug, daß du ihnen mit deiner Kunst zu dienen scheinst, du mußt dich auch mit der ihrigen bekannt machen. Du mußt sowohl über ihre Mimik als Deklamation mit ihnen sprechen können; denn beides ist bei der Schauspielerkunst so innig mit einander verbunden, daß eines ohne das andere nicht bestehen kann, und beide öfter in einem Momente zusammentreffen. Uiberhaupt hängen alle schöne Künste zusammen. Sie sind Töchter von einer Mutter, und wer eine nicht liebt, wird gewiß die Gunst der andern nicht gewinnen. Was die Mimik betrifft, darüber habe

ich dir schon in meinem vorigen Briefe*) meine Ansichten in Kürze mitgetheilt. Hier will ich dir nur noch einige Gedanken über ihre Verbindung mit der Deklamation nachschiken. Die Mimik ist die Sprache oder Dollmetscherin unsers Geistes durch Gebehrden, die Deklamation die Sprache durch Worte oder unsre Stimme. Jene hat daher mehr Verwandtschaft mit der Mahlerei, diese mit der Musik. Man könnte die Schauspielkunst die Mutter von beiden nennen. Schon darin, daß die größten Dichter das Sylbenmaaß oder den Versbau in ihren Gedichten eingeführt haben, muß man erkennen, daß die Poesie mit der Musik innig verbunden sey. Selbst große Redner, welche doch in Prosa schrieben, beobachteten diesen musikalischen Vortrag. Wenn zum Beispiel Cicero für sein Haus zu den Priestern oder für seinen Clienten zu dem Cäsar spricht, beginnt er mit Würde, mit Gelassenheit in langen Perioden, und erhebt nur im Fortgange seine Rede; wenn er aber einen Piso oder einen Catilina anzuklagen hat, fällt er ihn gleich in aller Heftigkeit und mit ungestümmen Fragen an, so daß zugleich der Beklagte und der Richter dadurch erschüttert werden. Auch in dem Gange der Rede ist eine beständige Bewegung, ein beständiger Angriff, eine Heftigkeit durch Worte, Fragen und die sogenannten Incisen ausgedrukt. Wer bemerkt nicht bei dem: abiit, erupit, evasit etc., und dem: ubi fue-

*) Siehe VII. Heft, Seite 249.

ris, quos convocaveris, quid concilii coeperis, quem nostrum ignorare arbitreris etc., die ängstliche Verlegenheit des Catilina, welche Sallust so deutlich an ihm schildert? Der Dichter giebt diesen Wohlklang oder vielmehr Rythmus noch mehr an Tag in der Versesart. Warum wählt er zum Beispiel die Jamben zu einem Gespräche, die Hexameter zu einem Heldengesange? Warum wechselt er selbst in dem Hexameter mit schweren, langen Spondäen und leichten hüpfenden Daktylen? Der geübte Deklamateur sollte beinahe, wie in dem Recitativ, für jede Stelle ein eignes Tempo und eine eigne Scala haben. So viel ist gewiß, daß in einem jeden Redesaz der Hauptausdruk nur auf das Wort gelegt werden muß, auf welches er hauptsächlich Bezug hat. Z. B. Wenn mich jemand fragt: Wer hat's gesagt? ist in der Antwort: Ich hab' es gesagt, der Ausdruk auf dem Worte Ich. Wenn es aber gewissermaßen eine Vorhersagung oder Andeutung ausdrüken soll, so liegt der Ausdruk auf dem Worte gesagt. Z. B. Ich hab's gesagt &c. So ist in der Medea, wie ich es selbst von einer berühmten Schauspielerin hörte, der Saz: Die Treue einer andern zu schwören, die er mir schwur, falsch deklamirt. Es muß lauten: Die Treue einer andern zu schwören, die er mir schwur.

Bei der Deklamation, wie bei der Musik, hat jede Stelle, nach Maaßgabe dessen, was sie ausdrüken soll, ihr gehöriges Tempo, und ihre gehörige Scala oder Modula-

tion. Schwermüthige und bedächtliche Stellen müssen auch langsam, heftige geschwind und heftig, und tändelnde leicht und tändelnd deklamirt werden. Man betrachte nur, wie Benda in der Ariadne und Medea fast bei jeder gesprochenen Stelle mit dem Tempo und den Tönen wechselt. Dieser vortreffliche Kompositeur hat den Sinn des Ausdrukes oft mehr gefaßt als manche Schauspielerin. *)

Die Hauptursache aber, warum ich dir rathe, auf die richtige Deklamation aufmerksam zu seyn, ist, weil du die Person, welche du vorstellen willst, gerade in dem Momente der Mimik ergreifen oder erhaschen mußt, wo sie das Wort des Ausdruks ausspricht. Wolltest du zum Beispiel die Jungfrau von Orleans in jener Szene darstellen, wo sie kriegerisch begeistert Abschied nimmt, so würdest du wohl die Stelle wählen, wo sie sagt: Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen ꝛc. Du müßtest also auf Stellung und Mimik der Schauspielerin Acht haben, wo sie das Wort Feldruf begeistert ausspricht, und so weiter.

Am Ende deines Briefes ersuchst du mich, dir entweder aus der Geschichte oder Mythologie einige Gegenstände anzugeben, welche ich zu einer mahlerischen Darstellung vorzüglich tauglich hielte. Da muß ich nun freilich bekennen, daß sowohl die biblischen als griechisch-römischen von großen

*) Die Medea war für die selige Seilerin geschrieben; sie deklamirte sie nach meinem Urtheile vortrefflich, und unter allen, die ich gehört habe, am besten.

Meistern so ziemlich durchgearbeitet sind. Die größten Meister alter und neuer Zeiten haben sich daran, wie die Schauspieldichter, erschöpft. Sowohl der heidnische als christliche Himmel mit allen seinen Göttern, Heiligen und Hexeen ist bereits schon dargestellt. Auch die vorzüglichsten Auftritte der jüdischen, der griechischen und römischen Geschichte haben wir in schönen großen Bildern. Selbst die neuere Geschichte fand ihre Meister; sogar die Tagsbegebenheiten werden sogleich von einem Pinsel aufgefaßt und dargestellt. Indessen soll es dir doch nicht, wenn du meinem Rathe folgst, an Stoff fehlen. Ich habe dir aus der Bildergallerie des Rheins bereits schon sechszehn, von mir selbst bearbeitete, Stüke gezeigt, welche von dir, wie von jedem Kenner des Schönen, als würdiger Stoff der bildenden Kunst anerkannt wurden. Eginhard und Emma, der Traum der Hildegard, die sieben Jungfrauen, die Brüder, Anna von Kazenellnbogen, Roland, Frauenlob, der Wolfsbrunnen bei Heidelberg, der Schwanenthurm ꝛc.*) sind gewiß eben so poetische als mahlerische Gegenstände, und ich kann sicher seyn, daß vor mir, selbige noch kein Künstler behandelt hat. Wenn ich nun dergleichen über vierzig bloß in der rheinischen Geschichte und Mythologie fand, welch eine Menge bietet die Geschichte der übrigen Völker dar!

---

*) Sie werden nächstens in Steindruk erscheinen.

Aber auch selbst aus der biblischen und griechischen Mythologie sind noch manche und zwar die schönsten zur Behandlung übrig geblieben. Ich meine das Paradies und das Urtheil des Paris. Ersteres haben zwar schon viele und selbst große Meister, z. B. Raphael, Michel Angelo, Rubens, die Carrachi rc. bearbeitet, aber ohne den gehörigen Moment ergriffen zu haben. Sie wählten entweder die Geschichte der Verführung oder der Schöpfung oder der Verbannung. Und Rubens stellt in seinem Urtheile des Paris mehr drei Bauerndirnen, die vor einem lüsternen Purschen stehen, um sich begukken zu lassen, als Göttinnen vor, welche ihr Urtheil von einem Kenner des Schönen erwarten. Ich will dir daher meine Gedanken über diese Gegenstände mittheilen.

Bei der Vorstellung des Paradieses hast du Alles, was Gott und die Natur nur Schönes auf der Erde hervorbringen: eine schöne Landschaft, schöne Thiere, schöne Menschen beiderlei Geschlechts, und diese in der Blüthe des Lebens und der Einfalt der Natur. Ich würde den Moment wählen, wo Adam erwacht und die Eva zum erstenmal von Gottes Hand vollendet vor sich stehen sieht. Er sizt auf einem mit Moos und dunklem Gebüsche überdekten Felsenstüke, aus dem ein reiner Quell hervorsprudelt. Seine Stellung kann einfach, edel, von Entzüken und Erstaunen etwas zurükgebogen, gehalten werden. Er drükt beide Gefühle im Auge, im Gesichte und einem der Arme aus. Die

Eva ebenfalls von dem dunkeln Gebüsche erhoben, steht vor ihm in jener Schönheitsfülle, jener Lieblichkeit, Einfalt und Unschuld, welche ein reines weibliches Gemüth verkündet. Sie erwartet mit etwas gehängtem Kopfe und mildem Blike Adams erste Aeußerungen. Daß Adam so schön wie Antinous, und Eva durch ihre Unschuld und Frommheit noch anziehender als die mediceische Venus dargestellt werden müssen, versteht sich von selbst. Ihre Stellung ist einfach, etwas in sich gekehrt. Auf einem ihrer Beine ruhet sie, das andere ist sanft gebogen. Die Bewegungen ihrer Arme und schönen Hände drüken Ergebung und Gefälligkeit aus. Eine ihrer Hände kann auch, um das erste Gefühl der Liebe auszudrüken, auf der linken Brust liegen. Der ganze Körper darf keine Spur von Verdorbenheit verrathen. Ganz rein, voll, schön und jungfräulich muß er dargestellt werden. Neben und um beide Meisterstüke der Schöpfung liegen oder spielen schöne Thiere. Den dunkeln schattigen Vordergrund der Landschaft können Blumen erheben. Den Mittelgrund füllen Wäldchen und Haine mit mannigfaltigen Baumgruppen in einem Ultramarin-blauen oder purpurnen Dufte. Zwischen ihnen schlängelt sich als reiner Spiegel einer der paradiesischen Flüsse hin. Der Hintergrund erhebt und verliert sich in einem fernen blauen Gebirge. Der Himmel ist rein und heiter. Nur einige leichte Wolken fliehen an ihm hin, von den goldnen Strahlen der Sonne beleuchtet, welche hinter dem dunkeln Gebüsche des Vorgrunds

hervorblizt. Ob das Bild des göttlichen Schöpfers von schönen Engeln getragen, oder durch einen Strahl ausgedrükt oben erscheinen soll, kömmt auf die Höhe des Bildes an. Sowohl Bäume als Felder sind von Thieren belebt. So ungefähr würde ich ein Paradies anordnen. Wir kommen nun zum Urtheil des Paris.

Drei der ersten Göttinnen, und folglich die geistreichsten und schönsten, vor dem Richterstuhle eines feinen Kenners der Schönheit, ist schon an sich eines der schönsten Bilder. Den Moment, wo Paris überlegt und sein Urtheil zum Vortheile der Venus ausspricht, haben die meisten Künstler richtig erfaßt, aber selten gut ausgeführt. Wir sezen also auch, wie sie, diesen glüklichen Hirtenkönig mit seinem Hunde und seinem Stabe in edler Stellung auf ein Felsenstük, was von hohen Bäumen oder dunkelm Gebüsche beschattet ist. Da es bei diesem Bilde nicht sowohl auf die Schönheit der Landschaft als des menschlichen Körpers ankömmt, so muß jene diesen untergeordnet bleiben. Es muß, um die Göttergestalten zu erheben, eine durchaus waldige, schattige Gegend seyn.

Paris hält in seiner linken Hand den Hirtenstab, doch so, daß er mehr zwischen dem Arme liegt als gefaßt ist; in seiner rechten den goldnen Apfel. Sein Kopf ist gesenkt, aber sein Auge blikt forschend und fast entzükt nach der Venus. Der leichte Götterbote Merkur schwebt hinter ihm als Zuschauer, und scheint schon das künftige Urtheil, vorhersehend,

schlau zu lächeln. Daß die Körper der drei Göttinnen in fast gleicher Schönheit dargestellt seyn müssen, versteht sich von selbst, aber nicht in gleichem Liebreize.

Die Juno würde ich in edler Majestät auf die rechte Seite der Venus und mit fast gegen den Zuschauer gewendetem Körper stellen. Ihr Kopf ist erhaben. Ihr großes Auge scheint drohend gegen den Paris zu bliken. Ihr Gesicht verräth verstekten Stolz und Unmuth, daß sie sich, der Göttinnen erste, von diesem Hirtenknaben soll beurtheilen lassen. Der eine ihrer schönen Arme hängt in regender Lage an der weichen Hüfte herab, dem andern giebt sie eine kokette Bewegung. Sie hat ihre goldnen Armbänder nicht abgelegt. Mit dem rechten Beine scheint sie fest und fast gebietend vorzutreten; das andere wird edel und etwas gebogen nachgezogen.

Die Minerva würde ich der Venus zur linken Seite und ganz in den Vorgrund stellen. Sie macht eine Rükenstellung, wodurch die gegen Paris gerichtete Hüfte einen besondern Reiz durch die schön herabwallende Wölbung erhält. Der ganze Rüken ist mit seinen sanften Einbiegungen oder Erhöhungen nach dieser Hüfte gezogen. Das rechte Bein schmiegt sich schamhaft und gebogen an das linke, worauf sie ruht. An der Haltung ihrer Arme sieht man, daß die geschämige kriegerische Jungfrau

selbst ihre Schönheiten deken möchte. Ihr Gesicht ist etwas ernsthaft gegen den Richter gekehrt, und ein rein-griechisches Profil.

Sie kömmt die Lust der Welt, des Himmels höchste Zier,
Und unsichtbar die Grazien mit ihr *).

Die Venus würde die Mitte der Göttergruppe ausfüllen in aller der Schönheit, mit allem dem Liebreiz, wie wir sie von Praxiteles dargestellt finden. Die Körperstellung könnte wohl so gehalten seyn, wie jene der mediceischen, nur nicht so hervorgebogen, sondern in noch zurükhaltender Ungewißheit; übrigens auf einem Beine ruhend, das andere sanft biegend. Die rechte Hand und den rechten Arm müßte man vorragend sehen, als schon zur Erhaltung des Apfels bereit. Der linke müßte entweder reizend am schönen Leibe herabhangen oder aufgereckt Erwartung ausdrüken; doch keine der Hände darf Schönheit verdeken. Ihr Kopf ist sanft gegen den Paris geneigt. Ihr Auge, ihr Mund und alle Züge ihres Gesichtes sprechen Liebreiz und Gefälligkeit aus. Man hüte sich aber nur, diese Göttinnen abgesondert und wie in Reihen und Gliedern geordnet neben einander zu stellen. Die Göttergruppe muß durchaus wieder ein schönes Ganzes bilden, nur verschieden in den einzelnen Bewegungen und Farbenspielen. Das Hauptlicht muß auf dem schönen weißen Leibe der Venus liegen. Die Körper der Juno und Minerva können durch die Schlagschatten der

*) Wielands komische Erzählungen.

Bäume mehr oder weniger im Halbdunkel gehalten werden. Die Kleidung und der Schmuk der Göttinnen liegen umher. Amor kann in der Mitte des Bildes, mit dem Gürtel der Venus spielend, die Gruppe der Göttinnen mit jener des Merkurs und Paris verbinden. Das Kolorit der Landschaft muß fast durchgängig dunkel gehalten seyn.

Zu diesem schönen Bilde der griechischen Mythologie will ich dir noch ein anderes als Gegenstük stellen, das ebenfalls schon oft, aber mir nie zur Genüge, bearbeitet wurde: den Herkules am Scheideweg. Die Darstellung, welche der große Carrachi davon gab, gefällt mir gar nicht. Da steht der wakre Held zwischen der Tugend und der Wollust, wie der Esel zwischen zwei Heubündeln, und weiß nicht wo er anpaken soll. Auch ist das Ganze so auseinander geworfen, daß man ohne Kenntniß der Mythologie gar keinen Zusammenhang darin finden kann; und doch ist dieser Gegenstand eben so edel als schön. Ich habe ihn in einer Skizze ohngefähr folgendermaßen angeordnet.

Der junge kräftige Held steht mit seiner Keule und seiner Löwenhaut umgürtet in der Mitte der Gruppe. Er scheint, von den sinnlichen Reizen der Wollust schon angezogen, einen Schritt gegen sie gethan zu haben. Deswegen ist der untere Theil seines nervigen Körpers und sein linkes Bein vorschreitend gegen sie gerichtet; indessen der Kopf, sein Blik und die Brust sich gegen die Tugend zurükwenden. Sein rechtes Bein wird dadurch gebogen und erhält durch

die Bewegung des Oberleibes die Stellung der Unbestimmtheit. Sein Gesicht drükt männliche oder heldische Uiberlegung mit etwas Freundlichkeit aus.

Die Wollust muß in allem sinnlichen Reize erscheinen, so daß jeder, welcher das Bild oberflächlich betrachtet, ihr, wie Herkules, den Vorzug geben würde. Ihres Sieges fast schon gewiß, hat sie den Helden mit einer Hand erfaßt, und macht in Körper und Beinen eine vorschreitende Bewegung, als wollte sie ihn fortziehen. Da sie indessen seine Verlegenheit und seinen Rükblik nach der Tugend bemerkt, blikt auch sie mit vorgehängtem Kopfe und buhlerischem Gesicht nach ihm zurük; und schwingt, um ihn zu betäuben, ihren andern Arm mit einer Klappertrommel reizend über sein Haupt.

Die Tugend steht auf rechter Seite in edler Einfalt und im griechischen Kostüme. Ihre schöne Gestalt leuchtet, wie die Sonne hinter einem Nebelflor, aus den breiten großen Falten des langen Gewandes. Sie hat die einfache Stellung einer Priesterin oder der Raphaelischen Cäcilia. Mit der einen Hand berührt sie den Arm des Herkules, welcher mit der Keule bewaffnet und durch seine oben angegebene Stellung gegen sie gebogen ist; mit der andern zeigt sie ihm den im Hintergrunde hervorschimmernden Tempel des Ruhms. Ihr Kopf ist sanft gegen den Helden gebogen. Ihr Gesicht muß eines von jenen seyn, welche nicht gleich anziehen; aber je länger man sie betrachtet, je mehr Theilnahme und Liebe

einflößen. Die antike Muse der Klio, oder die Leukothea, oder Raphaels Cäcilia, oder die Inubaca der Angelika Kaufmann haben dergleichen; und ich selbst habe davon schon öfter in meinem Leben angetroffen. Kurz, das Bild muß so geordnet und vollendet seyn, daß bei einem jeden, der es betrachtet, ohngefähr das nämliche vorgehen muß, was bei dem Herkules selbst vorgeht. Er muß anfänglich von den Reizen der Wollust hingerissen, aber bei näherer Untersuchung immer mehr zu der Lieblichkeit der Tugend hingezogen werden. Hier hast du einstweilen Stoff genug zu deiner Kunstübung. Wenn du damit fertig bist, wollen wir weiter davon reden.

IV.

Kant und Condillac, als Metaphysiker.

Eine philosophische Parallele.

Als vor zehn Jahren Villers die französischen Philosophen, durch seine Schrift: Philosophie de Kant, mit der Lehre des Königsberger Philosophen bekannt machen wollte, stand ich über denselben Gegenstand mit Herrn Des-tut-Tracy, Mitglied des Erhaltungssenates, und Verfasser eines philosophischen Werkes: Essai d'Idéologie, in einem Briefwechsel. Ich knüpfte den Faden der Erläuterungen an einen uns beiden bekannten Punkt, an Condillacs metaphysische Säze, an. Villers lobte, bei seinem Besuche auf seiner Reise über Mainz nach Paris, meinen Plan, und suchte mich zum öffentlichen Druk meiner drei hierher Bezug habenden Abhandlungen zu bestimmen. Er erwartete davon gute Wirkung: ich erwartete keine, und der Druk unterblieb. Paulus nahm mit vieler Klugheit von der Inschrift eines Altares, der dem unbekannten Gotte geweihet war, die Veranlassung,

den Athenern den Gott der Christen zu predigen. Wir wissen die geringe Wirkung, die seine ernsthafte Rede auf das scherzhafte Volk hatte. Die esoterischen Lehren Condillacs sind den meisten französischen Gelehrten eine unbekannte Gottheit; sie kennen wohl nur die Stätte ihres Altares.

Die ewige Wahrheit, und die vergängliche Meinung haben beide eine andere Zeit, worin sie zum erstenmal erscheinen, und eine andere, worin sie herrschend werden. In diesen Tagen, da Kant und Condillac so gut wie vergessen sind, ist es vielleicht gerade darum ein Wort zu seiner Zeit, Beider Lehren in gedrängter Vergleichung zusammen zu stellen. Eine schwache Stimme macht sich nur bei tiefer Stille vernehmbar. Auch wer den Todten Gerechtigkeit widerfahren läßt, beweißt, daß er an die ewige Menschheit glaubt, und nicht bloß an ihre gebrechlichen Formen, so lange sie da mit einigem Geräusche vorübergehen, und bis sie untersinken.

Den beiden Todten sey dieser rauhe Denkstein geweihet!

Kant.

Das vorige Jahrhundert begann in Deutschland, in litterärischer Beziehung, mit einem großen Denker: mit Leibnitz, und endete sie mit einem eben so großen Denker: mit Kant. Das gegenwärtige Geschlecht war Zeuge von der Geisteskraft des Lezteren. Das folgende wird sie vielleicht

wägen und würdigen. Vielleicht wird die Nachwelt in der Geschichte von dem Fortschritte des menschlichen Geistes seinen Namen neben die Namen solcher Männer stellen, die der langsamen, oft rükgängigen Bewegung der Vernunft einen kräftigen Antrieb gegen die unwandelbare Zentralsonne des Guten und Wahren geben. Kant war ein redlicher Forscher. Er suchte die Wahrheit mit Liebe, und liebte sie um ihrer selbst. Die Nähe ihrer Erscheinung erwärmte sein Herz. In seinen Schriften erhebt sich oft der nüchterne Ausdruk des Nachdenkens bis zur feurigen Sprache der anschauenden Begeisterung. In seinen Werken leuchtet die Kraft eigner Uiberzeugung; und wer über Dunkelheit klagt, dem fehlt das Talent, seinem tiefen Denken nachzudenken. Seine Philosophie ist eine menschliche Philosophie. Sie geht vom Menschen aus, zu ihm zurüke; sie umschreibt unsere Natur, aber seinen Kreis hat Kant nicht vollendet. Was der Mensch hervorbringt, ist Fragment wie sein Leben; das Vollkommene hinterläßt er allenfalls nur in seinen Planen. Den besten und thätigsten ereilt vor seinem Ziele der Tod, oder das schwächliche Alter.

Der Emanuel im Norden eiferte und arbeitete für die Freiheit der Vernunft, wie der Emanuel im Süden etwas später für die Freiheit des Bürgers. Kant fand die Philosophie im drükenden Frohndedienste der Sinnlichkeit, und unterthänig dem sinnlichen und moralischen Materialismus und niederen Vortheile. Ein anderer Moses, dachte er, auf

ihre Befreiung aus dieser Gefangenschaft. Seine Kritik der reinen Vernunft gleicht einer Wüste, worin er die, welche ihm folgten, herumführte. Uiberall Entbehrung, Beschränkung der Vernunft auf kärgliches Manna, statt dem gemeinen Brode, und eine strenge Zucht. In der Metaphysik der Sitten verkündet er die heiligen Gebote des Herrn.

In der teleologischen Urtheilskraft nimmt sein Weg eine bestimmtere Richtung gegen das Land der Verheißung. Auf dem heiligen Berge, der Kritik der praktischen Vernunft, wird er dessen in der Ferne ansichtig. Weiter kam er nicht. Aber gegen die Rükkehr in die vorige Dienstbarkeit hat er seine Anhänger für immer gesichert.

Jede (in obiger Bedeutung) menschliche Philosophie geht im Grunde von der Voraussezung einer wesentlichen Identität des Guten und Wahren aus, wenn auch in der exoterischen Hülle, in äußerer Form und Darstellung, eine noch so große Verschiedenheit herrscht. Das Wahre ist das Daseyn des Guten; das Gute ist das Seyn, die Kraft und Wesenheit des Wahren; jenes ist von Anbeginn, dieses seine zeitliche Erscheinung. Ist das Gute nicht, so sind auch alle Dinge, »die beständig werden, und nimmer sind,« nur Schattenwerk, und jede Erscheinung ist leerer Schein.

Wer sich wegwirft, mag die reelle Wahrheit des Guten läugnen. Aber wer sich wegwirft, der vernichtet sich praktisch selbst, der ist für uns nicht da, und wir haben mit

niemand zu streiten. Aber über die Güte der Wahrheit dürfte gestritten werden. Doch sobald man dieses auf einen Augenblik sezt, verliert unsere Nachforschung alle Richtung, und ihrem Wege fehlt jenes Licht, das nur vom Guten ausgeht. Die Antwort, Wahrheit sey übereinstimmig mit den nothwendigen Denkformen der Menschheit, würde nur auf die zweite Frage führen: Was ist denn Wahres an der Menschheit? Die Antwort: »Das absolute Gute, und was mit dieser in positiver Beziehung steht,« kann allein als endliche Lösung beruhigen.

Jede gründliche Philosophie geht synthetisch von einem Absoluten, einem Vollständigen und Unbedingten aus, oder analytisch zu einem solchen zurüke. Kants Kritik ist analytisch.

Nach dem Geständnisse der meisten älteren Philosophen liegt über der Natur ein geheimnißvoller Schleier. Das Angesicht der göttlichen Isis, sagen sie, hat noch kein Sterblicher erblikt. Nach Kant ist die Tiefe des menschlichen Geistes die Tiefe der Natur; in ihm, dem lebendigen Prinzip, liegt die Wurzel des todten Mechanismus, und aus der Analyse des beweglichen Gedankens entwikeln sich die Geseze des ruhenden Seyns. In dem Selbstbewußtseyn liegen die Bedingungen der Weltgeseze. Indem wir in uns zurükkehren, treten wir außer uns selbst; wenn je dieser Ausdruk einen Sinn hat. Der Begriff beherrscht die sinnliche Anschauung; der menschliche Geist steht über der

gewaltigen Natur. Gestehen wir, daß so ein System den Namen eines erhabenen verdient, wie La Chapelle, in der Kritik des Des-tut-Tracyischen Werkes, das Kantische nennt; denn es erhebt den Menschen über das Gemeine, und gewährt ihm auch auf dem Felde der Erkenntniß eine gewisse Unabhängigkeit.

Kant behauptet die Wirklichkeit äußerer Dinge, nennt die entgegengesezte Meinung ein Skandal der gesunden Vernunft, und sagt, es sey widersinnig, Erscheinungen anzunehmen, ohne etwas, das erscheint. Da es aber keine logische noch demonstrative Verbindung zwischen den Dingen und ihren Vorstellungen giebt, wie Jacobi gezeigt hat, und da doch Kant keine andere zu kennen scheint, so spricht auch Kant hier nur eine nothwendige Voraussezung aus, ein aus dem Standpunkte der blos räsonnirenden Vernunft unüberwindliches Vorurtheil. Seine Widerlegung des Idealismus ist ein mißlungener Versuch. Kant's Analyse des Erkenntnißvermögens ist fürtrefflich. In diesem Theile der Philosophie finde ich bei allem ihm Eigenthümlichen eine große Uibereinstimmung mit den Lehrsäzen Condillacs über denselben Gegenstand.

Die Philosophen hatten sich über das Wesen des Raumes in allen möglichen Vorstellungsarten entschöpft. Ihm waren alle mögliche Dignitäten zuerkannt, von dem Phantasiebilde des Leeren, wie Plattner, ich möchte sagen, grundlos phantasirte, bis zu der wahrnehmbaren Fülle der

Gottheit, wie Hemsterhuis erhaben dachte. Lezterer Begriff hat ungemeinen Reiz; die Ewigkeit, Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit des Raumes scheinen mit den Attributen endlicher Wesen unvereinbar, und einige Kirchenväter, Newton und Spinoza, dachten den Raum in engerer Beziehung mit dem unendlichen Wesen. Aus eben diesen Eigenschaften schloß Kant auf seine bloße Idealität und Subjektivität, da diese subjektive Nothwendigkeit die allgemeine Form unserer sinnlichen Wahrnehmung bestimmt; und da nach der undurchbrechlichen Immanenz des menschlichen Geistes die Eigenschaften des Erkenntnisses zu Eigenschaften des Dinges werden, so werden auch alle subjektiven Eigenschaften des Raumes zu objektiven, aber nur für uns und aus dem Gesichtspunkte unseres Ich. Darum ist der Raum die Grundbedingung aller Erscheinungen der Sinnenwelt.

Die nämlichen Betrachtungen nöthigen uns die Subjektivität, und blos relative Objektivität der Zeit und aller in ihr gegründeten Bestimmungen auf.

Es ist zwar eine vermessene, immer abgewiesene, aber immer wieder zurükkehrende Frage: Haben denn nicht oder können nicht diese subjektiven Formen des Vorstellens eine Uibereinstimmung mit absoluten Eigenschaften der Dinge haben? Haben die Dinge, die durch den Gedanken Gottes sind, gar nichts gemein mit dem Denken des menschlichen Geistes, der auch Gottes Geschlecht ist? Ist es widersprechend

oder nur widersinnig anzunehmen, daß alle endliche Geister in ihren nothwendigen Denkgesezen übereinstimmen, und daß das, worin sie übereinstimmen, das absolute Substantielle in den Dingen konstituire? Dieses Absolute der Dinge und Substantielle wäre dann die Bedingung, unter der alle höhere und niedere Ordnungen von Intelligenzen zu einem realen Ganzen, zu einem Geisterreiche gehörten. Es wäre auch das Element der absoluten Wahrheit.

Alle drei kosmischen Geseze drüken nothwendige Raum- und Zeitverhältnisse aus; ihr Ursprung aus dem Wesen des Verstandes, und ihre ausschließende Anwendung auf die Wahrnehmungen der Sinne ergeben sich ungezwungen aus der Natur unseres Vorstellens. Was an der großen Masse sinnlicher Vorstellungen sich unter jene Geseze fügt, das existirt als Erscheinung; was sich darunter nicht fügt, ist leere Vorstellung und phantastischer Schein.

Alle Prädikate der Dinge sind demnach nähere Bestimmungen der Geseze der Substantialität, Causalität und Wechselwirkung, oder Modifikationen der sinnlichen Affektionen des Subjektes. Sie reichen daher alle nicht bis zum absoluten Dinge, und dieses ist für die Spekulation das ewig vorauszusezende, aber ewig unzugängliche Unbekannte = x.

Ich verlasse Kant in diesem Punkte, um daran die Vorstellungsart Condillacs anzuknüpfen.

Condillac.

Condillac, ein Mann von ausgebreitetem und tiefem Wissen, behauptet, wie Kant, die durchgängige Immanenz der Denkhandlungen unseres Geistes. Wir mögen uns zu dem Himmel erheben, oder in die Tiefe versenken, wir kommen nie aus uns selbst; alles, was wir wahrnehmen, ist immer unser eigenes Denken. Dieses Axiom stellt Condillac im Anfange seines Versuches über den Ursprung menschlicher Erkenntnisse auf; er drükt sich herzhaft und bestimmt aus. Ich weiß nicht, ist es Zufall oder Absicht, daß er sogar wörtlich die Metapher gebraucht, deren sich der skeptische Hume in seinem Versuche über den menschlichen Verstand bediente, und als endliches Resultat seiner Untersuchungen darlegte.

Wir müssen, fährt Condillac weiter fort, die Ordnung unserer Begriffe entwikeln, um die Ordnung der Dinge zu erkennen. »Diese Dinge sind aber blos Erscheinungen, Phénomènes, (Cours d'études T. IV. p. I. Chap. 2) Produkte aus der Vereinigung unserer Empfindungen; denn zu dem wahren Dinge an sich giebt es aus dem Vorstellen sinnlicher Prädikate keinen Uibergang. (Art de penser, Chap. 2.) Die objektive Wirklichkeit hat nichts mit der Wahrnehmung gemein, von welcher Art auch der Sinn seyn mag, der uns die Vorstellung giebt.«

Ohne Zweifel deutete er hier auf Lockes Unterscheidung zwischen subjektiven und objektiven Sinnen, denen

lezteren er den Vorzug einräumt, reelle Produkte der Dinge dem Bewußtseyn darzustellen. »Wollen wir daher über das Wesen wahrnehmbarer Dinge urtheilen, so müssen wir uns nothwendig täuschen.« (Art de penser, Chap. 2.)

Was Kant von Raum und Zeit lehrt, lehrt Condillac von Ausdehnung und Bewegung. Man bemerkt, daß er die Begriffe nicht scharf begrenzt; Ausdehnung ist weniger als Raum, Bewegung ist mehr als Zeit. Beides hält er nur für ideale Wesen, die mit der Wirklichkeit nichts gemein haben.

Im sechsten Kapitel der Abhandlung über die Empfindungen (Traité des sensations) drükt sich unser Philosoph auf eine Weise aus, die über seinen transzendentalen Idealismus keinen Zweifel läßt. »Kaum ist der Sinn des Gesichts durch das Gefühl unterrichtet, so vertheilt er seine Schäze in die Natur, um die Orte auszuschmüken, die sein Führer ihm entdekt. Aus den Himmeln und der Erde macht er ein entzükendes Schauspiel, das keine andere Pracht hat, als dadurch, daß er hier seine eigne Empfindungen ausbreitet. Was wäre ich, wenn ich, ewig in mich selbst verschlossen, nie gelernt hätte, meine eigne Seynsarten außer mir zu sezen?«

Eben so bestimmt wie Kant, läugnet Condillac die Erkennbarkeit des unbekannten Grundes der Erscheinungswelt, und das neunte Kapitel von seinem Werke: Art de

penser kann als Parallelstelle zum §. 3 der Kritik der reinen Vernunft angesehen werden. Er sagt, »die nämlichen Empfindungen geben die Eigenschaften sinnlicher Dinge. Wir denken uns unter diesen noch etwas, was wir ihr Substrat nennen; aber in der That, unsere Empfindungen existiren nicht außer uns; und die Frage: Was ist die Substanz der Dinge? ist die Frage: Was hält die Empfindungen zusammen, da wo sie nicht sind? Es giebt allerdings noch etwas außer uns, und außer den sinnlichen Wahrnehmungen. Allein wir kennen seine Natur nicht, und doch wollte jeder Philosoph das Wesen der Substanz erklären; als wenn es möglich wäre, in den Objekten etwas anders wahrzunehmen, als unsere Vorstellungen. Man erhob den Schein zur Realität.»

Condillac drang offenbar in die Natur des Verstellungsvermögens tiefer ein als Locke; er zergliederte es so scharf als Hume; allein gegen dessen Skeptizismus, dem auf diese Art nicht auszuweichen war, hielt er sich eine Hinterthüre offen. Wer hält sich keine offen?

»Es giebt allerdings noch etwas außer und jenseits unserer sinnlichen Wahrnehmungen,« sagen Condillac und Kant. Lezterer meint, es sey ungereimt, Erscheinungen anzunehmen, ohne etwas was erscheint. Der Idealist sagt auch so; aber ihm ist das Subjekt selbst das in der Erscheinung Erscheinende; das Ich ist ihm der Träger der Welt; sein Wesen das Wesen der Dinge, in die es sich

durch unendliche Verzweigungen ausdehnt, versinnlicht; und er hält vielmehr für ungereimt, das Negative in unsern Vorstellungen, das Gefühl unserer Beschränkung, den physischen Zwang, mit einem Wort die Grenze unserer Natur für das positive Material, für das reelle Substrat einer Welt zu halten, von der wir kein einziges Prädikat aussagen können.

Der Idealismus ist ein Werk der künstlichen Philosophie, der Realismus ein Werk unserer intelligenten Natur. Jener entstand durch Räsonnement, diesen zerstört kein Räsonnement, so wie er durch keines erzeugt ist. Jacobi ergriff diesen Punkt, und begriff ihn. Er bezeichnet das Gefühl nicht der Nöthigung, sondern der Fülle, das Gefühl des Daseyns des Objektes mit der Vorstellung in dem ungetheilten Akte der Anschauung, mit dem Worte Glauben. Er wußte wohl, daß er zwar das schiklichste Wort an sich, aber das unschiklichste wegen seiner gehässigen Nebenbedeutung gewählt hatte. Vergebens gab er seinem Kinde, um sich vor dem Vorwurf des Aberglaubens zu verwahren, den ungläubigsten Philosophen zum Schuzheiligen; er galt und gilt noch für einen Lästerer der heiligen Vernunft bei allen, denen bloße Worte Heil bringen, denen Worte ein Aergerniß sind. Diese sind hinweg über den groben Materialismus einer reellen Kenntniß aus Anschauung und Gefühl!

Ich hoffe, daß sich Jacobi nicht an denen ärgern wird, die an ihm Aergerniß genommen haben, und daß er eben diesem Punkte in der neuen Ausgabe seiner Werke, deren Revision ihn nun beschäftigt, namentlich bei seiner Schrift: David Hume, oder über den Glauben, das Licht und die Klarheit geben wird, die er über die dunklen Tiefen der Philosophie zu verbreiten weiß.

V.

Städtische Gemähldesammlung in Mainz.

(Fortsezung.)

XX.

Adam und Eva am Versuchungsbaume; von Albert Dürer.

Auf Holz 7 Schuh hoch, 5 breit. Die Figuren stark Lebensgröße.

Die beiden Stammeltern stehen rechts und links am Baume der Erkenntniß, und scheinen, von der satanischen Suada der alten Schlange ergriffen, in Nachdenken versunken. Die Schlange zeigt sich selbst in bunter Hülle und falscher Schlangenfreundlichkeit oben am Stamme des Baumes, und rühmt die Wunderkraft der gefürchteten Frucht. Hier sind es rothwangige Aepfel. Adam läßt Abscheu und schmerzlichen Zweifel bliken. Eva geht in freundliche Lüsternheit über; es ist der Moment, wo das Gift der Verführung

ihr Herz ergreift, wo die Furcht vor sündigem Ungehorsam, in Zweifel aufgelößt, der neuen Begierde weicht nach verschönertem Geisterleben. Ein Augenblik später, und Satan hat gewonnen, und das Weib tritt mit ihm in den Bund, der Verderben bringt über das künftige Menschengeschlecht. Das innere Leben ist hier gewaltsam bewegt, und die äußre, starre Ruhe der Körper wird hier fürchterliche, gewitterdrohende Stille. Wir ahnen die unheilbringende That; izt wird sie hervorgehen wie Pandora mit geöffneter Büchse, und alle Lebensqualen mit den Gebrechen der Sterblichkeit, mit den Schauern des Todes werden ausfahren und unwiederruflich ihre Herrschaft in allen Räumen, in allen Zeiten gründen. Wer hier mit den Augen des Glaubens mehr sieht als Sinnbild, dessen Herz muß hier aufgegriffen werden von Wehmuth und Angst.

Adam ist im Ganzen richtig gezeichnet; sein Fleisch ist frisch; seine Umrisse nicht sehr scharf und troken. Seine Gesichtsbildung sollte edler seyn. Der geöffnete Mund zeigt gemeine Natur, und die magern Arme zeigen Schwäche.

Eva hat einen schönen Körper von den Weichen herab, und wir sehen hier deutlich, daß Dürer die Antike kannte, und die lebende Natur nach ihr zu modifiziren verstand. Nach einer Sage soll er für diese Eva, so wie für alle seine weiblichen Naktheiten ein taugliches Modell an einer Nachbarin, der Tochter eines Schlossers, gefunden haben. Seine eifersüchtige Frau wich ihm aber nie von der Seite, wenn

sie ihn von einem ähnlichen Protyp begeistert sah, und er konnte dasselbe nur in ihrer, stets lästigen Gegenwart streng-schulmäßig benuzen. Das Gesicht der Menschenmutter ist wirklich aus der Natur schlicht weggenommen, und die Lüsternheit in Aug und Mund mag hier mehr getreue Nachahmung als Modifikation der denkenden Kunst seyn. Der Hals, schön aus den Schultern gehoben, erinnert uns an des Cornel. Gallus:

Pande puella collum candidum,
Productum bene candidis humeris.

Die Achseln selbst sind zu viel herabgesenkt, und bilden gegen den Hals hin eine pyramidalische Zusammenneigung, welche das Aug beleidigt und die Arme zu sehr hinabsenkt. Die Hände sind natürlich, aber hart und unzierlich gezeichnet, auch etwas groß und steif, besonders ist der Zeigefinger der rechten unnatürlich steif. Die Brüste sind die einer Mutter und ihr tiefer Siz auf dem gesenkten Busen ist sehr ungefällig. Wären sie auf dem gehobnen Busen auf ihre rechte Höhe gestellt, so würde auch das angezogene Lyrikum hier sein entsprechendes Bild finden:

— — — — — — conde gemipomas,
Compresso lacte quae modo pullulant.

Jedoch ist diese Fülle ein Mißgriff gegen die Jungfräulichkeit unsrer Stammmutter vor dem Sündenfall.

Der Vorwurf der geschnittnen Umrisse und der troknen kalten Färbung trift ihn hier nicht mit dem Rechte wie in andern Gemählden von ihm; auch ist es von 1507, also aus

seiner Blüthenzeit. Er selbst hatte die Idee von Gelungenheit bei dieser Erzeugung, und auf ein gemahltes Holztäfelchen, welches unten am Stamme des Baums aufgehängt ist, sezte er mit dem Nationalstolz eines Deutschen: Albertus Durer allemannus faciebat post virginis partum 1507.

Inzwischen sind die Formen der beiden Körper, so geschmeidig sie auch sich wölben und verschmelzen, doch von plastischer Wirkung, welches sich auf dem schwarzen gegenstandleeren Hintergrunde noch empfindbarer macht. Die gelben Haare scheinen in Holz ciselirt. Die Inkarnation der Eva fällt im Schatten etwas ins Rothgräuliche, und die Lichtstellen sind durch eine blendend weißröthliche Lasurtinte geklärt und gehoben. Alle Theile sind frisch und rein, wie heute gemahlt, und bei leisen Schatten und zarten Wiederscheinen kunstreich gerundet. Das Ganze ist von überraschender Wirkung, und macht die Bewundrung begreiflich, welche der große Raphael diesem Stifter der altdeutschen Schule mit seiner Freundschaft schenkte; ja in ihm finden wir es natürlich, daß er den lauten rühmlichen Beifall des sonst für seine Landsleute so partheiischen Vasari ertrozte. Man darf es nie vergessen, daß man dieses Gemählde, welches zu allen Zeiten als eines seiner Kapitalstüke genannt wurde, und aus der Gallerie des Großherzogs von Florenz herkömmt, nach der Zeit beurtheilt werden muß, in welcher es verfertigt wurde. Albert hatte keinen Meister über

sich; er ist der Vater seiner eignen Manier, und reizte als Universalgenie noch nach seinem Tode große Künstler in jedem Kunstzweige zur Nachahmung.

XXI.

Die Nahrung Christus, oder die Madonna wie sie dem Kinde die Brust reicht.

Auf Holz, 2 Schuh breit, 3 hoch. Die Figuren beinahe halb Lebensgröße.

Pietro Vannucci oder Perugino.

Wir haben, Abschnitt XVII., ein Werk von van Veen beschrieben, hier folgt eins von Perugino. Man sollte glauben eine besondre Aufmerksamkeit habe uns zwei gleichschäzbare Schulmuster zugespielt, um uns die schäzbare Gelegenheit einer prüfenden Vergleichung zwischen dem Geist beider großer Künstler zu verschaffen. Van Veen, der Lehrmeister von Rubens! — und nun, ihm gegenüber, Perugino, der Lehrmeister von Raphael! —

Wenn wir nicht vergessen wollen, daß Vänius beinahe ein Menschenalter nach Vannucci's Tode erst geboren wurde, — ein Umstand welcher ihre Kunstresultate um ein volles Jahrhundert auseinanderstellt, — so werden wir es begreiflich finden, daß den Werken des Lezteren noch alle jene Mängel anhaften, welchen die sich aus ihrer Kindheit erhebende Mahlerei noch nicht entwunden hatte. Andreas Werrochio zündete ein Licht an, das auch Leonard da

Vinci und Peter Perugino, seine talentvollen Schüler, nicht zur Fakel zu verstärken verstanden. Die Zeichnung des Menschenkörpers hatte Fortschritte gemacht; sie war bis auf einen der Vollkommenheit nahen Grad gediehen, als die Farbengebung und die Kenntniß der Perspektiv noch in den Windeln der Kindheit festgewunden lagen. Diese Banden zu zersprengen, mußte Raphael erstehen; aber sie ihn fühlen zu lassen, die Ahnung des Besseren in seine glühende Seele zu legen, dazu hatte Perugino Geist und Kunstgehalt im nöthigen Maaße. Die ganze erste Raphaelsepoche bis zu Bramanta's Berufung nach Rom ist das fortgesezte, peruginische Echo, und die volle Polhöhe des peruginischen Kunstruhmes ist von den Wiederstrahlen der Jugendkrone Raphaels vergoldet.

Perugino ist gerühmt durch die Anmuth in seinen Köpfen, durch die Grazie in seinen Stellungen, durch eine frische Färbung, durch eine äußerst reine Behandlung und fleißige Ausführung. Seine Zeichnung verkündet die Verrochische Stärke in dieser Eigenschaft, aber auch das Trokne des Umrisses und das Eingeschnittne, die scharfen Einbisse der Muskeln. Die Gemählde seiner lezten Zeit sind nachlässiger gearbeitet, nicht selten Wiederholungen früherer Produkte, und tragen das Gepräge einer eilfertigen Habsucht, welche das Gold dem Ruhme vorzieht.

Die Madonna, welche wir vor uns haben, ist aus seiner besseren Zeit, ein reines, fleißig durchgeführtes lebendiges

und aufs Beste erhaltenes Gemählde. Mutter und Kind sind liebliche, naive Menschengesichter voll inniger Gemüthlichkeit. In ihren Mienen liegt eine anziehende Anmuth gleich fern von idealer Schönheit und von tiefer Gemeinheit; gleich fern von Hoheit und Würde und von dem inhaltlosen Werkeltagsstempel. Das Bild gefällt auf den ersten Blik und interessirt noch nach langer Prüfung.

Das Kind ist ganz nakt. Eben hat es sich von der nährenden Brust gesättigt abgekehrt, und blikt frisch und vergnügt in die Welt. Die Mutter träumt süßen Muttertraum. Sie trägt über einem rothen, geschmakvoll angeordneten Kleide einen schön geworfenen Mantel von blendender Lazurfarbe. Mantel wie Kleid sind mit feinen Arabesken von wirklicher Goldtinte so wunderbar künstlich besäumt, daß man kaum begreift, welche Werkzeuge hier manövrirt haben. Auch die Nimben sind mühsam und fleißig mit Gold ausgeführt.

Die Mutter sizt vor einem Wandpfeiler; rechts und links sind Fenster, die in eine Ferne bliken lassen, welche alle Mängel der Perspektiv und Haltung hat, aber mit Festons von Blumen geschmükt sind, die mit einer solchen Lebendigkeit, und mit solcher Feinheit und Sorgfalt ausgeführt sind, daß kein Blumenmahler, selbst S e g h e r s, D e h e e m, M i g n o n und S y b i l l a M e r i a n nicht ausgenommen, etwas Reineres geliefert hat. Schade, daß die Zeichnung davon nicht genauer, die Anordnung nicht geschmakvoller,

und das Verhältniß zu den Figuren nicht natürlicher ist. Auch der mit Blumen reichlich ausgeschmükte Grasteppich zu den Füßen der Madonna verdient Aufmerksamkeit und Lob. Raphael selbst, sollte man glauben, hat hier seine Hand zur Mithilfe hergegeben. Wir wissen ja, wie sehr Perugino den getreuen, gutmüthigen Schülerfleiß des dankbaren Jünglings mißbrauchte, und wie sein Geiz eben so sehr mit der wachsenden Kunstfertigkeit des wunderbaren Lehrlings wucherte, als sich sein Stolz mit den Kunstopfern seiner Bescheidenheit schmükte.

Im Ganzen verhält sich der Kunstwerth dieses schönen Gemähldes zu Raphaels ersten Erzeugnissen wirklich in einem eben so annähernden Grade, als sich die Werke des Vänius zu jenen des Rubens verhalten, welche er vor seiner Reise nach Italien verfertigt hat. Man erkennt in beiden sehr würdige Meister; nur kann man sagen: Vänius war von Rubens aufgesucht worden, Perugino aber erhielt seinen göttlichen Schüler vom Zufall. Vänius, als denkender gelehrter Künstler, machte bleibende Eindrüke auf seinen Schüler; Perugino war für den seinen nur ein pädagogischer Wegweiser im Gebiete der Technik der Kunst. Rubens, von seinem Meister getrennt, war es nicht von der ewigen Quelle seiner weisen, immer fortwirkenden Belehrung. Raphael, der Schule seines Meisters entwachsen, ließ dieselbe unter sich wie eine lästige Hülle, und schwang sich fesselfrei, selbstständig empor in die Sphäre eigner

Schöpfungskraft, empor in das ihm eigne Element, dessen Lichtkreis den alten, düstren, drükenden Schultraum von sich ausschloß, wie Morgensonne die Dünste der Nacht. Gewiß hätte Raphael der Kunst früher, also auch länger gelebt, wäre er in Da Vinci's bessere Hände gefallen, der ihn nie zum Frohnknechte des Wuchersinns herabgewürdigt haben würde, wie es Perugino that. Eben so gewiß aber auch hätte Rubens seine Bahn zur Höhe der Unsterblichkeit später und unsichrer angetreten, hätte er sich länger in der Schule des rohen, eigensinnigen van Oort, einem andern Perugino, zurükhalten lassen, hätte ihn sein gutes Glük nicht dem würdigen Vänius, dem Raphael seines Vaterlandes, zugeführt.

XXII.

Geburt Christi. Lukas Giordano.

Die Figuren sind beinahe Lebensgröße.

Auch hier steht das Werk eines Künstlers vor uns, welcher seinen Meister übertroffen hat; wenn auch nicht in Stärke des Ausdruks, doch in Wahl und Anordnung der Gegenstände so wie im Farbenauftrag.

Maria hat das neugeborne Kind vor sich auf einem ärmlichen Lager, Joseph steht ihr gegenüber. Einige Schäfer und Bäuerinnen bringen ihre Opfer. Der Hintergrund ist eine verfallne Mauer. Das Gemählde scheint größer gewesen und wegen starker Beschädigungen zerschnitten worden zu

seyn. Maria, das Kind, eine kniende Hirtin, und ihr Hund sind rein und schön von zarter Farbenschmelzung. Ein kleiner Knabe in betender Stellung auf der Mitte des Gemähldes ist ebenfalls ungemein frisch und schön. Der Mittelgrund ist leer, aber auch übermahlt; die Figuren, welche da waren, sind weggepinselt. In den Wolken war eine Glorie, nun ist leere Luft an der verkürzten Stelle. Joseph hat einen wahren Riberakopf, ein junger Schäfer auf der linken Seite hinter der Muttergottes ist übermahlt; doch auch aus dieser Mißhandlung leuchtet noch hervor, daß Giordano durch übereilte Arbeiten seinen Mangel an Zergliedrungskunde blos gab. Das Kostüme war seine Stärke nicht, er ahmte hierin die Venezianer und Florentiner nach.

Die kniende Hirtin, glaubt man, sey aus Bassano's Pinsel hervorgegangen. Außer diesem Meister studierte Giordano mit besondrer Vorliebe die Werke des Paul Veronesa, des Peter von Cortona und des Andreas del Sarto, deren Schönheiten man in seinen Werken in zerstreuten Zügen wiederfindet. Nicht umsonst werden sie deshalb Honig aus allen Blumen genannt.

Vielleicht war kein Künstler mit einem so glüklichen Gedächtnisse, und mit einer solchen Kunstfertigkeit begabt. Jammerschade, daß er davon einen solchen Mißbrauch machte, und die Welt mit einer Sündfluth von Mittelgut über-

schwemmte, welche ihm zwar einen sehr bedeutenden Reichthum zuführte, aber auch seinen Ruhm beschädigte.

Ich habe von Guercino gesagt, daß er der Andre fa presto (Beiname von Giordano) war; aber ich hätte das Wörtchen beinahe einschieben sollen, denn die Anzahl, der Umfang und die Bedeutenheit der Gemählde von Giordano verhält sich gegen die Werke Guercino's kaum wie 1 zu 2. Selbst das vor uns stehende Gemählde, vielleicht das Werk von zwei Tagen, zeigt uns am Josephskopfe die Spuren von Finger- und Pinselstielstrichen, die seine ungeduldige Seele in der kleinen Zwischenzeit anzubringen ihn drängte, in welcher ihm seine Schüler Pinsel und Palette reinigten.

XXIII.

Der heilige Joseph und das Christkind, von Bertholet Flemael.

Auf Tuch 6 Schuh hoch, 4½ breit. Die Figuren Lebensgröße.

Der heilige Joseph kniet in der ehrfurchtsvollen Stellung eines fürsprechenden Beters auf der Antrittsstufe eines Gesimses, auf welchem das Christkind steht, ihm sich freundlich erhörend zukehrt, und eine Blumenkrone entgegenreicht. Der ganze Joseph ist vortrefflich gezeichnet, Körper und Bekleidung sind geschikt und natürlich vorgetragen; besonders lebendig ist der Ausdruk des schönen Mannsprofils, und besonders rein aus der Natur weggegriffen sind die Hände zur

Bitte erhoben. Das Kind ist ganz nakt, von guter Inkarnation, aber zu schwer und zu wenig edel für den künftigen Welterlöser. Das Kolorit des heiligen Josephs ist lebendig, gut abgerundet, aber vielleicht etwas troken, zu bunt und zu zierlich für den armen Zimmermann. Oben sind die Säulenstämme des Hintergrundes mit einer schweren rothen Drapperie behangen, welche kunstreich, aber nicht von angenehmer Wirkung ist. Das Ganze gewährt einen gefälligen Anblik, und der näheren Prüfung viele Befriedigung.

Flemael hat besseres gemahlt; aber auch dieses Gemählde bestreitet seinen Ruhm nicht, und läßt uns den Mann finden, der einen guten Geschmak einführte, und seinen Landesleuten die blinde Vorliebe für die Schwächen der einheimischen Schule nahm. Flemael behauptet unter den gelehrten Mahlern einen bedeutenden Rang, und wird immer unter den Universalgenien mit Achtung genannt werden. Er war Antiquar, Sprachkenner, Mathematiker, praktischer Baumeister, Sänger, Tonkünstler auf mehreren Instrumenten, und Mahler auf Kalk und in Oel. Was er mahlte, ist gelehrt durchdacht, edel und groß angeordnet, und mit Fleiß ausgeführt; auch das geringste seiner Gemählde wird ihm ein gültiger Lobredner.

Der berühmte Lairesse machte durch das Studium nach Flemael wider gut, was er durch jenes nach Testa an sich verdorben hatte. Wenn der so brave Flemael

nicht mehr Werke der Welt schenkte, so darf man dieses Unglük nicht seinem Mangel an Fleiß oder einem schwerfälligen langsamen Geiste, sondern seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit zuschreiben, mit welcher er seine geselligen Talente seiner Umgebung weihte. Er war der Allgeliebte, der Allgesuchte, der überall Festgehaltene, und so brachte er auf Kosten der Kunst die schmerzlichsten Opfer der edlen Zeit, da es ihm an Muth und Nerve, ja an Selbstsucht fehlte, den unbescheidnen Anmuthungen seiner Freunde auszubeugen.

Je seltner aber Flemaels Werke sind, desto höher ist ihr Werth, und wir können uns Glük wünschen, eine seiner schönen Erzeugungen zu besizen.

XXIV.

Die Taufe des heiligen Augustinus, von Gerhard Lairesse.

Auf Tuch, 8 Schuhe hoch, 10 breit. Die Figuren Lebensgröße.

Wir wissen aus der Legende des heil. Augustins, daß er, obgleich von christlichen frommen Eltern erzeugt und erzogen, dennoch sich von der damaligen Jugend verführen und zu dem hinreißenden Irrglauben des Manichäismus verleiten ließ. Der heil. Ambrosius, damals Bischoff seiner Vaterstadt, führte ihn durch Belehrung und Erleuchtung nach und nach aus diesem Uibel in den Mutterschooß der Kirche zurük, und gab ihm, dem reuigen Büßer, dem gleichsam neugebornen Christen, das heilige Sakrament der Taufe.

Dieses Gemählde wurde immer mit vielem Ruhme genannt, und steht überall oben an der Spize der Lairessischen Kapitalstüke. Es kömmt von Lüttich, wo es als der Schmuk der heiligen Ursulakirche geachtet wurde. Gewiß hat Lairesse kein reicheres und schöneres Gemählde geliefert, seine berühmte Marter der heiligen Ursula nicht ausgenommen; eine schöne rührende Glaubenspoesie voll Wirkung auf das ergriffne Gemüth.

Der in Reue zerknirschte Jüngling steht mit tief gebeugtem Haupte vor dem Taufsteine, und empfängt vom heiligen Bischoff das Reinigungswasser der Gnade, die Weihe des christlichen Gemeindebundes. Ambrosius steht in edler Zeichnung, als der wahrhafte Verwalter des Allerheiligsten, als der Stellvertreter der göttlichen Vaterwürde und Vatermilde da. Der Hintergrund ist die reiche Architektur einer Rotunda, und andächtige Zeugen dieser rührenden Handlung stehen theilnehmend umher. Tiefe Andacht und selige Erhebung auf den Flügeln des Glaubens mahlen sich auf allen Gesichtern, denen auch Poussin keinen stärkeren beredenderen Ausdruk, denen selbst Raphael keine schönere Zeichnung gegeben haben würde.

Das Kolorit ist von wunderbarer Wirkung, und trägt das seine kräftig bei, die erwekten heiligen Schauer zu verstärken. Die mystische Beleuchtung von einer himmlischen Glorie, in welcher selige Geister sich des bekehrten Sünders freuen. Die Strahlen und der Wiederschein dieses blaßgelben

Wunderlichtes auf den grauen Tempelwänden und Säulenlauben, und die pikante Kontrastirung der starken Schattenmassen mit den hellen Lichtmassen geben dem Ganzen zwar ein etwas frostiges, aber auch ein schauerlich-ehrwürdiges Ansehen.

Die Hauptgruppe steht ganz im Schatten, so daß man Mühe hat, die Gewandkonturen und den reichen Bronzeguß des Taufsteins zu entwikeln; ein Fehler, welchem klug angebrachte Wiederscheine gesteuert hätten.

Ein Fehler, welcher diesem Poussin der Holländer (wie Deskamps ihn nennt) weniger zu verzeihen ist, sind die im Vordergrunde an einem eisernen Geländer heraufsteigenden oder angelehnten Figuren, welche schon als bloße Brustbilder widrigen Eindruk machen, und als schlechte Episoden, die durch ihre Stellungen und ihren totalen Mangel an Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung, der sie doch der Anordnung nach zunächst stehen, mit dem Ganzen nicht den geringsten Zusammenhang haben, nothwendig das Auge beleidigen und den Verstand ärgern.

Noch mehr wird dieser Fehler widrig, als alle diese Büsten ein bizarrgewähltes Kostüme zeigen, und mit dem Leichten, Edlen und Gutgekleideten der übrigen Figuren, in welchen sich der Künstler übertroffen zu haben scheint, nichts gemein haben.

Demungeachtet ist dieses durchaus fleißig ausgeführte Gemählde ein Kleinod der Kunst, eine hohe, heilige Dich-

tung und gewiß unter den begeisternden Einflüssen der mächtigen Tonkunst entstanden.*)

XXV.

Isaak segnet seinen Sohn Jakob.

Auf Tuch, 6 Schuh hoch, 5 breit. Figuren in Lebensgröße, von J. K. Loth **).

»Da gieng Jakob hin und holte ein Böklein und »brachte sie seiner Mutter, und Rebecca machte ein Essen »daraus wie es Isaak liebte, und nahm Esaus, ihres größern Sohnes, köstliche Kleider, die sie bei sich im Hause »hatte, und zog sie Jakob an, ihrem kleinern Sohne. Aber »die Felle von den Böklein that sie ihm um die Hände und »wo er glatt war am Halse, und gab ihm also das Essen in die »Hand. Und er gieng hinein zum Vater und sprach: Ich bin »Esau dein erstgeborner Sohn; ich hab nach deinem Wort »gethan, esse nun von meinem Wildpret und seegne mich »u. s. w.« Mos. I. 27. —

Der getäuschte Isaak segnet ihn; er empfängt in gebeugter Stellung einen Segen, den er seinem Bruder trüg-

*) Lairesse war gelehrter Dichter und Tonkünstler. Unter dem Entwerfen seiner mahlerischen Zusammenstellungen erweckte und stärkte er seinen Genius mit der Geige.

**) In dem Namensverzeichniß der Gemählde dieser Sammlung (Januarheft, 1812) sind die Namen Isaak und Jakob versetzt, welches hier berichtigt wird.

lich, aber auf Geheiß der Mutter entwandte, die den Fluch dieses Diebstahls auf sich zu nehmen versprach. Rebecca trägt eben das lezte Bokschenkelchen weg, ohne sonstige weitere Theilnahme. Die Stellung und der Kopf des Alten, welcher bis auf die Schaam ganz nakt erscheint, sind gut, und der Körper ist richtig gezeichnet. Jakobs Attitüde ist nicht minder glüklich, aber sein Gesicht hat den gehörigen Ausdruk nicht. Rebecca sollte ganz anders dastehn, und sich vor Entdekung des Betrugs fürchten, oder sich des Gelungenen freuen. Sie ist aber hier nicht mehr als eine gleichgültige Küchenmagd, die mehr stört als beiträgt.

Diesem Deutschen, J. Karl Loth, widerfährt die Ehre, als ein guter talentvoller Schüler von Michel Angelo, Amerigi von Caravagio, der lombardischen Schule einverleibt zu werden, ob er gleich diesen großen Künstler nicht sehr lange studierte, sondern sich bald in die Lehre des Kavalier Petrus Liberi nach Venedig begab, wo auch er die Kunst erlernte, durch die Vermischung der verschiedenen Färbungsmanieren sich eine eigne sehr belobte zu bilden, die ihn sogar zum Range des ersten Hofmahlers vom Kaiser Leopold beförderte. Loth gehört auf diese Art mit gleichen Rechten der lombardischen, venezianischen und deutschen Schule an, da er, ein geborner Münchner, von seinem Vater, Joh. Ulrich, kurbaierischen Hofmahler, den ersten Unterricht empfieng.

Gegenwärtiges Gemählde trägt gar nichts zum Ruhme dieses besonders geschikten Koloristen bei; denn es ist von einem schlechten Ausbesserer so unbarmherzig mitgenommen worden, daß man kaum noch einige Spuren des alten Urbildes und seines ursprünglichen Kunstwerthes zu entdeken vermag. Hier steht abermals ein Dokument, daß die alte Kunst keinen ärgern Feind hat, als den Böotierpöbel heutiger Ausbesserer!



VI.

Gedanken und Anekdoten.

Thales und Solon.

Eine oft gesagte und lange geglaubte Albernheit gilt endlich für Wahrheit; hat sie gar ein merkwürdiger Mensch gesagt, dann braucht sie nicht einmal den Stammbaum einer unangefochtenen edeln Abkunft, durch eine lange Reihe von Geschlechtern, sondern der Vater adelt sein Kind, wie die Gründer neuer Dynastien sich und ihre Nachkommen zugleich adeln, ohne selbst von Adel zu seyn. Wenn alles Vorurtheil ist, was der Mensch auf Treue und Glauben, ohne eigne Prüfung, annimmt, dann sind neunhundert und neun und neunzig Hunderttheile seines Glaubens und Wissens Vorurtheile; und das gilt nicht nur von seiner Geschichte, Rechtslehre, Theologie, Politik und seinem übrigen positiven Wissen, sondern auch von seiner Moral und Lebensklugheit. Der Philosoph Thales war bekanntlich ein

abgesagter Feind der Ehe. Vergebens hatte ihn seine Mutter zu bereden gesucht, sich eine Gefährtin zu der beschwerlichen Reise durch das Leben zu wählen. Da sie ihn zum erstenmal mahnte, sich zu verehlichen, sagte er: es ist noch nicht Zeit; und als sie später wieder auf denselben Gegenstand zurükkam, antwortete er: es ist nicht mehr Zeit. Nach Thales wäre es also immer zu frühe oder zu spät gewesen, ein Weib zu nehmen. »Als der weise Solon, der berühmte Gesezgeber Athens, nach Mylet kam, besuchte er Thales, und äußerte ihm sein Erstaunen darüber, daß er weder Weib noch Kinder habe, oder zu haben wünsche. Der Hagestolz schwieg, um nachdrüklicher als mit Worten zu reden. Er gewann einen verschlagenen Menschen, daß er ihm einen Besuch machen, und von Athen zu kommen vorgeben solle. Solon war, wie man sich denken kann, neugierig zu wissen, was sich, während seiner Abwesenheit, in seiner Vaterstadt zugetragen habe. Ich wüßte nichts Besonderes, antwortete der angebliche Reisende, als daß ich daselbst einen Jüngling beerdigen sah, dessen Leichenbegängniß die ganze Bevölkerung der Stadt beiwohnte; denn es war, wie man sagte, der Sohn eines wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit unter seinen Mitbürgern hochberühmten, damals abwesenden Mannes. Unglüklicher Vater! rief Solon. Aber, fuhr er besorgt fort, sage mir doch, ob du seinen Namen nicht nennen hörtest? — Ich hörte ihn wohl nennen, erwiederte der wohl abgerichtete Betrüger, habe

seinen Namen aber nicht behalten. Doch erinnere ich mich sehr wohl, daß viel von der Weisheit und Gerechtigkeit dieses Mannes gesprochen wurde. Solon, dessen Angst mit jedem Worte des Fremden stieg, fragte endlich, ob der verstorbene Jüngling nicht vielleicht der Sohn Solons seye. — So ist es, erwiederte der Reisende. — Da überließ sich der unglükliche Vater dem ganzen Ausdruke seines Schmerzes, den Thales endlich nur mit der Versicherung stillen konnte, das Ganze seye seine Erfindung. Da siehst du nun, fügte er hinzu, was bei mir den Wunsch, mich zu verehlichen und Kinder zu haben, unterdrükte.«

Nach dem weisen Thales dürfte man also nichts besizen, um nichts verliehren zu können, und der glüklichste Zustand wäre der, in welchem man nichts zu hoffen und zu fürchten hat. Warlich, der unglükliche Vater mußte auch ein sehr glüklicher Vater gewesen seyn! — Eine eigne Philosophie, die das ödeste, ärmste Leben als das schönste preiset! Thales sprach nicht allein als ein schlechter Bürger, sondern kannte auch den Menschen, seine Bestimmung und selbst seine Genüsse wenig. Jeder Genuß gründet sich auf ein Bedürfniß. Jeden Besiz begleitet die Furcht seines Verlustes. Jede Hoffnung und jeder Wunsch sezt ein Entbehren voraus; und wer hofft und wünscht muß nothwendig fürchten, weil es zweifelhaft ist, ob seine Wünsche und Hoffnungen erfüllt werden. Das elendeste Leben würde der leben,

dem nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig bliebe, der nichts mehr gewinnen oder verliehren könnte.

Pyrrhus und Cyneas.

Als Pyrrhus, König von Epirus, sich zum Kriege gegen die Römer rüstete, soll der weise und kluge Cyneas, sein Vertrauter, durch dessen Beredsamkeit der König rühmte, mehr Städte erobert zu haben, als durch die Gewalt seiner Waffen, eine Unterredung mit ihm gehabt haben, deren Inhalt die Geschichte aufbewahrt hat. Cyneas wollte den ehrgeizigen Fürsten bestimmen, seinen kriegerischen Unternehmungen zu entsagen. Wenn das Glük unsre Waffen begünstigt, und wir die Römer unterworfen haben, was werden wir dann thun? fragte er seinen Herrn. Dann, erwiederte dieser, schiffen wir nach Sizilien über, und erobern diese schöne und fruchtbare Insel. — Welches sind aber deine Absichten, wenn du dich im Besize von Sizilien siehst? — Dann gehen wir nach Afrika, um das stolze und reiche Karthago und die nördlichen Küsten dieses Welttheils unsrer Herrschaft zu unterwerfen. — Und wenn wir auch Karthago und die benachbarten Länder unterworfen haben? — Dann, sprach Pyrrhus, wollen wir uns des Lebens im Genusse des Friedens und einer süßen Ruhe freuen. — Was hindert dich aber, bemerkte Cyneas, sogleich da anzufangen, wo du aufhören willst? Warum durch Kämpfe,

Anstrengungen und Gefahren suchen, was wir wirklich schon besizen können?

Die Geschichte erzählt uns nicht, ob und wie der König die weisen Bemerkungen seines philosophischen Günstlings beantwortet hat. Ich fühle auch keineswegs den Beruf in mir, die Apologie des kriegerischen Pyrrhus oder irgend eines Eroberers zu schreiben. Indessen machte die verfängliche Katechose des klugen Cyneas den Eindruk nicht auf mich, den sie auf die meisten Leser gemacht haben muß, weil sie so berühmt geworden ist. Wie! Kann es einen angenehmen Genuß ohne den Stachel des Bedürfnisses, eine süße Ruhe ohne ermüdende Anstrengungen geben? Jener sezt ein Entbehren, und diese Thätigkeit voraus. Uibrigens hat jedes Alter seine Bedürfnisse und Genüsse, und einen ihm angemessenen Wirkungskreis. Der betagte Mann kann nur nach einem Leben voll Anstrengung mit Zufriedenheit auf dasselbe zurüksehen, wie am Abend der Mensch auf den mit einer nüzlichen Arbeit angefüllten Tag zurüksieht. Eine edle, rühmliche Ruhe ist nur der Lohn eines edeln, ruhmvollen Lebens. Washington beschloß seine Tage in ländlicher Zurükgezogenheit gewiß mit andern Gefühlen und Genüssen, als der nordamerikanische Bauer, der auf seiner Bahn von der Wiege bis zum Grabe nur dem Pfluge gefolgt ist. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müssiggang; und wer nie, von Schmeichlern belagert und von Neidern verfolgt, das glänzende Elend in abhängigem

Uiberflusse kennen gelernt hat, wird auch nie das Glük einer unabhängigen Mittelmäßigkeit zu schäzen wissen. Jeder Genuß, auch selbst der Genuß der Ruhe muß verdient werden.

Zevs und das Schaf.

Außer Pfeffel hat vielleicht kein Dichter je Fabeln geschrieben, die einen so tiefen Sinn, und in ihrer Anwendung so viel Wahrheit enthalten, als die des unsterblichen Lessing. Doch erinnere ich mich noch aus meiner frühesten Jugend, daß mir eine, die für sehr schön gilt, und es auch wirklich ist, so oft ich sie las, nie recht gefallen wollte. Es wird so viel abgeschrieben, was es noch weniger verdient als diese Fabel; darum will ich sie hier folgen lassen. Wahrscheinlich hat sie doch nicht mehr jeder Leser im Gedächtnisse.

»Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs, und bat sein Elend zu mindern.

»Zevs schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesen Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schreklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?

»O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

»Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

»Ach! versezte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.

»Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Naken geben.

»Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bok.

»Und gleichwohl, sprach Zevs, mußt du selbst schaden können, wenn sich andre, dir zu schaden, hüten sollen.

»Müßt ich das! seufzete das Schaf. O laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erwekt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

»Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.«

Die Bitte des Schafes ist in der Natur dieses frommen Thiers. Wenn ich einen Sohn hätte, dann wäre mir es Leid, wenn ihm diese Fabel gefiele. Nicht schaden, weil das Vermögen dazu fehlt, ist so verdienstlos, wie jede unangefochtene Tugend. Die Versuchung nicht leichtsinnig suchen, aber auch nicht ängstlich meiden, weil man die Kraft in sich fühlt, ihr zu widerstehen; die Gewalt besizen, und doch nicht mißbrauchen, das ist einem starken, edelmüthigen Karakter eigen. Die höchste Tugend, und das höchste Verdienst eines Menschen besteht in der Beherrschung und Aufopferung seiner selbst. Ohne Widerstand ist kein Kampf,

und ohne Kampf kein Sieg. Nachgiebigkeit, wo man nicht widerstehen kann, Muth, wo keine Gefahr droht, eine erhaltene Unschuld, wo sie keine Versuchung reizte, sind verdienstlose Vorzüge. Auch mir wäre ein Schaf lieber, das sich verirrte, und freiwillig wiederkömmt, als neun und neunzig, welche die gute Weide oder der wachsame Hund beisammen hielt; versteht sich in moralischem und nicht in ökonomischem Sinne, im Stalle oder für die Küche nämlich.

Es giebt vielleicht keine gefährlichere und zugleich falschere Lehre, als die den Genuß des Lebens in unthätiger Ruhe, und die Tugend in einer positiven Unschädlichkeit findet. Die wahren Erb- und Todtsünden des Menschen sind Trägheit, Gleichgültigkeit, und jene elende Gefallsucht, die jeden zufrieden stellen, und es mit keinem verderben möchte, welche die geachtete Tugend, des Anstandes wegen, ehren, das mächtige Verbrechen aber nicht beleidigen will; jenes feige moralische Neutralitätssystem, wenn ich mich so ausdrüken darf, das sich gern unangefochten und wohlbehalten durch die streitenden Interessen und Partheien durchwindet. Erkennte ich in Solon den großen Mann an keinem Zuge seines Lebens oder seiner Gesezgebung, dann würde mir ihn schon seine Verordnung offenbaren, daß bei inneren Unruhen jeder Bürger sich für einen der kämpfenden Theile erklären sollte.

Der Religionseifer.

Ludewig XIV. haßte die Jansenisten vielleicht noch mehr als die Protestanten. Von welcher Art sein Religionseifer war, zeigt, unter andern, auch folgende Anekdote, welche Duclos *) erzählt: Als der Herzog von Orleans, 1706, nach Italien gieng, um daselbst das Kommando der Armee zu übernehmen, wünschte er, daß ihn ein gewisser Angrand-de-Fontpertuis, der nicht in seinen Diensten stund, zu seiner Unterhaltung begleiten möge. Der König, welcher dies erfuhr, fragte seinen Neffen, warum er sich einen Jansenisten gewählt habe? Wie! sagte der Prinz, der wäre ein Jansenist! Ist es denn nicht, entgegnete Ludewig, der Sohn jener Närrin, die Arnaud allenthalben nachzog? Wer die Mutter war, antwortete der Herzog, weiß ich wirklich nicht; was aber den Sohn betrifft, so ist er nicht nur kein Jansenist, sondern ich zweifle sehr, ob er an einen Gott glaubt. Dann hat man mich hintergangen, antwortete der König, mit einer unbefangenen Treuherzigkeit, und ließ Fontpertuis den Prinzen nach Italien begleiten, weil von dem Atheisten für den wahren Glauben nichts zu fürchten war.

Lezte Augenblike Ludewigs XIV.

Die lezten Augenblike eines Menschen, der sich in seinem ganzen Leben über die Menschheit erhaben glaubte, sind,

*) Mémoires secrets sur les régnes de Louis XIV et de Louis XV; par feu M. Duclos.

in mehr als einer Rüksicht, merkwürdig und belehrend. Auf unsrer Erde, wo die Leidenschaften und Vorurtheile jeder Art die gleichgebornen Sterblichen in so weit getrennte Stände auseinandergerissen haben, daß der tiefere sich dem höchsten nie ohne Zittern nahet, wenn ihm eine Annäherung vergönnt ist, und dieser auf jenen wie auf Wesen von schlechterer Art herabsieht, liegt für den duldenden, verachteten Parias ein Trost in dem Gedanken, daß der Tod den göttlichen Bramin, wie ihn, zu Staub zerbrökelt und auflößt. Das memento mori wäre wohl der beßte Mentor für jeden erwachsenen Telemach; aber der Gedanke an den Tod kömmt gewöhnlich erst mit ihm selbst, und also zu spät.

Als Ludewig XIV. seine nahe Auflößung fühlte, sagte er zu der Frau von Maintenon: »Ich hatte immer gehört, »es falle schwer zu sterben; ich bin dem lezten Augenblike »meines Lebens nahe, und finde diesen Entschluß nicht so »schmerzlich.« Frau von Maintenon erwiederte, dieser Augenblik seye nur denjenigen furchtbar, deren Herz an dieser Welt hienge, und die gethanes Unrecht noch gut zu machen hätten. »Als Privatmann, sagte der König, habe »ich keinem Menschen etwas zu ersezen; was mir in dieser »Hinsicht in Beziehung auf den Staat zur Last fallen mag, »so hoffe ich auf die Barmherzigkeit Gottes. Ich habe »ordentlich gebeichtet, und mein Beichtvater will, ich solle »ein großes Vertrauen auf Gott sezen, auch habe ich dasselbe »ganz.« Welche Bürgschaft, ruft Duclos bei dieser Stelle

aus, welche Bürgschaft ist der Pater Tellier für das Gewissen eines Königs!

Was mich bei der Trennung von Ihnen tröstet, sagte Ludewig, indem er seine Blike auf die Frau von Maintenon heftete, ist die Hoffnung, daß wir uns in der Ewigkeit bald wieder finden werden. Sie antwortete nichts auf diesen Abschied, der ihr nicht besonders zu gefallen schien. Boldue, der erste Apotheker, erzählt Duclos, versicherte mich, sie habe beim Hinausgehen gesagt: Voyez le rendez-vous qu'il me donne! cet homme-là n'a jamais aimé que lui *).

Seitdem der König hatte das Bett hüten müssen, näherte sich der Hof sichtbar dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen Regenten, und man drängte sich in seinen Gemächern, um ihm den Hof zu machen; da aber, eines Tags, der König wieder aufzuleben schien, wurde die Nachricht von seiner Besserung so sehr übertrieben, daß der Herzog sich auf einmal von aller Welt verlassen sah.

Will man die Menschennatur von ihrer schönen und liebenswürdigen Seite sehen, dann darf man nur beobachten, wie die Zahl unsrer Freunde mit der Ebbe und Fluth unsers Glüks sich zurükzieht und anschwillt. Man hat oft mit Befremden bemerkt, daß die Mächtigen und Großen gewöhnlich die Menschen verachten; es ist aber schwer zu begreifen, wie sie dieselben sollten achten können.

*) Duclos, ibidem.

Das Fenster von Trianon.

Kleine Ursachen, sagt man, haben oft große Wirkungen; und dies ist besonders bei Hof- und Staatsangelegenheiten wahr. Wenn die Geschichte uns immer den Grund eines jeden Ereignisses, und die erste Veranlassung einer jeden welthistorischen Handlung angeben könnte, dann würde sie freilich viel von ihrem hohen Ernste verlieren, dabei aber unendlich viel an Interesse und Wahrheit gewinnen.

Ludewig XIV. ließ Trianon bauen; Louvois, der nach Colbert die Aufsicht über die königlichen Gebäude führte, begleitete den König, der sich bei diesen Arbeiten unterhielt. Ludewig bemerkte, daß ein Fenster schmäler war als die übrigen, und sagte es Louvois; dieser gab es nicht zu, und widersprach dem Könige, der auf seiner Meinung bestund. Des Streites endlich müde, ließ er die Fenster messen, und es fand sich, daß er Recht hatte. Durch den Widerspruch des Ministers aufgebracht, behandelte er denselben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch diese Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in seinem Innern verschließen, bis er ihr bei seinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent Luft machen konnte: »Ich bin verloren, rief er, wenn ich einen Menschen nicht »zu beschäftigen weiß, der sich über Armseligkeiten ereifert! »Nur der Krieg kann ihn von seinem Bauwesen abbringen;

»und, bei Gott! er soll ihn haben, weil er oder ich ihn »brauchen.«

Louvois hielt Wort; er verwikelte den König in endlose, schrekliche Kriege, die Europa mit Verwüstung erfüllten, und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

Die Andacht bei Hofe.

Wenn man wußte, daß der König, Ludewig XIV, der Andacht in seiner Kapelle beiwohnte, dann füllte sich dieselbe mit Menschen von beiderlei Geschlecht. Eines Tags, da sie der Major der Leibgarde, Brissac, voll frommer Höflinge fand, sagte er laut zu der Garde, der König werde nicht kommen, und ließ sie abziehen. Sogleich verlieren sich die Andächtigen, und nur drei oder vier Weiber bleiben zurük. Eine Viertelstunde nachher läßt Brissac die Garde wieder ihre Stelle einnehmen. Der König kömmt, und ist über die außerordentliche Stille erstaunt, die in dem leeren Tempel herrscht. Brissac erzählt ihm den Vorfall, über den er lacht. Vielleicht entschuldigte Ludewig die Gleichgültigkeit, die man gegen das Heil seiner Seele bezeigte, wegen der Achtung und Furcht, die man dabei gegen seine Person bewieß *).

Das goldne Zeitalter.

Die Jahrhunderte, welche die Geschichte feiert, sind gewöhnlich mehr das goldne Zeitalter der Schriftsteller und

*) Duclos, ibid.

Schriftstellerei, der Künste und des Luxus als der Völker, und sie würden diesen Namen verdienen, wenn die Blüthe der Künste und Wissenschaften, die doch selbst nur Mittel seyn können, und nicht das Glük der Nationen der höchste und lezte Zwek des Staates wäre. Das goldne Jahrhundert Augusts mag für Horaz und Virgil, wie das Ludewigs des Großen für Boileau, Racine und wenige andre mehr ein solches gewesen seyn, als für die Römer und Franzosen, die es in mancher Rüksicht mit größerem Rechte ein eisernes hätten nennen dürfen. Duclos macht über die Regierung dieses Königs, dem man viele vortreffliche Eigenschaften nicht absprechen kann, folgende eben so sinnreiche als wahre Bemerkungen: Die Strahlen, welche von dem Throne ausgehen, erwärmen nur diejenigen, welche sich in seiner Nähe befinden. In der Ferne blenden sie, und verbreiten jene milde Wärme, welche eine Nation belebt, nicht bis dahin. Am Hofe blühete alles; und die Nahrung des Volkes verzehrte der Luxus. Die Gnadenbezeigungen, oder vielmehr die Erkenntlichkeit des Monarchen, denn er ist deren schuldig, erstrekte sich nicht über ein Volk, dem er seine Stärke und seinen Glanz verdankte; über den Landmann, der für den Staat ungleich wichtiger ist als der Künstler, Dichter und Redner. Unglüklicher Weise schmeicheln diese dem Stolze der Fürsten mehr, verleihen ihnen den Ruhm, täuschen die Nachwelt, und beinahe ihre Zeitgenossen. Man würde die Wahrheit nicht erkennen, wenn uneigennüzige

Schriftsteller, welche Freunde der Menschheit sind, nicht den Muth besäßen, die Unterdrükten gegen ihre Unterdrüker in Schuz zu nehmen.

Viele Schriftsteller benehmen sich nur zu niederträchtig gegen diejenigen, von denen sie etwas zu hoffen oder zu fürchten haben. Der mittelmäßigste Fürst kann darauf rechnen, als ein großer Mann gefeiert zu werden, wenn er nur acht oder zehn Pensionen an Schriftsteller verschiedener Nationen vertheilen will. Diese Trompeten des Rufes sind nicht theuer. Ich hatte die Neugierde, in Colberts Manuskripten die Pensionen zusammenzuziehen, welche Ludewig XIV. an die französischen und auswärtigen Gelehrten verschenkte. Die ganze Summe beläuft sich nur auf 66,300 Livres, von denen 52,300 in Frankreich blieben, und 14,000 ins Ausland giengen. Alle diejenigen, welche ihren Antheil an diesem königlichen Geschenke hatten, nahmen nicht den geringsten Anstand, dem freigebigen Monarchen durch den Beinamen des **Großen** ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Apologie Ludewigs XIV.

Es ist leicht zu begreifen, wie Ludewig, dessen Seele die Schmeichler mit den unverschämtesten Lobeserhebungen vergifteten, in eine Art von wahnsinniger Eigenliebe und Selbstvergötterung verfiel. Nur die Krankheiten konnten ihn daran erinnern, daß er ein Mensch sey. Er begriff nicht, wie man den Staat von seiner Person trennen könne.

Man hatte ihm nicht gesagt, daß, wenn die Unterthanen diese beiden Begriffe verwechseln sollten, der Fürst nie ihr Interesse von dem seinigen trennen dürfe. Louvois wekte in dem Könige den Geist des Eroberers, und überredete ihn, er könne nach Belieben über das Gut und Blut seiner Unterthanen verfügen. Daher jene unermeßlichen Heere, die unsre Feinde nöthigten, die ihrigen in demselben Verhältnisse zu vermehren. Dieses Uibel hat bis izt noch zugenommen, und muß nothwendig die Bevölkerung von Europa nach und nach vermindern. *) Ich habe in meiner Jugend bemerkt, daß diejenigen, welche am längsten unter seiner Regierung gelebt hatten, gerade am ungünstigsten für ihn gestimmt waren. Diese Eindrüke haben sich nach und nach verwischt, so wie die Unglüklichen, welche unter ihm seufzeten, verschwanden. Da aber Denkmäler seines Ruhmes bestehen, so wird seine Regierung immer eine denkwürdige Epoche in den Jahrbüchern von Frankreich bilden.

Nichts kann den Eindruk, den die Anwesenheit des Königs auf die Gemüther machte, besser mahlen, als was Heinrich Julius von Bourbon, dem Sohne des großen Condé, begegnet ist. Dieser hatte gewisse Anfälle, die man bei einem andern, als einem Prinzen, Narrheit genannt haben würde. Er glaubte zu Zeiten, er sey in einen Hund verwandelt, und bellte dann aus Leibeskräften. Einmal hatte er einen solchen Anfall in dem Zimmer des Königs. Die Gegenwart des Monarchen zügelte seine Narrheit, die sie jedoch nicht ganz unterdrüken konnte. Der Kranke gieng nach dem Fenster, strekte den Kopf hinaus, und machte alle Geberden eines Bellenden, mäßigte aber dabei seine Stimme, so viel es nur immer möglich war.

*) Da Duclos dies schrieb, war die Kuhpokenimpfung noch nicht entdekt.

VII.

Das Testament des lezten Kurfürsten von Trier.

Vor Kurzem starb Clemens Wenzeslaus, der lezte Kurfürst von Trier. Da dieser Prinz ehemals an dem Rheine geherrscht, und seine Länder väterlich regiert hat, so glaube ich, daß es schiklich seye, in dem Rheinischen Archiv einige Blumen auf sein Grab zu streuen. Die Wohlthaten, welche er ehemals seinen Kurstaaten erwiesen, werde ich in der Geschichte des Rheins anführen. Hier soll nur von den lezten Stunden seines Lebens geredet werden.

Ich weiß nicht, war es Religiosität oder Herzlichkeit, daß die alten deutschen Fürsten immer am Ende ihres Lebens an ihre Freunde oder ihre nothleidenden Unterthanen und Diener gedacht haben. In der Geschichte der alten Fürstenhäuser findet man selten einen Regenten, welcher nicht in seinem Testamente die Armen oder seine Freunde und Diener bedacht hätte. Selbst noch in unsern Tagen haben die Kurfürsten von Mainz, Emerich, Joseph und Friedrich Karl, der Fürst von Speyer, Wilderich Graf von

Waldersdorf, die Fürsten von Baden, von Nassau, von Hessen und von Löwenstein die Armen ihrer Länder entweder ganz oder doch zum Theil zu Erben ihrer Allodialverlassenschaft eingesezt. Der höchstselige Kurfürst von Trier, Clemens, that ein Gleiches. Nachdem er nach katholischem Gebrauche mit den Sakramenten versehen war, und also seinen Tod gewiß erwartete, ließ er noch in seinem Namen an einen seiner ehemaligen Minister schreiben, und ihm für alle die Dienste danken, welche dieser ihm und seinen ehemaligen Kurstaaten geleistet hatte; hierauf sezte er seine Dienerschaft zu Erben seines ganzen Vermögens ein, welches sich an zwei Millionen Gulden belief.

Man könnte nun freilich sagen, daß diese Leute eigentlich noch nicht bettelarm gewesen seyen; allein nach meiner Uiberzeugung sind dermalen Staatsdiener, die um ihre Stellen kommen, gerade diejenigen Menschen, welche die wahrhaft nothleidenden genannt zu werden verdienen; und je redlicher und folglich uneigennüziger sie dem Staate oder ihrem Fürsten gedient haben, je mehr sind sie der Noth und dem Elende ausgesezt.

Man schreiet izt so sehr, wenn während dem Kriege einem Bürger ein Stük Feld verwüstet, oder verbotene Waaren hinweggenommen werden, indessen kann ersterer das nächste Jahr sein Feld wieder bauen, und lezterer hat sich öfter durch seinen Handel bereichert; wenn aber ein Staatsbeamter, der sein väterliches Vermögen auf seine Bildung verwendet, dem Staate und seinem Fürsten treu gedient, und ihnen sogar seinen Wohlstand aufgeopfert hat; wenn ein solcher von seinem Hause vertrieben, seiner Stelle und seines Gehaltes beraubt, und für alle seine dem Staate, oder auch der Welt geleisteten Dienste und Arbeiten mit seiner Familie in die größte Noth versezt wird, daß sich

darüber nicht die Stimme des Mitleids erhebt, das scheint mir unter die Zeichen unsres entmenschten Jahrhunderts zu gehören.

Gesegnet sey also die Asche des Kurfürsten Clemens und des Fürsten Wilderichs, welche auch noch in ihrer lezten Stunde an ihre alten Freunde und Diener gedacht haben! Es ist so was Landesväterliches in diesen Gesinnungen, welches man jedem jungen Fürsten als Muster aufstellen soll. Ich habe in dieser Zeitschrift schon dem Nestor der deutschen Fürsten, dem höchstseligen Großherzoge von Baden, ein Denkmal gestiftet, und ich werde es künftig jedem andern Fürsten thun, der sich durch ächt-landesväterliche Gesinnungen ausgezeichnet hat.



VIII.

Uiber eine Stelle in dem Aufsaze: der Mainzer Kirchhof, von Neeb, in Nro. 71 des Donnersbergers.

Es ist ein Karakterzug unsers Zeitgeistes, alles zu kritisiren, und im Falle die Vernunft keine Gründe darbietet, mit Sentenzen und Zitationen zu spielen, oder was das Verwerflichste der Kritik ist, Absichten und Empfindungen willkührlich vorauszusezen, um sie tadeln zu können. Hr. N. hat uns manches Interessante über den Mainzer Kirchhof gesagt, was freilich auch auf jeden Kirchhof gesagt werden könnte. Um aber doch seine kritische Wanderung über den Gräbern nicht umsonst gemacht zu haben, glaubt er wenigstens über eines derselben seine Geisel schwingen zu müssen. Unglüklicherweise wählt er gerade das durch seine Einfachheit imposante Denkmal, das einem Vater seine Söhne errichteten. Zuerst tadelt er die Form der Unterlage, die ihm ein großer vierekigter Stein, eine plumpe Masse scheint, wäre sie nicht regelmäßig gehauen. Wir könnten Herrn N. fragen, ob er denn einer großen liegenden Figur eine kleine Unterlage

wünsche? und ob nicht die Größe der Figur zugleich die Ausdehnung der Unterlage bestimme? Er konnte diese nur im Verhältnisse mit jener tadeln, aber weit entfernt kritisirt er nur ihre Größe und Form. Er nennt sie plump, wahrscheinlich weil sie nicht mit architektonischen Zierrathen geschmükt ist. Ein anderer Kritiker würde es mit mehr Grund tadeln, wenn man durch künstliche Bearbeitung des Piedestals den Blik von der Hauptfigur und der alles sagenden Inschrift abgezogen hätte, die der einzige Schmuk derselben seyn sollte. Diese Inschrift: »dem Vater die Söhne,« nennt er pleonastisch; wahrscheinlich erinnerte er sich nicht, daß ein Vater auch Töchter haben könne, und daß man dadurch nur sagte: er habe keine gehabt. »Aber,« fährt er fort, »fragen wir wieder, meldete sich bei dem Gedanken, »Vater« in dem kindlichen Herzen gar keine Empfindung? »War dieses Herz so kalt und gleichgültig wie das ganze »Aussehen der bronzirten Figur, die ober dem Steine liegend sich auf eine Urne lehnt und ins blaue Weite schaut, »so bedauere ich den Vater und die Söhne, die mit dem »kostspieligen Denkmale ihre ganze Schuld bezahlt »haben.« Aber, fragen wir nun den Hrn. N., meldete sich in seinem Herzen, als er diese lieblose Frage schrieb, gar keine Empfindung über das Gefühl der Söhne bei diesem willkührlich vorausgesezten und öffentlich geäußerten Zweifel über ihre kindliche Liebe? Wie? weil ihm eine, nicht für die häuslichen Penaten, sondern für das Auge des Publikums bestimmte Inschrift nicht gefällt, glaubt er sich berechtigt, die heiligste Empfindung der Natur in der Brust von Männern, die er nicht kennt, öffentlich bezweifeln zu dürfen? So kalt macht die Eitelkeit des Kritikers sein Herz, daß er keine Rüksicht nimmt auf die gewisse Wirkung seiner Worte, wenn, wie er doch zur Ehre des menschlichen Gefühls vor-

aussezen mußte, unter diesen vielen Söhnen auch nur einer wäre, der dem abscheulichen Bilde, das er von ihnen aufstellt, nicht ähnlich wäre? »Mit dem kostspieligen Denkmale ihre ganze Schuld bezahlt.« Also weil dies Denkmal kostspielig ist, sieht es Hr. N. für eine Bezahlung an? Was in diesem egoistischen Zeitalter einen Beweis der kindlichen Liebe liefert, weil Söhne freiwillig und nur von ihrem Gefühle, das keine Kosten berechnet, geleitet, ein kostspieliges Denkmal ihrem Vater, dem sie alles verdanken, errichten, nimmt Hr. N. Gelegenheit, diese Gefühle deswegen zu bezweifeln? Bedarf denn übrigens der Name Vater, der an und für sich so viel Heiliges hat, daß wir für die Gottheit selbst keinen ausdruksvolleren wissen, noch eines Beiwortes? Welches Beiwort hätte man ihm geben können, das nicht einem eben so strengen Kritiker, als Hr. N., Pleonasm geschienen hätte? Soll denn auf jedem kindlichen Grabsteine »dem besten Vater« stehen, wie auf jedem Neujahrswunsch und jeder Namenstags-Gratulation? Nur mit Superlativen ist Hr. N. zu befriedigen, wie es scheint; uns scheint es aber, daß auf öffentlichen Denkmälern Superlative mit Rüksicht auf Andere angewendet werden sollten, und daß sie überhaupt hier nicht an ihrem Plaze sind, weil man in diesem Falle den Ausdruk des wahren Gefühls von Ostentation nicht unterscheiden kann. Als Hr. N. mit kritischem Auge vor diesem Denkmale stand, war er kälter als die bronzirte Figur, und, weiß Gott! seine Kritik hat nicht ins Blaue, sondern ins Schwarze gesehen. Sogar den Blik dieser Figur in die Unendlichkeit des Weltraumes, und nach dem Orte, den wir uns als den Belohnungsort der Geschiedenen denken, kritisirt er. Hätte Hr. N. seinen Blik gleichfalls dahin gerichtet, er würde sich seines Tadelamtes auf den Gräbern

geschämt haben. Wir wünschen aufrichtig, daß einst seine Kinder ihm nicht mit weniger herzlichen Gefühlen der Dankbarkeit ein geschmakvolleres Denkmal errichten, und der Himmel bewahre uns, ihre Empfindungen zu bezweifeln.

J. B. Petschaft.

Anm. Habe ich wirklich die Söhne des Verstorbenen unter einem abscheulichen Bilde dargestellt? Ist mein Styl so dunkel, meine Feder meinem Willen so ungehorsam, daß das, was nur von einer Darstellung in der Kunst gemeint wird, für Urtheil über eine geschichtliche Wirklichkeit von dem Leser, auch dem aufmerksamen Leser, wie Herr J. B. Petschaft gewiß war, genommen werden mußte? Wer die rednerische Figur des Fragens sich bedient, zweifelt der gerade logisch? Und wer zweifelt, verneinet dieser gerade zu? So viel nur als Antikritik in Beziehung dessen, was persönlich ist. Was die Kunstansicht selbst betrifft, darüber habe ich meinen Geschmak; ist er nicht der des Herrn Petschaft, so thut das nichts zur Wahrheit. Dinge des Kunstgeschmakes sind dem Dispute unterworfen, der gerade darum schwerer zu Ende zu bringen ist, weil er auf keinen logischen Prinzipien beruhet. Wenn ich das getadelte Grabmal angrenzend an das kunstlose Schwerfällige nenne, so war sicher der angemuthete Grund nicht schuld, weil es nicht mit architektonischen Zierrathen geschmükt war. Denn ich empfehle ja Einfalt des Styles für diese Art Monumente, und es ist eine sehr zarte Linie, auf der sich Einfalt und Schmuk noch zuweilen begegnen können.

Neeb.

I.

Gedichte.

Heinrich Frauenlob *).

Wem, in den verschlungnen Gassen,
Wogt so spät der Menschenstrom?
Viele weinen, Viel' erblassen;
Dumpf erschallt's vom alten Dom. —
Starb euch Wer von hohen Gaben,
Der die Herzen so gewann? —
»Wohl bist du ein Fremdling? Sie begraben
Frauenlob, den guten Mann!« —

*) Heinrich Frauenlob, ein Mainzer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, sang fast ausschließlich zu Ehren des weiblichen Geschlechts: daher der Name; sein eigentlicher ist nicht bekannt. Er dichtete in deutscher Sprache, in welcher er die alten Regeln des Gesanges wieder einführte, unter andern: Unser Frauenlied, das Hohelied, das Lied gegen einen, der, vermuthlich

Frauenlob? — Ach seine Kunde
Scholl mir, fernen Landes, schon;
Denn von Munde fliegt zu Munde
Seines Namens süßer Ton:
Sänger, wallend hin und wieder,
Schmolzen in das zarte Spiel
Ihrer Harfen, wonnig, seine Lieder
Voll Begeistrung, voll Gefühl.

---

aus frommem Wahn, den unehelichen Stand dem ehelichen vorgezogen. — Er starb im Jahre 1318, und ward am St. Andreasabend (am lezten November) in dem Dome zu Mainz von den Frauen feierlich, und zwar unter den Umständen, wie sie, den Hauptzügen nach, in dem nachstehenden Gedichte vorkommen, zu Grabe gebracht. Ihre Dankbarkeit errichtete ihm überdies noch ein, mit seinem gekrönten Brustbilde geziertes Denkmal, mit der Umschrift: Anno Domini MCCCXVIII in vigilia beati Andree Apostoli ⊙ Henricus Frowenlob. — Als man, im Jahre 1774, an der Stelle dieses Grabes, einen neuen Eingang machte, wurde das Denkmal, durch die Unachtsamkeit der Handwerker, zerschlagen; im Jahre 1783 ließ aber, auf das Betreiben meines sehr geschäzten, um die vaterländische Geschichte so ausgezeichnet verdienten Freundes, des hiesigen Herrn Geheimen Legationsraths Vogt, der damalige Dombechant, Freiherr von Fechenbach, einen neuen, dem alten vollkommen ähnlichen Stein dicht dabei aufrichten, mit der Beischrift: Juxta formam antiquam restitutum Anno MDCCLXXXIII.

Würze sind sie jedem Feste,
Beim Turnier, auf offner Flur,
In den Hallen der Paläste,
In den heil'gern der Natur.
Minne! Frauenruhm! durchrauschet
Herz und Saiten inniglich:
Schämig steht das Mägdlein nah, und lauschet,
Und der Jüngling freuet sich.

Uibrigens ist das gegenwärtige Gedicht als ein Abschiedsgesang zu betrachten, welchen der Dichter seinen vormaligen Mitbürgern, nach einem achtjährigen Aufenthalt unter ihnen, zu Ende des Jahres 1806, gerührt und dankbar, gewidmet, und den er ihnen mit dem Wunsche zurükgelassen, daß sie zuweilen seiner sich dabei erinnern möchten, in Wohlwollen und in Liebe.

Damals kam das Gedicht in die Hände einer nur sehr kleinen Anzahl von Lesern; bis izt war es darum so gut als nicht gedrukt. Da indessen der Gegenstand und der ursprüngliche Stoff desselben, in geschichtlicher und vaterländischer Rüksicht, schon an sich selbst so merkwürdig ist, als ein Beweis, und als die Beurkundung eines höchst poetischen Sinnes und Benehmens, in einem Jahrhundert, auf welches man noch vor nicht sehr langer Zeit als auf ein rein-barbarisches, mit einem verkehrten und, in unsrer eigenthümlichen Lage, doppelt erbärmlichen Dünkel nieder geblikt— da dieser herrliche Gegenstand und Stoff, abgesehen von jeder neueren Einkleidung, an so manches erinnern und zu so vielem erweken kann: so hat

Manches Mägdlein, sanft entzüket,
Seufzet heimlich: »O wie schön,
Wen der Ruf mit Ehre schmüket!
Könnt' ich, Herrlicher! dich sehn!
Du, dem Liebe hold entklungen,
Hold und lieblich mußt du seyn:
Hast du Liebe dir, ach dir! ersungen?
Mein ergriffnes Herz ist dein!« —

---

der Verfasser des Gedichtes geglaubt, dasselbe, mit einigen Veränderungen, nun auch noch in der vorliegenden Zeitschrift vor ein größeres Publikum bringen zu müssen. Denn er, von seiner Seite, wollte auch, auf diesem Wege, nach Vermögen anschaulich zu machen suchen, welch ein ächtdichterisches Gefühl damals die Deutschen belebte, in welchem Grad es sich äußerte, und wie sehr, in Vergleichung mit ihnen, uns dasselbe noch immer gebricht.

Allerdings waren, im Ganzen, die damaligen Zeiten weit rauher, die Sitten noch unverfeinert, die Kraft war noch wild. Allein desto schärfer und bestimmter schied sich das Edle von dem Gemeinen, das Zarte von dem Rohen, das Sanfte von der Härte; desto reiner, lieblicher und inniger sprach das Poetische, das Fromme, das Gemüthliche, das Menschliche sich aus in dem Leben und in der Kunst. Bei uns Neueren hingegen war das alles bisher so ziemlich verschliffen, verschwemmt und verflacht; es beförderte nur, in trauriger Wechselwirkung, das wovon es ausgieng: ich meine unsere genußsüchtige, schönschwäzende, feige Karakterlosigkeit. Es wird dauern, bis, durch den so gewaltsamen Andrang

Aber laut're Donner stürmen
Von dem Dome, ernst und hehr!
Izt, von allen andern Thürmen,
Braust es auch: Er ist nicht mehr!
Immer stummer, immer enger
Wird es auf des Todten Pfad,
Und die starren Blike fragen bänger:
Ob die theure Leiche naht?

---

der Umstände peinlich und mächtig angeregt, die Menschheit auf eine würdigere Weise wieder in uns erwacht und erstarbt, und sich darstellt, wie sie wohl mag. Denn der Sinn für das Rechte und für das Gute, das Menschlich-Kräftige und Edle ist im Menschen keinesweges ganz zerstörbar. Ohne diesen ewigen Stempel wäre es auch schon längst auf immer untergegangen.

Die Gegenwart giebt uns viel: denn sie bereitet vieles vor. Desto dringender und wohlthätiger ist es ohne Zweifel, recht oft uns zurük zu wenden zu unseren treflichen Alten, und uns zu erwärmen und zu kräftigen an ihrem mannhaften Beispiel, an ihrem schönen und reinen Gefühl.

Vor achthundert Jahren verschönte die Dankbarkeit der edelsten Frauen und Jungfrauen in Mainz das Künstlerleben ihres Lieblings, der sich zum Dichter ihres Geschlechtes geweiht durch öftere freundliche Gaben von Blumen und von Wein aus reizender Hand, und der Name seiner Väter wurde vergessen, weil Bewunderung und Liebe dem Dichter einen dichterischen ertheilte; vor achthundert Jahren gewährten ihm, bei seinem tiefgefühlten und würdig beklagten Tode, jene Frauen und

Fakeln weh'n. In der Gemächer
Fenstern drängt sich alles vor.
Bis zur Zinne hoher Dächer
Stehn die Schauenden empor.
Ans Gegitter, an die Mauer
Klammern sich die Knaben kühn,
Laut hinunter schreiend in die Trauer:
»Ha! Er kommt! Wir sehen ihn!« —

Jungfrauen eine Leichenbestattung, dergleichen wohl noch niemals einen Dichter verherrlichet hat, in irgend einem Zeitalter, bei irgend einem Volke.

Und wenn denn nun die Vorstellung hiervon so lieblich als rührend ist; wenn die Einbildungskraft, wenn das Gemüth so gerne zu ihr zurükkommen und dabei verweilen; wenn uns das, was dem Dichter ward, den Dichter und seine Zeitgenossen doppelt theuer macht: so sey es, in jener trostreichen Erwartung einer nahen und besseren Zukunft, mir vergönnt, auch hier meine mit Heinrich Frauenlobs Geschichte so vertrauten Freunde, Vogt und Bodmann, aufzurufen, daß es ihnen bei ihrem schönen Sinn und Eifer für alles Vaterländische gefallen möge, uns recht bald, und vielleicht am zwekmäßigsten im Rheinischen Archive, nicht allein vollständigere Nachrichten von demselben mitzutheilen, sondern auch noch diese mit einer nicht allzubeschränkten Auswahl der vorzüglicheren Gedichte dieses so hochgefeierten Dichters zu begleiten.

Frankfurt am Main, im Junius 1812.

J.

Er ist nahe. Still, wehmüthig,
Spähen Alle, athmen kaum,
Und sie machen, ehrerbietig,
Dem entschlafnen Dichter Raum. —
Ach, wie blaß! — Er, unverhüllet,
Zeigt dem Himmel sein Gesicht,
Der mit Sternenstrahlenpracht sich füllet:
Weh! er sieht den Himmel nicht!

Mit der späten Rose Düften
Flicht der Lorbeer sich zum Kranz,
Und, ersäuselnd in den Lüften,
Wallt sein Haar mit Fakelglanz.
Seine Hand auf frommem Herzen,
Weiß geschmükt wie eine Braut,
Scheint's er lächle; aber Aller Schmerzen,
Aller Thränen werden laut.

Gute Mainzer! Warm und fröhlich!
Geistig, mild, wie euer Wein!
Seht, wie in Triumphe selig,
Zieht Er in den Tempel ein!
Euer Name, mit dem seinen,
Fern schwebt er, auf Liedes Flug. —
Aber wie? Der Männer seh' ich keinen
In dem langen Leichenzug?

Auf der zarten Schulter tragen,
Hold und rührend anzuschau'n,
Ihren Liebling, unter Klagen,
Acht der edelsten der Frau'n.
Frau'n und Jungfrau'n wallen traurend;
Schwarz erflattert ihr Gewand,
Und sie führen, Herzen süß durchschaurend,
Kleine Mägdlein an der Hand.

Ihre langen, vollen Loken
Wehen irr', in finstrer Pracht.
Horch! Noch jammern alle Gloken
In das stille Grau'n der Nacht.
Nah'ndes Sterbelied erschallet
Nun dem Dom. Die Menge zieht,
Von der Flammen lichtem Dampf umwallet,
In sein wartendes Gebiet.

Noch ist's in dem Tempel düster.
Doch es steh'n, in Festlichkeit,
Am Portale viel der Priester,
Weihrauch schwingend, schon bereit.
Und mit Andacht tritt die Menge
In das Schauerdunkel. Schnell
Wird es, von der Fakeln Glutgedränge,
Bis zur fernsten Wölbung hell.

Und der Orgel Sturm ersauset;
Hallend rauscht's, im Säulengang,
Von der Frommen Fuß; es brauset
Feierlich der Chorgesang.
Schatten, wie die Geister, schweben
Längs den Wänden hin und her,
Und ein grausend-heiliges Erbeben
Faßt die Herzen mehr und mehr.

Sieh, es tritt ein Weib zur Leiche:
Bertha, hoch, und ernst, und leis'.
Ihre Schön' erhebt der bleiche
Gram. Ihr staunt der dicht're Kreis.
Und sie schauet, still betrachtend,
Lang' dem Todten ins Gesicht.
Alles schweiget, eigne Trauer achtend,
Alles lauschet, da sie spricht.

»Edler Mensch! Noch ist dein Schlummer
Friedsam, wie dein Leben war.
Ach! dir bringt der Frauen Kummer
Nicht die lezten Thränen dar.
Deines Geistes, deiner Güte
Stets gedenken wird ihr Herz:
Ihrer Achtung ewig frische Blüte
Tränken Dankbarkeit und Schmerz.

»Vormals floß ihr Daseyn trübe;
Nur das Weib war sein nicht froh:
Frauenherz will zarte Liebe,
Und die Sitten waren roh.
Willig, duldend, liebend, glaubend,
Rankt sich's um den stärkern Mann;
Aber, hart, ihm Recht und Würde raubend,
Blieb er lange sein Tyrann.

»Und die Armen, schwach, geschreket,
Klagten nicht, nicht murrten sie.
Da, von einem Gott erweket,
Kamest du, o Harmonie.
Und es lauscht dem Dichterspiele
Gern der Mensch, erstaunt, bewegt;
Eine Welt befreundeter Gefühle
Ward ihm plözlich aufgeregt.

»Schöner denn das Jagdgetümmel,
Süßer denn des Bechers Lust,
Senkt', o Milde, sich dein Himmel
In der Männer rauhe Brust.
Still ward ihre Kraft und schonend,
Sanft ihr Ernst, und feucht ihr Blik,
Und das Weib, den Menschen menschlich lohnend,
Fand und gab ihm häuslich Glük.

»Heinrich! Deine Zaubertöne
Machten hell den innern Sinn;
Nicht das Gute nur, das Schöne
Ward des Sterblichen Gewinn.
Und die Liebe schwang sich höher,
Und die Tugend stand in Glanz,
Und dem Glauben, seinem Gotte näher,
Stralt' ein lichtrer Sternenkranz.

Frauen fühlten tiefer, feiner;
Demuth hob den neuen Schwung
Schöner; ihnen flammte reiner
Biedrer Männer Huldigung.
Muttergram wacht noch am Morgen,
Schwer ist oft der Gattin Loos:
Doch der Gatte theilt nun ihre Sorgen,
Gute Kindlein wiegt ihr Schoos!

»Wonne, Heinrich, Dir, und Friede!
Unsre Bildung, unser Werth,
Sie entblühten deinem Liede,
Und dies Lied macht uns geehrt!
Naht das Weib der Gäste Schwarme,
Lenkt sie, weis' und still, ihr Haus,
Ruht ihr gar der Säugling in dem Arme:
Achtend weicht ihr Jedes aus.

»Leuchtender in ihrer Würde,
Schaut sie, züchtig, ins Turnier,
Und des Preises höchste Zierde
Will der Tapfre nur von ihr.
Jauchzend schmettr' ihm die Trommete:
Heinrich, o wie süßer scholl
Dein Gesang ihm, schmeichelnd wie die Flöte,
Von der Frauen Lobe voll!

»Dich, Gebenedeite Gottes!
Feirend in dem frommen Lied;
Sendend dem den Pfeil des Spottes,
Wer aus Trug die Ehe flieht;
Glühend für des Weibes Rechte,
Ihre Tugend, ihren Ruhm,
Betst du, sanft, dem sanfteren Geschlechte
Deines Innern Heiligthum.

»Kindlich=sorglos, ungetrübet
Ist der Sänger Sinn und Scherz:
Du, allliebend, allgeliebet,
Nahmst die Freud' auch an dein Herz.
Oft bekränzten wir, beim Mahle,
Dankbar=festlich überlaubt,
Deines Rheinweins thauende Pokale,
Bogen Rosen Dir ums Haupt.

»Aber ach! da liegst du stille,
Unsrer Rührung bist du taub:
Bald ist die verlaßne Hülle
Nagender Zerstörung Raub.
O der schmerzlichen Empfindung!
Aber sie verblind' uns nicht:
Denn des Todesthales finstre Windung
Führt zum Leben und zum Licht!« — —

Bertha ordnet seine kalten
Hände, die ihr Auge nezt:
Fleh'nd um Auferstehung, falten
Sie sich zum Gebete jezt.
Ach, er liegt so fromm! Es schreitet
Feierlich ein Priester vor:
Seine Weihung, seine Segnung deutet,
Ahnung heiligend, empor.

Da des Todten Haupt, umschleiert,
Ruht, die Edle schweigend winkt,
Und nun Er, vom Chor gefeiert,
In die lezte Hausung sinkt;
Da nun über seine lange
Nacht, der Stein sich wälzend legt:
Ha! wie schwer aufathmend! wie ihm bange
Zitterndes Ergrausen schlägt!

Blaß-erhellte Wangen schimmern
Von des Grames nasser Spur.
Alles still! Zuweilen wimmern
Einz'ler Klagestimmen nur.
Kniend um die heil'ge Stätte,
Fleht ihr Auge, thränenwund,
Für die schöne Seele; vom Gebete
Zuckt es leis' um ihren Mund.

Aber langsam hebt sich wieder
Orgelton; er trägt, und schwellt
Hoch den Chor, und Jubellieder
Schallen in die beß're Welt.
Das zerrißne Herz erhebt,
Stark, sich über Schmerz und Zeit:
Heinrich ist mit nichten todt! Er lebet
Doppelter Unsterblichkeit!

Jubel fasset die Gemeine:
Im befeurenden Getös
Geh'n die Frauen, bald von Weine
Schäumt's im blinkenden Gefäß.
Sie, mit Wein und Blumen, dringen,
Ew'gen Frühling in dem Sinn,
An das Grab; um das sie Kränze schlingen,
Gießen ihren Wein ihm hin!

»Lieb' und Wein war deine Freude,
Wein und Liebe sangest du:
Liebe spricht aus unserm Leide;
Wein umwürze deine Ruh!« —
Und des Rheingau's edle Gabe
Strömen sie in Füll' ihm dar,
Und es steigt der Duft empor; vom Grabe
Wallt er bis zum Hochaltar! — —

Wie? Schon ziehet ihr von dannen?
Still und traurend wandelt ihr;
Und des Domes Schauder bannen
Mich, den lezten, auch von hier. —
Weiter zieht ihr! immer weiter!
Dort verschwebt der Fakelschein!
Droben flimmern Sterne, hehr und heiter:
Heinrich, bin ich izt allein?

Nein, schon tönend in die Sterne,
Wirkend schon in höhern Plan,
Blikst du noch, aus tiefer Ferne,
Mich Ergriffnen liebend an.
Deine Thräne lächelt innig
Deinem Mainz, und seinen Frau'n,
Die, mit ihrer Wehmuth, treu und sinnig,
Spät dein daurend Mahl bethau'n.

Süßes, schmerzliches Entzüken!
Hehes, nie verbleichend Bild!
O wie wird es mich erquiken,
Fern, im heimischen Gefild!
Goldnes Mainz *), dein Volk ist bieder!
Die Natur so freundlich=groß!
Ihre Fülle sank auf dich hernieder;
Fried' und Freiheit sey dein Loos!

Mir, dem Fremdling, gabst du Gutes;
Sein' Erinn'rung macht mich weich:
Darum sang ich, wärm'res Muthes,
Mainzer! euren Dichter Euch,
Der, in neuen deutschen Tönen,
Weib und Weibeshuld erhob,
Und erschwang sich des den eignen schönen,
Ew'gen Namen: Frauenlob!

*) So hieß es damals.

II.

Der Hund ist mein guter Freund.

»Der Hund ist mein guter Freund; ich kann Hrn. W. »nicht helfen; und Herr W. geht sehr irre, daß er da in »voller Entrüstung zu mir läuft, mich bei mir selbst zu ver»klagen, weil ich so viele, und (wie er sich ausdrükte,) so »ungezogene Hunde in der Gemeinde dulde.« Hr. W. aus M. ist ein junger Mann, der seine Bücher ließt, und nach diesen ein wenig seine Vorstellung von der Welt idealisirt; und dazu kann er die Hunde nicht brauchen. »Wie er (sagte er) in einen Bauernhof käme, sein Commandement de trente jours, seine Saisies und andere Funktionen der ausübenden Gerechtigkeit, (die alle besser in das Ideal seiner Welt passen,) im Namen des Gesezes zu verrichten, so fahre ihn aus diesem und aus jenem Winkel eine grimmige Bestie an.« Durch dieses sein schreiendes Gelärm wekte er meine beiden Pommerhunde, die unter

meinem Stuhle übereinander lagen, vom Schlafe auf; sie fielen ihm murrend in die Rede, und an diesen Advokaten der Gegenparthie merkte er gleich, wie der Prozeß ausgehen würde. Er stimmte daher seinen Ton eine ganze Oktave tiefer, vermummte seinen Zorn in Scherz, und klingelte ein wenig mit der Schellenkappe, die ich an meinem Studierpulte, um sie der Gesundheit halber bei Handen zu haben, neben die ernsthaftesten Bücher gestellt habe. »Weder das Gesez, (fuhr er im Scherze fort,) noch seine Reitgerte, die eben so schwach, geschmeidig und eben so gebrüchig sey, hätten seine Waden und Kleidung geschüzt, wenn er sich nicht mit diesem Bund Akten einen papiernen Schild gemacht hätte. Aber wenig, sehr wenig habe gefehlt, so hätte sich der schwarze Hund meines Nachbars sogar an dem mit großen stolzen Buchstaben geschriebenen Namen des Kaisers vergriffen; so habe aber die Schramme zum Glüke nur den schmalen Raum zwischen mandons et ordonnons getroffen, ohne einen Buchstaben zu verlezen, das heißt, ohne einen Mann von seinen Exekutionstruppen zu verwunden.«

»Die Hunde (antwortete ich im hohen Ernste meines Amtes,) haben in allen gesitteten Staaten das Vorrecht, welches die atheniensischen Geseze aus Menschlichkeit nur dem Verurtheilten gegen seine Richter gestatten. Schimpfen dürfen sie jeden, der ihnen zu nahe kömmt, aber nicht schlagen. Hund Mohr hat aber, zugestandner Maßen, nicht

geschlagen, wenn schon wenig fehlte.« Ich visirte Hrn. W. einige Papiere aus seinen Akten, und meine Pommer begleiteten ihn so eben klaffend zu meinem Hofthore hinaus.

Der Hund ist mein guter Freund; und ich könnte mich für ihn mit Ritter Linnäus ritterlich herumschlagen, weil er ihm den Schimpf anthut, ihn zum nahen Vetter des hinterlistigen falschen Fuchses, und des nimmersatten blutdürstigen Wolfes zu machen. Auch mit dem Grafen Buffon bin ich nicht ganz zufrieden, daß er alle Hundefamilien von einer Grundart abstammen läßt. Es sind alle, bis auf den zottigen Schäferhund, so gute, artige Thiere, daß sich die Allgebährerin Natur wohl die schwachen Wehen konnte gefallen lassen, jede einzelne Race Koppelweiß mit jauchzendem Gebelle aus ihrem Schoße hervorspringen zu lassen. Hatte Noe ein so gutes Gemüth wie ich, woran ich nicht zweifle, so ließ er es sich nicht verdrießen, bei seiner hundertjährigen Zimmermannsarbeit einen halben Tag zu einer geräumigen Hütte, für ein Paar aus jeder Hundeart, zu verwenden. Dafür konnte ihm zu Danke der Doke, Bullenbeiser und Spiz, seinen Söhnen der Pudel und Jagdhund, seiner Frau und seinen Töchtern der Mops und Bologneser in den trüben Regentagen manche heitere Stunde machen. Das meine ich so aus Herzensneigung; Gründe dazu habe ich keine. Gründe sind aber auch meine Sache nicht. Als ich bei meiner Abreise auf die Universität meines Vaters Segen zum fleißigen Studieren empfieng, rief mich

meine Mutter auf die Seite. Ich glaubte, sie wollte mir heimlich einen Nothpfennig in die Hand drüken, die ich ihr geöffnet darreichte. Meine gute Mutter ergriff sie mit Thränen im Auge und sagte: »Mein Sohn, ich hoffe, zum Fleiße brauchst du nicht ermuntert zu werden; aber ich bitte dich, behalte in Demuth Gott vor Augen und versteige dich aus Uibermuth deiner Vernunft in deinem Studieren nicht zu hoch hinauf, nicht zu tief hinab. Die Erde ist Gottes Fußschemel, auf ebener Erde ist der Fußschemel des gesunden Verstandes. Wer da strauchelt und fällt, fällt doch nicht so gefährlich. Sammle zu deinem Lebensbedarf die Blüthen und Früchte der Wissenschaft, die zu Tage sind, und bekümmere dich weniger um ihre ungenießbare Wurzel.« So dachte mein Vater nicht; aber ich schlage in allem mehr meiner Mutter nach, und habe ihren Rath wie einen Nothpfennig geachtet. Er hat meine Vernunft immer bei der Nähe des Fußschemels des Verstandes gehalten, und mich vor den Verirrungen in dem dunkeln Schacht der Wissenschaft bewahrt. Auch hier will ich mich nicht verwegen, mit Linnäus und Buffon in die Tiefe der Vorwelt, oder in die Höhe der allgemeinen Bildungskraft versteigen. Daß Moses unter den alten Gesezgebern, und nach ihm Kant unter den neuen Philosophen, die weißen, schwarzen, oliven-gelben und kupferfarbigen Menschen von einem Paare abstammen lassen, dazu hatten sie ein moralisches Interesse. Sie unterstüzten auf dem Wege der Geschichte, durch die

Einheit des Geschlechtes, das Gebot der allgemeinen Menschenliebe. Und die allgemeine Menschenliebe ist eine herrliche Sache; sie macht nächster Tage dem grausamen ewigen Kriege, der abscheulichen Sklaverei, und dem schändlichen Menschenhandel, Gottlob! ein Ende. Aber was soll uns, oder den Hunden eine allgemeine Philocynie frommen?

Man thut dem Affen zu viel Ehre an, ihn zu einem Halbbruder des Menschen zu machen. Ist der Verstand der auszeichnende Karakter des Menschen, und nicht die aufrechte Gestalt und die Hände, aus deren Gebrauch allein, wie Helvetius will, der Verstand entwikelt wird, (eine Frage über die sich vieles disputiren läßt,) so gehört der Name eines Halbmenschen mit größerem Rechte dem Hunde. Ich habe dazu auch meinen historischen Beweis zwar nicht aus Moses, aber doch aus einer Quelle, die den noch übrigen Resten der Nation, die dieser große Gesezgeber stiftete, eben so heilig ist, wie seine fünf Bücher. Dieser historische Beweis widerspricht zwar meiner oben geäußerten Meinung von der verschiedenen Abkunft aller Hundearten; allein sie stimmt dagegen mit meinem hohen Begriffe von ihrer menschenähnlichen Natur vollkommen überein.

Ich besize nämlich eine gelehrte theologische Dissertation über den Hund des jungen Tobias. Es ist darin mit allerlei Dilucidationen und scholastischen Distinktionen über die bekannte dornigte Frage: ob der Hund des Tobias und sein Wedeln zu einem Glaubensartikel geadelt werden

könne, vieles gesagt und wenig ausgemacht. Alle Untersuchung wird zulezt auf den Punkt zurükgeführt: es käme auf die Ahnenprobe des Buches selbst an, das davon meldet. Mein Kopf ist zu schwer und mein Fuß zu unsicher, um mich auf so einem dünnen Seile subtiler Distinktionen über den Abgrund einer Kezerei zu wagen. Hier helfe ich mir wieder mit meinem Nothpfennige aus, und vertraue zu dem barmherzigen Gott, daß er wegen einem Hunde, wenn es auch selbst der Hund eines Heiligen ist, oder ein kanonisches Buch seiner in Ehren gedenket, keine Christenseele verdammen wird. Somit habe ich auch immer den troknen Text übergangen, und mich um so mehr an den vielen saftigen Noten gehalten. In einer dieser Noten wird aus der talmudischen Tradition die Genesis des Hundes angeführt; und ich theile sie mit Vergnügen allen Hundefreunden mit, welche die bemeldete Dissertation nicht besizen.

Nach dieser jüdischen Sage, bemerkte der Engel, dem Jehova den ersten Menschen gleich nach seiner Bildung als seinem Schuzgeiste anvertraut hatte, daß noch einige geistige Elemente (von geringerer Qualität), woraus die Seele Adams geblasen war, um die Uiberreste der feinen Porzellanerde, woraus sein Leib gestaltet wurde, unstät und zerstreuet herumirrten. Es jammerte ihn, diese kostbaren geistigen und materiellen Reste dem Tode zur Beute zu lassen, und bat den Herrn, sie wenigstens zu Gebilden von minder edler Art bearbeiten zu dürfen. Obschon die irdische Schö-

pfung mit ihrem Meisterstüke geschlossen war, erlaubte Jehova es doch, aber mit der Einschränkung, beide nicht in eine einzige Thiergattung zu vereinigen. Der Engel nahm den feinen Thon, knetete etwas gröbere Erde, um auszukommen, darunter, und formte daraus den Leib des unruhigen und behenden Affen. Die sterblichen Reste des geistigen Prinzipiums einigte er zur ersten Hundesseele, der er einen Körper von gemeiner Thiererde anbildete. Der Affe, dieses ungeduldige kurzweilige Thier, konnte es nicht abwarten, bis ihm auch der Schweif angesezt wurde. Er entschlüpfte und kletterte auf einen nahen Baum.*) Der beseelte Hund kroch schmeichelnd zu des Engels Füßen, und drükte sein Dankgefühl durch seine steife Gesichtsmuskeln nur unvollkommen aus. Diesem Fehler abzuhelfen, beschenkte der Engel den Hund mit dem bereits fertigen Affenschweife von feinerem Stoffe und gar beweglicher Muskelkraft. Daher kömmt es, daß im Hunde der physiognomische Ausdruk weniger in der Bewegung des Gesichtes als des Schweifes liegt. Dieser hängt zur Erde bei der Traurigkeit; ringelt sich bei dem Selbstgefühle seiner Kraft; steht straff und gespannt bei der Entrüstung; wedelt gewandt, wie die Schmeichelei, bei den Liebkosungen der Liebe und Freude. Nach meiner Meinung war das Gebot, das Jehova dem

*) Nach dieser Erzählung wären die geschwänzten Affen eine Bastardart?

Engel gab, keinen dem Ebenbilde Gottes ganz ähnlichen Beischlag zu verfertigen, mit großer Weisheit gegeben. Die Familiarität und die ähnliche Gestalt dieses Thieres hätte Gelegenheit und Versuchung zu Vermischungen gegeben, das Menschengeschlecht hätte dadurch in eine Bastardart umschlagen können. Das hätte, bis auf die wenigen, die durch einen genealogischen Stammbaum ihr reines und unvermischtes Blut bis zu Adam zurükführen können, uns andere alle Meilen weit von dem Gipfel der Vollkommenheit zurük gelassen, von dem wir izt mit stolzer Verachtung auf unsere Vorfahren herabsehen.

Indessen bewirkte die aus dieser Erzählung einzig erklärbare Verwandtschaft der Menschen- und Hundeseelen die angeborne wechselseitige Neigung, die kein anderes Thier so stark zu dem Menschen, und der Mensch zu keinem andern Thiere hat. Wer hätte den Schlüssel zu dieser naturhistorischen Frage in einer theologischen Dissertation über einen alttestamentalischen Hund gesucht?

Ich wollte einmal, in müßigen Tagen, die vielen Bände der Weltgeschichte blos in der Absicht durchblättern, um die Schiksale des Hundegeschlechtes im Zustande seiner Zivilisation zu erfahren. Ich las da manches, das meinem Herzen wohl, manches, das ihm wehe that. So freuete es mich, daß noch nie und nirgends ein hundefeindlicher Haman es bei einem Fürsten so weit bringen konnte, ein grausames

Edikt zur gänzlichen Vertilgung oder Landesverweisung des guten Thieres zu erwirken.

Seine harte Dienstbarkeit in Kamtschatka, wo es Pferdearbeit thun muß, thut mir von Herzen leid. Aber der Mensch hat es in dem verwünschten Lande auch nicht besser. Der unverdiente jährliche Triumphaufzug der dummen römischen Gänse zur Beschimpfung der Hunde ärgert mich. Allein er entehrt weniger den Hund als den Menschen, der über einer Schwachheit oder Nachlässigkeit hundert Opfer schwerer Dienstleistungen vergißt. Die Gänse brauchen auch darum sich nicht einen Schwanenhochmuth in den Kopf sezen, weil ein Paar ihrer Urgroßtanten durch ihr Schnattern das Kapitol gerettet haben; die Hasen werfen sich ja auch nicht in den Stolz des Löwen, wenn schon einst einer ihrer Anherrn, was weit mehr ist, sogar Anführer zu einem Sturme war, wodurch Rom eingenommen wurde. Als ich mich weiter in andere Orten und Zeiten hineinblätterte, verdroß es mich ebenfalls zu sehen, daß das Hundetragen durch ein abgeschmaktes Gesez zu einer entehrenden Strafe herabgewürdigt wurde. Aber ich tröstete mich gleich aus meinem Montaigne, daß nichts so schändlich ist, das nicht irgendwo ein Gesez geheiligt hätte; und umgekehrt, wenn jenes Strafgesez allgemein wäre, was hätte denn sonst mancher müßige Hagestolz und manche müßige kinderlose Dame für Mittel, ihr Herz noch in den Gefühlen des Wohlwollens und der Theilnahme an der

lebendigen Schöpfung warm zu halten? Eine Hundesteuer billige ich; wir haben ja auch eine Gesindesteuer; und der Hund ist der von der Natur bestimmte Diener des Menschen. Ich gebe zu einer solchen Abgabe meine Stimme, mit der ausdrüklichen Einschränkung, daß der Hund des durch Alter oder Krankheit geschwächten Bettlers die Personalfreiheit genieße. Der arme Mensch hat sonst keinen Freund, als das Hündchen, das seinem Fuße folgt. Ich zweifle nicht, daß der Bettler, mit seinem Hunde an der Seite, an jenem großen Gerichtstage mit seiner Klage gegen die Reichen wegen Ungleichheit der Gütervertheilung abgewiesen wird. Ihm war zwar an seinem Weibe und Kinde, und in dem Hinschwinden seiner körperlichen Kraft die Welt und die Menschheit weggestorben; aber man ließ ihm einen Hund. Mit diesem theilte er sein Herz, und die milde Gabe, die er sammelte. Er empfieng also mehr, als er für sich allein bedurfte; er lebte im Uiberfluß, hielt sich seine Dienerschaft, seinen Hofstaat, und das Alles auf fremde Kosten. Was wollte denn der Ungenügsame mehr? Die heilige Schrift, um die strafbare Härte des reichen Prassers gegen den armen Lazarus in ihrer ganzen Abscheulichkeit darzustellen, gab jenem, wie ich aus einem Gemählde an meiner Stubenwand sehe, außer seiner zahlreichen Dienerschaft ein ganzes Koppel Hunde aller Art, und dem armen Lazarus nicht einen. Wäre ich Mahler, ich übte auch auf meiner Staffelei poetische Barmherzigkeit

aus; ich versezte kein menschliches Geschöpf so tief ins Elend, daß ich ihm nicht einmal einen Hund, der sich seiner erbarmte, zu seinen Füßen mahlte.

Allgütige Vorsicht! Liegt es in deinem heiligen Willen, mich vor meinem Tode verarmen und von allem entblößt werden zu lassen, laß mich nicht aus Deinen Händen, laß mich nicht tiefer fallen als Job! Laß mir, wie diesem deinem Getreuen, das unerschütterliche Vertrauen auf deine väterliche Vorsicht; laß mir die liebe Sonne, die freie Luft, und einen treuen Hund zu meinen Füßen als Freund und Wundarzt meiner Beulen! In die Hände eines bößen und gewaltigen Menschen fallen, das ist weit schreklicher; das ist das Schreklichste. Der Wüthrig gönnt dem Schlachtopfer seiner kalten, unblutigen Rache nicht die liebe Sonne, nicht die freie gesunde Luft, keine warme Deke, um die starren zitternden Glieder einzuwikeln. Ja er läßt die Maus morden, und die Spinne, die sich in dem unterirrdischen Loche mit dem mit Ketten belasteten, zu einem Gerippe abgemagerten Menschen zu befreunden wagen. Da hat das lebendige Bildniß menschlichen Elendes keine andere Beschäftigung, als in ein feuchtes morsches Holz die Tage der Leiden mit den Nägeln seiner Finger einzukerben, und wenn er sie gezählt hat, das bleiche Gesicht nach dem Mauerriz zu richten, durch den (seinem Quäler unbewußt) sich ein Strahl des Sonnenlichtes hinein stiehlt, und mit ihm ein Strahl

der Hoffnung. O Gott! sende dem Unglüklichen doch bald den guten Engel des Todes!

Der Hund ist mein guter Freund. Ich trage darum nie einen Stok. Gegen die Hunde habe ich diese Waffe nicht nöthig, gegen böße Menschen wäre sie zu schwach. Komme ich einem armen Thiere zu nahe, das Ketten und Sklaverei in die Barbarei gestürzt haben, so rufe ich ihm nur freundlich zu, taufe es provisorisch auf geradehin mit einem Namen aus dem Hundekalender, und seine borstigen aufgestrüppten Rükhaare legen und glätten sich augenbliklich unter dem Streicheln meiner Hand.

Schade, daß der alte Zerberus nicht mehr lebt! Ich wette, er führe uns Hundefreunde bei der Uiberfahrt nicht so rauh an, wie der grobe Fährmann, der auch todt ist, es gewöhnt war.

Einer meiner Bekannten behauptete bei Gelegenheit, wo die Rede von der Gelehrigkeit der Hunde war, und er die Sprachkenntnisse seines Blaks über die meines Sultans erheben wollte, sein Blak (eine Mopsart) verstehe den Sinn von beinahe hundert Worten. »Es ist möglich,« erwiederte ich, »aber das ist mehr, als vielleicht mancher gelehrte Akademist weiß, der an einem philosophischen Wörterbuche mitarbeitet. Meine Hunde verstehen nicht viele Worte; und sie sind so wenig, als ihr Herr, Freunde der wortreichen Modephilosophie; sie gehen mehr auf die Anschau-

ung als auf den Schall; und um mich zu verstehen, sehen sie mir mehr nach den Augen als auf den Mund.«

Doch, ich will mein Lob durch den Schein einer Partheilichkeit nicht verdächtig machen. Der Hund hat auch seine Unarten. Er ist neidisch wie der Mensch, zänkisch wie der Mensch, unverträglich bei aller Geselligkeit wie der Mensch. Mancher ist so geizig wie der ärgste Filz unter den Menschen. In vielen Stüken zeigen die Hunde eine Uibereinstimmung der Kultur bis zur krampfhaften Empfindelei. Sie bellen zuweilen den Mond an. Das thun sie aber entweder in einer verliebten Seufzerstunde, oder im Zustande einer poetischen Begeisterung, oder wenn sie in romantisch-philosophischen Visionen sich über das bretterne Dach ihrer Hütte erheben. Das sind aber geringe Fleken in dem glänzenden Gemählde, das ich durch das ganze alphabetische Tugendregister von dem aufmerksamen, behaltsamen, dienstfertigen, ergebenen, folgsamen, getreuen, menschenfreundlichen, tapfern und wachsamen Viehe entwerfen wollte, wenn mir der Griffel zu Gebote stünde, mit dem Buffon, der dichterische Philosoph und Naturforscher, eine so prächtige Zeichnung von einem beinahe eben so braven Thiere, dem Pferde, gemacht hat.

He! da kommen sie ja wieder hereingerennt meine beiden Wildfänge. Ist euer Ankläger fort? Gemach! Ihr werft mich bald vom Stuhle. Beschmuzt mich nur nicht zu sehr mit euern ungewaschnen Pfoten! Du stößt mir ja die

Feder aus der Hand. Gelt! ihr gebt keine harte Brodkruste um eine Lobrede auf euer Geschlecht! Ihr leichtsinnigen Bursche! Spielen soll ich mit euch, oder spazieren gehen. Hinaus ins Feld auf die Hasen-, Mäuse- und Hamsterjagd! Wo ist mein Hut? Allons! Da Feder, liege du!

III.

Städtische Gemähldesammlung in Mainz.

(Fortsezung.)

XXVI.

Die Einsiedelei des heil. Bruno; von Philipp von Champagne und Eustachius Lesueur.

Auf Tuch, 15 Schuh lang, 10 hoch.

Eine vortreffliche Landschaft. Links die aus anmuthigen Wäldern und einem mannigfaltigen Gemische von Hügeln und Gründen, durch welche sich ein starker Bach bald schlängelt, bald über Steinmassen stürzt, bestehende Einsiedelei des heil. Bruno, und rechts eine tiefe Gebirgsferne, vor welcher eine Brüke in eine Art Burgfeste einführt. Auf der Waldseite stehen kleine Bethäuschen und angefangnes Klostergemäuer, woran eben gebaut wird. Mehrere Handwerker sind hier mit Arbeiten dieser Anlage beschäftigt. Einige tragen Steine, andre Kalk, andre mauern auf. In der Ferne

sieht man hie und da Wandrer dahinschreiten, und man möchte mit ihnen auf der großen steinernen Brüke der Burgfeste die freie Aussicht genießen, oder aus den sonnerhizten Höhen den erquikenden Laubgewölben des diken kräftigen Forstes entgegen eilen. Eine so romantische Gegend konnte die Einbildungskraft nicht erzeugen; hier ist reiches Naturgepränge unter Wälschlands Azurhimmel.

, Die ganze Landschaft sammt der schönen harmonirenden Bevölkerung ist von Philipp von Champagne, mit welchem die Flandrer, als ihrem Landeskinde, mit mehr Stolz als Recht ihre Schule schmüken, da er sich als Jüngling schon in Frankreich bildete, und auch in Paris, welches ihn seine ganze Künstlerlaufbahn hindurch beschäftigt hatte, im 72sten Jahre starb.

Der Vorwurf von Kälte und Mangel an Haltung, welche seine historischen Kompositionen mit einigem Rechte treffen, hat nichts seinen Landschaften an, in welchen kräftige warme Lokaltinten nach den strengsten Regeln der Luftperspektive geordnet, verstärkt oder gedämpft sind. Seine Landschaften haben mit denen von Poussin viele Aehnlichkeit, und es scheint, daß er sich nach diesem großen Meister, welcher sein warmer Freund und Lobredner war, und selbst, nach seiner Zurükkunft aus Italien, in Paris mit ihm in einem Hause wohnte, gebildet hat.

Ob ich gleich nirgends finde, daß Lesueur in Landschaften irgend eines Meisters stafirt habe, sich im Gegen-

theile seine Landschaften von Patel mahlen ließ, so sehen wir doch auf dem Vordergrunde der vor uns stehenden Landschaft einen knienden heil. Bruno, ungezweifelt von der Hand dieses Künstlers, welcher sich besonders viel mit dem Leben dieses Heiligen zu thun machte*). Da beide Künstler zu einer Zeit in einer Stadt lebten, so finde ich auch keinen Widerspruch in einer Sache, die beim ersten Anblik Uiberzeugung und bei der strengsten Prüfung Evidenz wird. Wahrscheinlich fällt dieses Gemählde in die Jahre zwischen 1648 und 1650. Im Jahre 1648 wurde die neugestiftete, königliche Mahlerakademie in Paris eröffnet, bei welcher Feierlichkeit der 31jährige Lesueur, leider! nur sieben Jahre vor seinem Tode, die Stelle eines der zwölf Aeltesten begleitete. Bei derselben feierlichen Eröffnung wurde auch Champagne in seinem 46sten Lebensjahre zum Mitgliede angenommen, überlebte aber den Lesueur um 19 Jahre, indem er 1674 mit Tode abgieng.

Lesueur lebte ein Jahr länger als Raphael, sein großes Vorbild, mit welchem er in so mancher Hinsicht vor den Augen der strengsten Kritik den Vergleich aushält; was wir keineswegs von Lebrun, seinem unredlichen und ruhmdürstenden Nebenbuhler, sagen können.

---

*) Ich erinnere blos an den Cyklus der Brunoischen Legende von 22 Gemählden, deren iedes hinreichend wäre, den nie genug zu preisenden Lesuenr zu verewigen.

Der heilige Bruno auf dieser ungemein schönen Landschaft steht durch seinen leisen Silberton und seine zarte Ausführung, sammt dem fleißig ausgearbeiteten Beiwesen, das sich unmittelbar um seine Nähe herumzieht, in einigem Kontraste mit dem übrigen Ganzen, welches in breiterer, freierer Manier, mit einer wärmeren Färbung gearbeitet ist; und ungezweifelt hat diese Landschaft, durch diesen an sich edlen Zuwachs, eben so wenig gewonnen, als der heilige Stifter des Karthäuserordens durch sie. Beide verlieren dabei: die Landschaft ihre Harmonie und Haltung, und der Heilige durch Erniedrigung zur Stafage. Die Landschaft wird zu einem Mittelding von gewöhnlichem Naturbildniß und von historischer Landschaft; und der Heilige, welcher, isolirt, als ein schäzbares, historisches Gemählde gelten müßte, soll nun nach außen wirken und sich der Absicht des Landschafters fügen.

Der Heilige, mit seiner nächsten, unmittelbar ihm angehörenden Umgebung, muß als ein eigner sich angehöriger Vortrag, außer allem Bezug auf die größere Landschaft, betrachtet werden, und er ist ein köstliches Gemählde. Er kniet vor einem Kreuze aus Baumästen roh zusammen gebunden. Er legt die Hände flach gehoben zusammen und ergießt aus frommseligen Bliken eine Andacht, die uns magisch ergreift und mit zu dem Symbolzeichen fortträgt, von dem herab, über die dunkle Felsenmasse weg, der Strahl des gegenwärtigen Gottes herabfährt. Das Gewand ist

reine Naturkopie; denn so was Natürliches kann nicht aus dem Gedächtnisse, nicht aus der erfindenden Einbildungskraft hervorgehen. Der Grund mit Gras und Kräutern umher harmonirt zu diesem Staate im Staate. Champagne wußte wohl nicht, welche Ehre seiner Landschaft widerfuhr, als Lesueur, der allzugefällige Künstler, hier einer Privatbitte nachgab, und einen Wunsch befriedigte, der auch der seine werden konnte. — Ich würde das ganze Brunobild herausschneiden, die Landschaft in ihrem Style ergänzen, und ich hätte ein Kleinod gewonnen, ohne daß Champagne's Kunstwerk etwas verloren hätte.

XXVII.

Frankreich macht Frieden mit England.

Ein großes allegorisches Gemählde auf Tuch; von F. K. Tremollier. 16 Schuhe lang, 10 Schuhe hoch. Figuren Lebensgröße.

Frankreich ist hier, oben in einer Glorie, unter der Figur Jupiters vorgestellt, die ersten Regententugenden an seiner Seite. Die Göttin des Ruhms schwebt in der Mitte des Gemähldes. Der Friede und die Eintracht mit dem Olivenzweige bieten England, welches als eine Sirene dargestellt ist, die Hände zur künftigen Freundschaft; links unten im Vorgrunde liegt ein Flußgott oder Ozean, und hinter demselben, jenseits seiner Wasserurne, erblikt man den Pegasus und zwei Musen. Die Göttin des Kriegs, sich

über einen Haufen von Waffenstüken erhebend, sucht die Friedensgöttin zurükzuhalten, und vorn rechts werden die Furien der Zwietracht und des Neides von einem Genius hinabgedonnert.

Diese allegorische Darstellung ist klar und keiner Zweideutigkeit, keiner apokalyptischen Dunkelheit unterworfen. Die Zeichnung ist durchaus rein, die Formen sind angenehm, die Gesichter, wenn nicht edel und ausdruksvoll, doch auch nicht flach und gemein; die Färbung ist frisch und lieblich, aber nicht kräftig; die Lichter sind etwas zerstreut; das Helldunkel zeigt weder offenbaren Verstoß noch tiefes Studium; das Ganze gewährt einen gefälligen Anblik.

Oben aus der Götterglorie, so wie aus der Ruhmgöttin mit der Posaune, gehen einige Reminiszensen an Rubensische Allegorie hervor. Die Köpfe verrathen weniger die schöne kräftige Kunstepoche, welche Tremollier mit aus Rom brachte, als das Versunkenseyn in Unkräftigkeit bei seinem siechen Körper in den lezten kränklichen Lebensjahren. Auch haben sie zuviel Aehnlichkeit unter sich, und erinnern weniger an seinen Meister Vanloo, als an die süßen zärtlichen und gefälligen Gesichter des Niklas Mignard, welche diesem Künstler den Namen des französischen Albani erwarben.

Dieser Künstler theilte mit Raphael und Lesueur das bittre Schiksal in einem Alter zu sterben, in welchem er anfieng, seine Kunstblüthen am kräftigsten zu entwikeln.

Er starb im 36. Jahre seines Lebens, und schon zwei Jahre vor seinem wirklichen Absterben konnte ihn die Kunst, welche ihre stolzesten Hoffnungen mit vollem Rechte auf ihn gegründet hatte, unter die Todten rechnen.

Er war ein edler Jüngling, voll Geist und Nerve, mit den glüklichsten Anlagen zur Kunst ausgerüstet. Er dachte hell, fühlte tief, strebte unermüdet nach Edlem und Großem, und nur sein zu frühzeitiger Tod hat das Werden solcher Kunstwerke gehemmt, welche ihn zu dem ersten Rang erhoben hätten. Wie schmerzlich ist ein solcher Verlust!

XXVIII.

Der heilige Antonius; von Johann Baptist Vanloo.

Brustbild in Lebensgröße auf Tuch.

Von dem Schüler (F. K. Tremollier) kommen wir auf den Meister. Dieser Antonius ist ein ungemeinschöner Mannskopf. Er liest in einem Buche. Ernst verbreitet sich über das Gesicht; Nachdenken ruht auf der breiten Stirne. Das Fleisch scheint lebendig. Man findet hier den vortrefflichen Bildnißmahler, der alle seine Bildnisse nicht nur zu ächten Kunstmodellen, sondern selbst in den Rang der Geschichtsstüke erhob, und oft zweifeln ließ, ob Titian ein kräftigeres und Rubens ein schmeichelhafteres Kolorit besessen habe.

Dieser Antonius ist vielleicht der dreiste Entwurf einer Stunde, und die kunstreiche Ausführung eines halben Tages; er ist das klare Gepränge kühner Gewißheit, und der Magie des wahren Kunstgeistes; ein köstliches, gediegenes Schulmuster!

XXIX.

Der Zinnsgroschen; von Paul Caliari oder von Veronese.

Auf Tuch, 4 Schuhe hoch, 5 lang.

Der Gegenstand ist zu oft behandelt und bekannt, als daß ich hier eine Bibelzitation machen müßte.

Christus ist ein schöner edler Mann; sein Gesichtsausdruk entspricht dem Sinne seiner weltbürgerlichen Worte: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Petrus ist ein ganz angenehmes Fischersgesicht, aus dem hervorgeht, daß ihm dieses allzustrenge Suum cuique nicht recht herzen will. Die andern Apostel sind lauter schöne Zeichnungen, welche nebst Pferd, Zwerg, Grundarchitektur, Lanzenknechten und bizarrer Bekleidung die Hand und die Erfindung dieses Meisters nicht verkennen lassen. Dieses Gemählde ist von kühner, aber dennoch sorgsamer Ausführung. Seine Fehler sind überhaupt jene, welche seinem Schöpfer anklebten, und gegen die übrigen Schönheiten zu gering sind, als daß sie besonders geachtet werden dürften. Man ist so gewöhnt, bei Caliari reiche Pracht und Kostümefehler zu finden, als man strenge

Einfachheit und Studium des Schiklichen und Zeitüblichen bei Lesueur erwartet.

Caliari erhebt diese Fehler gleichsam zu einer Tugend, und adelt sie durch kunstreichen Vortrag. Natur ist sein Studium, nicht die Antike und das Ideal; er selbst lebte reich und prächtig, er selbst schmükte sich glänzend und bunt als ein venetianischer Stuzer seiner Zeit, wie sollte er Armuth in seinen Gemählden dulden können? Wirklich erlag auch sein Genius der Aufgabe einfacher armer Gegenstände, welche er troken mit schmachtendem Pinsel durchängstigte; je reicher aber seine geschichtlichen Gegenstände seyn durften, desto freier und unermüdlicher erhob sich sein Geist, wovon seine vier bekannten Gastmahle zeugen können.

Gegenwärtiges Gemählde ist kein ausstechendes Werk dieses Meisters; aber es hat auch nichts an sich, was den Ruhm eines Künstlers schmälern könne, von welchem wir wissen, daß ihn Titian so oft umarmte, als er ihm begegnete.

XXX.

Die Dichtkunst, eine allegorische Figur; von Niklas Mignard.

Auf Tuch, 7 Schuhe hoch, 5 breit. Figur in Lebensgröße.

Wir haben schon oben bemerkt, daß sich dieser Künstler von seinen Gönnern den sehr schmeichelhaften Beinamen des französischen Albani zuzog, indem seine Figuren etwas

Liebliches, Lachendes und Gefälliges an sich haben, fließende Umrisse und ein helles, freundliches Kolorit zeigen. Lauter Eigenschaften, welche ihn als Bildnißmahler in dem Urtheile der Gönner und Halbkenner, nach damals herrschendem Hof- und Modegeschmake, vortheilhaft auszeichnen mußten. Er machte unter der vermögenden Protektion des Kardinals Mazarin am Königshofe als Portraitmahler ein zu glänzendes Glük, und seiner blendenden lichttönigen Manier verdankte er einen solchen Beifall, daß er nicht nur die Antike vergaß, sondern auch die Früchte eines zweijährigen Aufenthalts in Rom nach und nach im Mißbrauch der Kunst vergeudete, und die Geschichtsmahlerei vernachlässigte, welche auf seine Talente stark gerechnet hatte. Ich möchte auch das Urtheil jener nicht unterzeichnen, welche ihn den französischen Albani nannten; denn diesen Anakreon der Lombardei und die süßen Wunderfrüchte seines dichtenden Gemüthes wissen wir besser zu würdigen.

Gegenwärtiges Gemählde betrachten wir als eine freundliche Wandverzierung, eine lachende Tapete. Ein schönes mit Lorbeern gekröntes Mädchen, im rosenrothen Schimmer der Begeistrung, ist im Begriffe, die Eingebungen der Gottheit mit der Feder zu fixiren. Den Hintergrund bilden Säulenstämme, auf der Seite sind Bücher und der Titel des Gedichtes von Boileau über die Poesie sichtbar. Das Inkarnat ist lieblich geschmükt bis in die Augen; das Gewand ist flach und bunt.

XXXI.

Die Mahlerei und die Geschichte.

Allegorische Figuren in Lebensgröße. Pendant des Obigen, von demselben Meister.

Die Mahlerei, ein gar niedliches Figürchen mit liebreizendem Gesichte, ist vor der Staffelei mit Mahlen beschäftigt. Die Geschichte sizt tiefer unten, und zeichnet das, was sie eben der Ewigkeit übermachen will, in ein Buch ein, welches zwischen den Flügeln der Zeit auf dem gekrümmten Rüken derselben ruht. Diese Göttin ist gleichfalls eine süße, Pariser Dame, und die Zeit ein unkräftiger, aber sonst gut und richtig gezeichneter silberhaariger Alter mit Hippe und Stundenglas. Die Gewänder dieser drei Figuren sind bunt gewählt und flach. Unkräftigkeit und Uibersüße ist der Hauptmangel dieses Gemähldes, welches sonst auch wahre Schönheiten hat, wozu der Kopf der Mahlerei und der Körper des Zeitgotts gehört.

Die Allegorie selbst ist deutlich und schön, aber nicht neu und nicht Mignards Erfindung.

Es ist sonderbar, daß so viele Mahler durch Hofgnade an Kunstgehalt einbüßten, und mit dem Beutel auch den Geist wie einen Hofbraten spiken ließen!

Auch hier haben wir eine artige Tapete, welche das Auge des Nichtkenners lieblich vergnügt, den strengeren Kenner aber unbefriedigt läßt.

XXXII.

Der eingeschlafene Amor; von P. F. Mola*).

Ein kleines Gemählde. Die Figur Lebensgröße bis auf halben Leib.

Hier haben wir eine wahrhaft Albanische Anmuth mit Titianischer Behandlung vorgetragen! Ein schlafender Amor, über ein rothsammtenes Küssen hingeworfen mit halbem Leibe, und von dem innern Leben eines muthwilligen Traumes bis in die zarten Augendeken, bis in die Lippenwinkel, in denen Kußgierde leise zukt, schelmisch bewegt. Was in der Tiefe wogt, kräuselt auf der Oberfläche. Betrogen ist, wer diesem Schlafe trauen würde; es ist Schlaf bei halbenischloßnen Ohren, ein Traum auf der Flucht; in jedem Momente erwartet man, daß das Schelmenauge sich öffnet, der Schelmenmund sich lachend aufthut.

Dieser schlafende Schalk ist eine runde Anakreonsode; Albani gab dazu den Gedanken, Guarcino die Kraft, Bassano die Hand, und Titian seine reiche Palette.

---

*) Im Januarhefte 1812, im Verzeichnisse dieser Gemählde, steht aus Versehen J. B. Mola, welches Johann Baptist, der Vorname des Vaters von Petrus Franz ist, und nicht hieher gehört.

XXXIII.

Ein Bachanal; von Philipp Lauri.

Ein kleines Stafeleigemählde; die Figuren haben allenfalls sechs Zoll.

Hier sieht man ein wahres Bachantisches Wirrwarr, eine lustige Wirthschaft von Nymphen, Schäfern, und den ziegenfüßigen Bachusgesellen; alle von Evaus Odem begeistert. Dieses kleine Gemählde zeigt, daß Lauri ein lustiger Kauz von freien, kühnen Gedanken, und von poetischem Gemüthe war. Wir sehen in seinem Hintergrunde, einer anmuthigen Landschaft, daß er ein guter Landschaftsmahler war, und aus seinen Figuren, daß er, ein geborner Römer *), die Musterfilder seiner Vaterstadt mit Glük studiert hat. Alter und Geschlecht unterscheiden sich hier in ihren Fleischtinten, und alle Formen sind nicht nur gut gezeichnet, sondern sie treten auch rund und lebendig vom Hintergrunde hervor.

Hier haben wir kein Kapitalbild vor uns, aber doch das lachende Produkt eines verdienstvollen Künstlers, welcher bis in das ein und siebenzigste Jahr den Göttern Jokus und Bachus opferte, und sich bis an sein Ende für zu jung hielt, heurathen zu können. Eine Krankheit raffte den grauen Knaben weg, und die Akademisten von St. Lukas begruben ihren geliebten Bruder unter Trankopfern.

---

*) Sein Vater, Balthasar, war ein Antwerper, und Schüler von Paul Bril.

XXXIV.

Loth von seinen Töchtern verführt; von Joseph Angeli.

Auf Tuch, 4 Schuhe hoch, 5½ lang. Figuren Lebensgröße.

» — — Der Herr ließ Schwefel und Feuer regnen »auf Sodom und Gomorra — — Morgens frühe gieng ein »Rauch auf wie Rauch vom Ofen. — — — — Und Loth »zog aus Zoar, und blieb auf dem Berge mit seinen beiden »Töchtern, und suchte aus Furcht eine Höhle. Da sprach »die älteste zu der jüngsten: Unser Vater ist alt und ist kein »Mann mehr auf Erden, der uns beschlafe nach aller Welt »Weise. So komm, laß uns ihn betrunken machen, daß »wir Samen von ihm erhalten. Also gaben sie ihrem Vater »Wein zu trinken in derselben Nacht,« u. s. w. Mos. 1, 19.

Diesen Gegenstand haben sehr viele Künstler vorgetragen, aber vielleicht wenige so biblisch richtig, als Joseph Angeli, welchem man dieses vortrefliche Gemählde zuschreibt. Ich weiß nicht zu entscheiden, ob dieser geschikte Schüler von Piazzetta, von welchem verschiedne wichtige Altargemählde, Bibel- und Legendenstüke bekannt sind, und welcher noch vor 40 Jahren gelebt hat, der wirkliche Schöpfer dieses preiswerthen Produktes ist oder nicht. Da es inzwischen diesem Künstler zugeeignet wird, und so mancher Schüler seinen Meister übertroffen hat; da man ferner geneigt ist, bei willkührlicher Taufe der Gemählde, gerne den berühm-

teren Meister, mit welchem es Aehnlichkeit hat, zu nennen, so unterdrüke ich meinen Zweifel als eine Ungerechtigkeit an den wenig bekannten Verdiensten eines großen Künstlers.

Dieses Gemählde würde Titian Ehre bringen, und es hat wirklich viel Uibereinstimmendes mit dessen Styl, Anordnung, Draperie und Färbung; nur möchte man sagen Hier hat ein Römer erfunden, ein Bologneser gezeichnet, ein Venezianer drapirt und ausgeführt.

Vater Loth, halbberauscht, sizt in der Mitte der Höhle, und läßt sich von seiner ältesten Tochter Wein in einen Becher gießen. Er neigt sich derselben mit schwerem glühendem Haupte, mit entzündeten Augen und lallender Lippe entgegen. Man kann nicht sagen, daß hier der Fehler sichtbar sey, in welchen so viele große Meister gegen den Sinn des Bibeltextes gerathen sind, indem sie diesen Patriarchen mit faunischer Lüsternheit und schmachtend nach geiler Umarmung, die Töchter als freche, lustreizende Buhlerinnen darstellen, welche mit wollüstiger Schaamlosigkeit ihr Bachanal zur Befriedigung aufgeregter Lustgierde einleiten: Nein! Die Töchter, im Bewußtseyn ihres Vorhabens, zeigen blos eine verschämte Behaglichkeit. Ihre Absicht gieng nicht aus dem Unterleibe hervor, sondern aus der Uiberlegung und dem Gefühle des Nothwendigen. Denken wir uns Naturmädchen, welche von Blutschande und andern

Konvenienzideen keine Begriffe haben; denken wir uns dieselben in der beklemmenden Lage mit einem alten Vater, der eben sein Weib verloren hat, allein in einer menschenleeren Gegend zu seyn. Sehr natürlich muß sich der Angstgedanke ihrer bemeistern: Was soll aus uns werden, wenn der Vater uns stirbt? Kein Mann lebt in diesem Lande, kein Bruder ist da uns zu schüzen, kein Sohn wächst uns zur Stüze heran, und zum Troste im einsamen Alter. List, das Eigenthum der Schwachen, die Tugend des Weibes, giebt ihnen das einzige Mittel an die Hand. Sie machen den Vater betrunken, daß er, im dunkeln Wahn bei seinem Weibe zu seyn, sie befruchtet; sie ersparen dem Vater die Verlegenheit der That, und sich das Harte der Zumuthung; und doch entgehen sie nicht dem Gefühle süßer Schaam, und nur Nothwendigkeit beugt die sträubenden Herzen unter ihr Joch.

Loth selbst, wenn wir dem Bibeltexte treuen Glauben schenken, ward nicht gewahr, was er that; es heißt deutlich: Er wußte nicht, wer sich zu ihm legte, und merkte nicht, wer vor ihm aufstand. Daß dieses in zwei Nächten geschah, könnte demnach höchstens darthun, daß der Alte den Wein liebte, und in seiner betrübten ängstlichen Lage diesen Sorgenbrecher um so reichlicher zu sich nahm, als ihn die geliebten Töchter so dringend mit süßer Uiberredung kredenzten. Laster und Frivolität sind eben so gut relative Begriffe, als schön und groß. Hier

ward blos, von Seiten des Alten, der Kraft des Weines gehuldigt, und, von Seiten der Töchter, der Noth ein Opfer gebracht.

Loth ist ein schöner, zwar alter, doch, wie er besonders hier seyn muß, ein noch kräftiger Mann. Zeichnung von Kopf, Händen und dem ganzen Körper ist natürlich und ungemein fleißig ausgeführt, wie das ganze Gemählde. Die älteste Tochter ist ein holdes, süßes Geschöpf; aus diesem Busen steigt kein freches Verlangen, auf dieser Stirne schwebt das Bewußtseyn des Bösen nicht. Die jüngste Tochter ist nicht so lieblich, aber vielleicht schöner. Sie zeigt das Profil einer Niobetochter, und scheint etwas mehr zu zaudern und zu straucheln in schüchterner Mädchenhaftigkeit. Der Mantel des Alten ist herabgefallen, er hat eine Müze auf, welche wir hier wegwünschen. Die Mädchen sind schön, geschmakvoll, vielleicht für dieses wilde Nomadenleben auf nächtlicher Flucht zu niedlich und zu reich gekleidet. Die krystallnen Flaschen und Trinkgeschirre sind meisterhaft gemahlt, aber Verstoß gegen Zeit und Umstände. Hinten der Vertilgungsbrand ist vielleicht gegen die Tagesbeleuchtung der Gruppe zu nächtlich; übrigens ist das Helldunkel meisterhaft. Schade, daß das herrliche Bild hie und da ein wenig beschädigt ist, und sich vom Tuche abzulösen droht. Nur eine kunstgerechte Behandlung kann diesem drohenden Unglük steuern.

XXXV.

Die Mutter Jesus und der kniende Karmeliter; von Hannibal Caracci.

7 Schuh hoch, 5 breit. Auf Tuch. Die Figuren Lebensgröße.

Der Stifter des Karmeliter-Ordens kniet in der schönen Stellung eines vom heiligsten Vertrauen erhobenen Mannes, den das Wunder einer himmlischen Erscheinung zwischen dankbarer Begeistrung und menschlicher Demuth erquikt und überirrdisch erbauet. Die heilige Jungfrau reicht ihm das Skapulier mit holdseliger Anmuth von ihrem Wolkenthron herab; und das Christkind, von der Linken der Mutter umfaßt, segnet den heiligen Mann mit liebreizender Huld. Rund umher feiern Engel diese Handlung der Gnade mit Lobgesang und Blumenopfer. Der Karmeliter kann nicht geistreicher erdacht werden. Die Modonna in ihrem rothen Gewande mit blauem Mantel gewährt einen süßen Anblik. Das Christkind fodert zu vertrauender Liebe auf. Es ist ganz nakt, und sehr richtig aus der Natur weggenommen, nur die Füße und Schenkel vielleicht ein wenig zu schwach. Die Engel sind zum Theile überirrdisch schön; ihre Formen sind wahre seraphische Wellenfluth.

Dieses mystische Gemählde ist voll lieblicher Aussprache, und von einer so lebendigen Färbung, daß wir beinahe zweifeln sollten, ein Werk der Lombardischen Schule vor uns zu sehen. Was diesen Zweifel verstärken könnte, ist eine

vielleicht zu sorgsame Ausführung, als daß wir nicht das Kühne, Stolze und Ungeschmeichelte des Hannibal-Caraccischen Pinsels vermissen sollten. Uibrigens hat dieses schöne Gemählde gar viel durch ungeschikte Ausbesserung gelitten.

XXXVI.

Die Krönungsglorie der Madonna; von Augustin Caracci.

16 Schuhe breit, 13 hoch. Die Figuren über Lebensgröße.

Die Madonna, auf Wolken von Engeln unterstüzt, wird emporgetragen zum Throne der Dreieinigkeit; sie unterwindet sich in Demuth, und Vater und Sohn sezen ihr die Krone der Heiligung auf, während rechts und links die himmlischen Chöre erklingen. Unten, auf der zurükgelassenen Erde, zeigen sich die Symbolbilder der bekannten Laurentanischen Litanei.

Eine schöne Glaubenspoesie, mit Feuer entworfen und mit unglaublicher Kühnheit ausgeführt. Man sollte glauben, Augustin, welcher als Dichter geschäzt war, habe hier blos entworfen, und Hannibal habe diesen Entwurf wildtrozig ausgeführt. Augustin hatte mehr Vorsicht und schüchternen Fleiß als Hannibal, auch mehr Gelehrtheit gieng aus ihm hervor; aber Hannibal hatte gerade den unbändigen Geist, solche Gestalten hinzuwerfen, wie wir sie hier erbliken. Ist dieses Gemählde wirklich von Augustin, so ist es aus der guten Epoche, wo die beiden Brüder noch nicht feindlich getrennt waren, wo der Genius des einen den

Kunstfleiß des andern erwärmte, und das Studium des einen den Genius des andern in den Schranken der Mässigung hielt.

Das Kolorit ist ganz das schwache von Augustin, welcher den Mahler über dem Kupferstecher vernachlässigte. Die Zeichnung hingegen ist durchaus korrekt, und im großen edlen Styl; ein wahrer Reichthum von schönen, gefälligen, ausdruksvollen Stellungen, von geschmakvoller Bekleidung in breiter Manier.

Außerordentlich schön ist Maria, und der Engel, welcher ihr den Spiegel vorhält. Gottvater ist völlig ein Hannibalisches Kraftprodukt, von seiner schweren, gediegenen Art. Sehr vermuthlich hat die Eintracht der beiden Brüder diese schöne Huldigung der Gottesmutter erzeugt; und es ist ein trauriger Gedanke, daß ihre eifersüchtige Feindschaft gegeneinander beider Ruhm beschädigte, und der Kunstwelt sehr wesentlichen Eintrag that.

Dahingegen dürfen wir nicht vergessen, wie viel im Allgemeinen die Kunst der verewigten Familie Carracci schuldig ist, und welche Helden aus ihrer unsterblichen Schule hervorgiengen, aus einer Schule, welche die von der Raphaelischen Bahn sich auf Abwege verlierende Kunst wieder auf den Weg des Schönen und Wahren, in die Arme der Natur zurükrief. In dieser Schule vereinigte man die Zergliederungskunde mit dem Studium der Antike, oder das Wahre mit dem Schönen, und der Geist, welcher

diese Schule besonders werth machte, war ein gewisser Weltbürgersinn, ein Propagationseifer, eine ewig rege Kampflust nach Erringung des Besten, und nach Ausdehnung seines Wirkungskreises. Das Erhabene und Naive wurden zwar nicht immer von ihr erreicht, noch weniger das Wahre der Färbung; aber ihre Kunstschöpfungen waren rein, groß und schön, und der natürliche Ausdruk ihres mehr wilden als zarttiefen Kunstgeistes. Ins Fürchterliche wie Michel Angelo verloren sie sich inzwischen nie, weil das Gemüth ihrer Meister nicht die Tiefe des gigantesken Toskaners hatte. Um das eigentliche Kunstelement Hannibals zu finden, müssen wir die Farnesische Galerie betrachten; sie ist ein Triumph der Zeichnung, und beweißt, daß Hannibal für Gegenstände von edler Heldenstärke, von regem Kraftausdruk und von imponirender, reichabwechselnder Pracht hätte arbeiten sollen, um in seiner Art auch von Lebrun, selbst von Julius Romanus unerreicht zu bleiben.



IV.

Uiber absolute Wahrheit und ihre subjektive und objektive Bedingung.

An Herrn F. H. Jacobi, Präsidenten der königlichen Akademie in München.

Ihren Brief aus München, vom 5. September, erhielt ich schon gestern Abends über Mainz. Sein vermischter Inhalt affizirte mich sehr und mannigfaltig in Leid und Freude. Die Bewegung meines Gemüthes dauerte in die Nacht fort, und trieb im Schlafe ein Fantom auf, das meine Einbildung treuherzig für Ihre Person hielt. Wie sehr freuete mich der überraschende Besuch! Das Entzüken war kurz; ich erwachte bald aus der Täuschung. Aber haben alle unsere Freuden eine haltbarere Gestalt als dieser unwesenhafte Traum hatte? Lößen sich nicht die meisten unserer Genüsse in den leichten Schaum einer bleichen Erinnerung auf? Indem wir mit diesem schaumichten Wesen einen Punkt unseres

Daseyns nach dem andern ausfüllen, vermehren wir die luftige Masse nicht. Sie zerrinnet beständig in demselben Maaße zu Nichts. Jedes stärkere Gefühl des Lebens stirbt gleich nach seiner Geburt, und sein Schatten wallet einige Augenblike in der dunkeln Unterwelt des Gemüthes auf und ab; verschwindet und kömmt wieder; verschwindet wieder, um nie wieder zu kommen. So füllen wir alle das Faß der Danaiden. Haben Sie, theuerster Freund! in den siebenzig Jahren Ihres rühmlichen und thätigen Lebens etwa eine reichere Beute an Genüssen aufgespart?

Und dieses um zusammenhängende Aufwallen abgeschiedener Phantasien, Empfindungen und Anschauungen soll die Selbstständigkeit unseres Ich, soll seine Identität bewähren und bezeugen! Und an die solcher Maaßen bewährte und bezeugte Identität sollen wir alles Heilige und Theure anknüpfen, was uns einen Wehrt giebt! Wie können die Nachklänge verirrter Töne, die, Gott weiß! woher? wiederhallend ins Bewußtseyn zurükkehren, einer so gebrechlichen Harmonie, wie die menschliche Seele ist, eine innere, wahrhafte Beharrlichkeit zusichern?

Dieser skeptische Affekt ist die Folge des lieben, bösen Traumes. Sein Gebilde hat einige Momente der flüchtigen Erscheinung meines Daseyns so kräftig ausgefüllt, als irgend eine Anschauung im Zustande des Wachens. Mit ihm allein beschäftigt, bezog ich es auf nichts, das es Lügen strafte. Welche Gewährschaft haben wir, daß nicht unser ganzes

Leben ein Wahn, und unser ganzes Geschlecht ein Haufen Träumer ist?

Ich thue diese Frage nur im Ernste, um eine ernsthafte Antwort darauf zu finden. Ich liebe den Schwindel nicht, in dem alles Objektive vor dem kränklichen Auge des Geistes in wandelbaren Gestalten auf- und niedergaukelt. Ich will einen festen Blik und für meine Hütte einen festen Stand auf sicherem Grunde. Was helfen mir täuschende Nebelländer oder schwimmende Eisberge, die vor dem Blike der wärmeren Sonne wegschmelzen? Eine blos subjektive und relative Wahrheit ist für mich keine Wahrheit. Ich will absolute Wahrheit oder keine. Aut Caesar aut nihil. Meine Wahrheit muß mit mir, sey es in welcher kleinsten Portion, selbst Gott theilen. Diese Sprache klingt vermessen. Ob sie wohl einem Manne ansteht, der sich nach Jacobi nennen würde, wenn er sich nach einem Meister nennen wollte? Allerdings. Ihre Philosophie lehret ein unmittelbares Wissen außer dem Erkennen; so nimmt sie auch eine absolute Wahrheit an, außer der relativen in der Erscheinung. Der Weg zu ihr muß zugänglich seyn, sey es auch durch einen Absprung von dem Pfade der Spekulation. Ich versuche es hier, mir diesen Absprung zu ebnen; möge auf seine dunklen Stellen das warme Licht Ihres Geistes seine Strahlen werfen!

Ich überlasse den Logikern, die verschiedene Erklärungen der Wahrheit und ihrer Arten auszumittlen. Die meisten

kommen mit Vater Aristoteles darin überein, daß Wahrheit nichts in den Dingen seze, sondern als Modellbegriff nur die Beziehung des Verstandes zu den Dingen bezeichne.

Aber eben hier schon drängt sich ein ganzer Schwarm von Fragen hervor. Was ist diese Beziehung, was bedeutet dieses vielgebrauchte, vielseitige Wort? Wie ist positive Beziehung möglich zwischen dem Verstande und den ungleichartigen Dingen, zwischen dem Vorstellen und dem außer ihm befindlichen Seyn? Wie knüpft der Verstand an das durch seine angeborne Form Bedingte das von ihm Unbedingte, welches eben dadurch, daß er es denkt, in das Gebiet seiner Formen fällt, und ein Bedingtes wird?

Die idealistische Parthie der Philosophen giebt hier eine Antwort, die uns andere wenig erbauet. Seyn, sagt sie, ist allgemeines und nothwendiges Bewußtseyn, und Denken ein bestimmtes Bewußtseyn und ein zufälliges. Hier hat Gleichartigkeit, folglich Beziehung Statt. Stimmt ein gegebenes, besonderes Bewußtseyn mit den Bedingungen eines allgemeinen überein, ist mein Vorstellen für Jedermann gültig, so ist, was ich denke, und ist so, wie ich es denke. Objektivität ist Nothwendigkeit in dem Zufälligen der Subjektivität. »Wenn ich denke: es ist, so verknüpfe ich etwas in die nothwendige Einheit der Apperzeption,« (sagt Kant in seiner Kritik der reinen

Vernunft); und diese synthetische Funktion ist ein wesentliches Geschäft des Verstandes.«

Ich könnte hierauf erwiedern, dieses allgemeine Bewußtseyn ist eine philosophische Fiktion; es existirt nur in der Abstraktion von meinem individuellen Bewußtseyn, indem ich von diesem einige zufällige Bestimmungen in Gedanken aufhebe, und so das Bestimmte zum Allgemeinen erweitere. Hat das Seyn keine tiefere und festere Wurzel? Allein auch hier offenbart sich ein neuer Zweifel in der Frage: Geht dieses Seyn (als Bestimmung eines allgemeinen und nothwendigen Bewußtseyns,) nicht über die Grenze der denkenden menschlichen Natur? Oder geht es auf die gesammte (wirkliche oder auch nur mögliche) Geisterwelt? Anders ausgedrükt: Ist das Seyn, als eine Nothwendigkeit im zufälligen Vorstellen, eine bedingte Nothwendigkeit durch unsre (menschliche) Schranken, oder eine unbedingte, gegründet in der Kraft und dem Wesen aller Geister bis hinauf zu Gott? Wäre das erste, so könnte vielleicht etwas für unser Bewußtseyn nothwendig vorstellbar, also wahr seyn, was für das Bewußtseyn einer höheren Geisterordnung, nur als für uns geltend, zufällig erschien, also falsch wäre. Cartesius glaubte dieses annehmen zu dürfen, und hob dadurch alle Wahrheit auf. Wollte man aber das zweite annehmen, was ermächtigt den kurzsichtigen Menschen zu dem Wagestuk eines solchen Gedankens; ihn, den die Beschränkung so wesentlich

durchdringt, daß nur das Gefühl dieser Beschränkung ihm sogar alles Materielle für seinen Glauben an Realität zu liefern scheint? —

Wir haben alle die Idee des Absoluten. Das Streben nach ihrem Gegenstande ist das Leben unserer Vernunft. Wer die Realität dieser Idee läugnet, giebt seine Vernunft auf. Sie ist unwandelbar, und an sie, nicht an den flüchtigen Schatten der Genüsse und Empfindungen knüpfen wir die Identität unserer Person. Sie faßt in ihr Gebiet das Wissen und das Wollen, und wir müssen eine absolute Wahrheit annehmen, sobald wir an eine absolute Güte glauben. Absolute Güte ist, das sagt uns die gewisse Vernunft, die wir darum Gewissen nennen, sie ist nicht nur in unserem und durch unser Vorstellen, sie ist unabhängig davon. Daß sie ist, ist absolute Wahrheit, gültig für alle Geister.

Absolute Wahrheit geht also auf ein absolutes Seyn, auf ein »an Sich«, das seiner Erscheinung in der Vorstellung eines jeden vorstellenden Wesens aus jeder möglichen Geisterordnung zum Grunde liegt, und dadurch der Erscheinung einen Werth über den nothwendigen Schein giebt. Absolute Wahrheit bezieht sich folglich auf die Idee eines Geisterreiches, wo bei allen unendlich verschiedenen und jeder höheren oder niederen Ordnung eignen Formen des Denkens eine Harmonie herrscht, die dem: »es ist« seine objektive Gültigkeit ertheilt. Würde das ipsum et

vere esse in der wesentlichen Vorstellart irgend einer einzigen Geisterordnung aufgehoben und als nichtig gelten, so wäre es selbst problematisch, ob es nicht in den blos zufälligen Bestimmungen anderer denkenden Wesen seinen Grund habe, und folglich aus einem höheren Standpunkte Schein wäre. — Drükt das Wort: »es ist« nur eine nothwendige Bestimmung der Apperzeption des Menschen aus, nicht nur da, wo von den Erscheinungen unserer Sinnenwelt die Rede ist, wo freilich unser Stand der Wahrheit nur ein relativer Ort ist, sondern da, wo wir uns über die Sinnenwelt erheben, wo es Fragen gilt, die der Mensch der Sinnenwelt nicht versteht und nicht thut, so geben wir dem, »es ist» eine Dignität, die es nicht von der nothwendigen Einheit unseres menschlichen Bewußtseyns erborgt; es ist, behaupten wir, vor Gott und vor allen seinen lebendigen Ausflüssen; und dieser Gedanke, dieses Wort »es ist,» ist ein Machtspruch unserer Vernunft aus einer ihr angebornen Suveränität. Wir eignen dem Gedanken absolute Wahrheit an, und ertheilen ihm allgemeine Gültigkeit für allen und jeden Verstand.

Alle Erscheinung, die nicht bloßer Schein seyn soll, muß sich auf ein Seyn beziehen, das absolut wahr, das ist, auf die gesammte Geisterwelt positiv beziehlich ist, und so muß alle subjektive, bedingte und relative Wahrheit, die auf die Erscheinung geht, etwas mit der absoluten Wahrheit gemein haben.

Stützig machen in der Spekulation, aber nicht irre machen in unserem praktischen Leben, kann uns das Resultat einer analytischen Operation, wodurch wir bei der Auflösung eines jeden Objektes des äußeren und inneren Sinnes auf nichts als bloße Bestimmungen unseres Subjektes treffen, und nirgends auf das wahrhaft Objektive. Selbst das vinculum Substantiale, das diese subjektive Bestimmungen in objektiver Einheit zusammenhalten soll, ist nur eine Denkart unseres Verstandes, und geht als solche das Ding nichts an. So finden wir mit aller Nachforschung weder hinter der Erscheinung, noch unter ihr das wahrhafte Seyn, dessen wir uns doch nicht weniger und nicht schwächer als der sinnlichen Erscheinung bewußt sind. Was Sie (in David Hume S. 140) Beschaffenheiten des wirklichen Dinges nennen, heiße ich geradezu bloße Bestimmungen unseres Subjektes, die wir auf die Erscheinung übertragen; denn davon, daß ich in dem Dinge überhaupt Beschaffenheit und Substanz unterscheide, liegt der subjektive Grund selbst in der Natur unseres diskursiven Verstandes. Gebe ich alles Obige dem Idealisten ohne Einschränkung zu, so bin ich aller Plakerei auf einmal los. Meine Philosophie ist darin, und vorzüglich darin die Itzige, daß sie, durch die Resultate der Wissenschaft genöthigt, ein Wissen außer der Wissenschaft annimmt, ein Vernehmen und Wahrnehmen des Wirklichen außer dem Erkennen; ein Bewußtseyn und eine unvermittelte Uiberzeugung der Dinge außer dem

Gefühle subjektiver Modifikationen, aus denen wir, nach unserem Standpunkte, unsere Welt bilden; kurz ein Seyn außer der Erscheinung, die Produkt und Objekt unserer Vorstellkraft ist.

So ist es auch mit dem Seyn des transzendentalen Ich außer dem empyrischen Subjekte innerer Erscheinungen. Bin ich, weil ich mich seyend denke, wodurch ich das Seyn zur Erscheinung, zur Qualität und zum Predikate des Gedankens mache, so hat Hume recht. Ich bin nicht mehr als das imaginäre Band für den Bündel von Vorstellungen, die sich einander jagen und verschlingen; ein Blendwerk, das sich zufällig entzündet und erlischt; «ein Gedankenschwärmer, der einen Augenblik leuchtet und prasselt.« Aber ich bin außer dem Gedanken, denn ich handle; ich soll, so wahr als ich denke; und denke mich nicht blos als denkend, so wahr als ich soll. In beiden ist unbedingte Wahrheit. Für mich allein? Das wäre der gröbste Widerspruch. Mein Handeln, die That, liegt ja außer meinem Denken; das Sollen, der göttliche Aufruf zum Handeln, liegt außer der logischen Nöthigung meines Denkens. Es ist ein von meinem und allem Denken unbedingtes Seyn. Und ich schreibe ihm absolute Wahrheit zu, eine Gemeingültigkeit für jeden endlichen und den unendlichen Verstand. In dem Begriff der Pflicht, in der Idee des Guten habe ich den festen elastischen Punkt, auf den ich den Fuß sezen kann, um mich aufzuschwingen

über Schein und Erscheinung. Für mich ist ein wahres Seyn, das für Alle ist, und so ist das Seyn meines Ich als handelnden Prinzipes; ich bin Bürger der unendlichen Geisterwelt. Daß ich bin, ist absolut wahr. Dieses mein wahres Seyn ist nun geknüpft an die Sinnenwelt; sie ist der Schauplaz meines Handelns. Auch ihr muß auf irgend eine Art absolute Wahrheit zukommen. Sie kann nicht blos nothwendige Täuschung seyn. Ihr muß ein »an sich« ein Seyn zum Grunde liegen, gültig und wahr für alle Geister. Das durch die Kantische Schule so bekannt gewordene unbekannte x, als intelligibles Substrat der Phenomene, ist uns nicht weniger unbekannt als alles andere. Wir nehmen immer fort gewahr das Spiel und seinen Einfluß auf uns und unser physisches Daseyn. Unsere Erkenntniß ist nicht aus uns; sie ist leidend, und geht also ihrer Natur nach überall nur auf die Vielheit der Wirkungen, ohne einzudringen in die Einheit des verborgenen Grundes.

Ich kann mich wohl in die Lage eines atheistischen Skeptikers denken, aber den atheistischen Dogmatiker begreife ich nicht. Ist bei jenem der Affekt des Zweifels in Neigung übergegangen, so muß ihm durch das Medium seines schwankenden und gesezlosen Denkens alles Objektive als nichtig und gesezlos erscheinen, und er braucht keinen Gott für eine Welt von Gespenstern. Diese Geburten der Nacht und böser Dünste aus todten Sümpfen entstehen und vergehen, und haben weder Besizthum noch Hausrecht

in der Wirklichkeit, die selbst ihm nur eine angeborne Täuschung gilt. Aber wie der dogmatische Atheist konsequent verfahre, das verstehe ich nicht. Er behauptet ein gedankenloses Seyn, als den todten Grund alles lebendigen Seyns und alles Denkens; er behauptet als absolut und allgemein gültig: es ist kein Gott, der ein Geist ist. Diese Thesis sezt er als absolut wahr, nicht blos für ihn geltend, als denke er sich Gott nothwendig als nicht seyend, sondern allgemein gültig: es ist kein Gott. Der Saz soll wahr seyn für das gesammte Geisterreich, dessen Daseyn er übrigens nicht annimmt und nicht verwirft, aber für dessen ganzen Umfang er seyn: »es ist,« gültig erklärt. Denn der Saz: es ist objektiv, drükt eine subjektive Nöthigung für alle Vernunft, nicht blos ein gehalt- und gestaltloses Denken und Spiel seiner eignen Vernunft aus. Er nimmt also eine vorherbestimmte Harmonie aller Geister an, ein Reich denkender Wesen unter einem Geseze, eine Ordnung, für welche die Aussprüche seiner Vernunft gesezgebend sind; und darum schreibt er der Idee absoluter Wahrheit eine objektive Realität zu, und drükt seinen festen Glauben an sie hier durch den negativen Saz aus: es ist kein Gott. Aber ist kein Gott, woher die allgemeine vorherbestimmte Harmonie aller möglichen und wirklichen Vernunft, woher das Vertrauen auf seine einzelne Vernunft, das er durch das »es ist« ausspricht? Woher diese Nothwendigkeit und Einheit, und Uibereinstimmung,

als wäre ein Gott, ein höchster Geist, aus dem alles ist, was ist und denkt. Könnte, wenn kein ewiger Ordner und Erhalter der ewigen Geisterwelt existirt, nicht seine Vernunft, ja selbst die allgemeine menschliche Vernunft so ein Mißlaut in der allgroßen Harmonie der Geisterwelt seyn, daß das, was für ihn als das Gewisseste: es ist nicht, erscheint, sich für jene als das Gewisseste: es ist, ankündigte? Und könnte dieses auch nur problematisch seyn, woher die Befugniß, mit seinem Vorstellen ein Seyn zu verknüpfen und zu sagen: es ist, wie ich mir nothwendig vorstelle? Die innere Wahrhaftigkeit wollen wir ihm nicht absprechen, aber er selbst muß auf alle objektive Wahrheit Verzicht leisten. Ich verbiete dem Atheisten, mit dem Vorrechte, das mir der Glaube giebt, überall zu sprechen das zuversichtliche: es ist. Er hat keinen absoluten Stand; er tappt und taumelt im Finstern, die Binde des bloßen und leeren Vorstellens vor dem Auge seines Geistes; all sein tiefstes Denken ist ein kindisches Spiel ohne Zwek und Gewinn; das Objektive ist und bleibt ewig ihm unzugänglich.

In dieser peinlichen Lage befindet sich der dogmatische Theist nicht. Er ist einig mit seinem Thun und Denken. Er kann es wenigstens seyn. Er vertrauet seiner Vernunft, gesteht ihr eine gesezgebende Kraft für die gesammte Vernunftwelt zu; und zufolge dieses Vertrauens verknüpft er mit ihrem nothwendigem Denken ein objektives und reelles Seyn.

Er behauptet ein »es ist,« weil er annimmt, daß »Er ist,« und das wir und alle Geister seines Geschlechtes sind. Sind alle Dinge seine Geschöpfe und alle Geister seine Kinder, so giebt es eine gemeinsame Uibereinstimmung aller Weltgeseze und aller Denkgeseze; es giebt eine Verwandtschaft aller Geister; das Licht meiner Vernunft ist ein Abglanz der höchsten Vernunft, und mein richtiges Denken der Nachklang des schöpferischen Machtwortes; und darum geziemt es mir und allen Geistern, an das bloße Vorstellen ein Seyn anzuknüpfen, zu sagen, es ist, weil Einer ist; der Spruch: es sey und es wurde, und dessen Geschlecht wir sind. Diese Verwandtschaft aller endlichen Vernunft, die durch das Wörtchen: es ist, ausgesprochen und angesprochen wird, ist nicht blos eine problematische Idee, so wie etwa Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft den Gedanken einer gemeinsamen Musterorganisation für alle Thierarten aufstellt, welche Grundform durch Verlängerung und Entwiklung dieser, und durch Verkürzung jener Gliedmaßen, die so mannigfaltigen Formen aller Thiergestalten liefern könnte, sondern sie ist eine nothwendige Idee für jeden, der an absolute Wahrheit glaubt, und an irgend ein Seyn außer seinem Vorstellen. Durch welche Beschränkung der höchsten Denkkraft, durch welche Erhöhung des dumpfesten Anschauungsvermögens auch immer diese und jene Geisterordnung gebildet und innerlich organisirt wurde, sie müssen alle etwas Gemeinsames aus dem höchsten Geiste

und durch ihn den höchsten haben, und die gemeinsame Theilnahme an diesem göttlichen Wesen giebt ihrem Vorstellen Gehalt und Wahrheit. Die Raupe kriecht träge auf dem Blatte, dessen Rand sie benagt. Das vollendete Insekt, das Sinnbild der unsterblichen Psyche, wiegt sich mit seinen leichten Flügeln auf der Blume, aus der es den süßen Thau aufküßt, und es ist doch noch dasselbe Individuum. Aber neue Organe haben sich entwikelt, und damit eine neue Seite seiner Welt. Wie verschieden mögen wohl die Ansichten derselben Welt bei selbst sich nahe verwandten Geistern seyn? Und doch in allen diesen verschiedenen Ansichten muß Wahrheit seyn, da es einen Gott der Wahrheit giebt, der Schöpfer ist.

Wir finden in der Sinnenwelt, z. B. in den Himmelskörpern, eine Einheit und Regel ihrer Form, ein Gesez ihrer Bewegung, ein Grundgesez unseres Verstandes, jene zu erkennen und diese zu berechnen. Es ist nicht vermessen, den Begriff von dem leztern zu erweitern, und zu steigern bis zur Annahme einer allgemeinen Grundform alles Verstandes, und einer allgemeinen Strebekraft gegen den Mittelpunkt der Geisterwelt, ihre ewige Sonne. Mag immer, nach Leibniz-Wolffischer Vorstellung, die blos menschliche relative Wahrheit das durch die gröbere Luft unserer Sinnlichkeit gebrochene, selbst ungestaltet gewordene Bild der absoluten Wahrheit seyn, und uns das Licht jener ewigen Sonne nur im färbigen Regenbogen sichtbar werden! Die bunte Farbe

wäre nicht, wenn jenes reine Licht nicht wäre, und der Himmelsbogen würde nicht regelmäßig mit dem Zuschauer auf Erden seinen Stand ändern, behielt die ewige Sonne ihren absoluten Stand nicht unverrükt.

Ich fürchte mich nicht vor dem Vorwurfe einer müßigen Ausschweifung ins Transzendente, und daß man mich mit dem Kantischen Gleichnisse von der leichtbeflügelten Taube, die wähnt im leeren Raume, wo sie den Widerstand der Luft nicht fühlt, besser fortzukommen, auf die Erde, als meine gesezliche Heimath, zurükweisen wolle. Es ist ein trauriges Loos für die Philosophie, eine Leibeigne der Sinnlichkeit zu seyn. Und wer nennt sich ihren Freund, der sie nicht von ihren Fesseln zu befreien wagte? Als Kant die Vernunft durch seine Vernunft kritisirte, erhob er seine Vernunft zur allgemeinen Menschenvernunft, und als er die praktische Vernunft in ihrer Würde zeigte, hielt er die Aussprüche der menschlichen Vernunft gültig, und bindend für alle endliche Vernunft; er verfuhr transzendent. So Fichte, der noch weiter gieng; so Jakobi; so dessen feindseliger Gegner Schelling. Alle diese Männer, so verschieden ihre philosophischen Ansichten sind, behaupten hartnäkig und übereinstimmend absolute Wahrheit; ein: es ist, außer allem Vorstellen; ein Seyn über allem subjektiven Scheine; einen Besiz der Wahrheit, die ewig ist.

Leibniz erklärt die Monade, die er das Universum im Kleinen nennt, nach ihrem Wesen, das er in die

Vorstellkraft sezt: unitas in multitudine. Ich halte die reelle Einheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Dinge und der Geister für das Grundgesez der Welt und der Geister, und darum für die Grundbedingung aller Wahrheit.

Mögen die stolzen Besizer einer unbedingten und selbstständigen Wissenschaft mich bedauern oder bespötteln, daß ich einer skeptischen Ansicht eine theologische Idee entgegenseze; mögen sie mich einen Malebranchianer schelten, der alles nur in Gott sieht, oder einen theosophischen Visionär, der die Leibnizische Idee von der vorherbestimmten Harmonie in einer andern Gestalt zu Markte bringt. Von Ihnen, theuerster Freund! erwarte ich Belehrung oder Beitritt. Sehr ehrwürdige Männer haben behauptet, der unserem Geiste nächste, unserer Vernunft unmittelbare und zuverlässigste Gegenstand sey Gott. Kennen Sie einen näheren und zuverlässigeren Weg zur Erklärung der Möglichkeit absoluter Wahrheit, ohne die all unser Wissen ohne Gegenstand und ohne Zwek ist?

Ich bin mit innigster Liebe, u. s. w.

Niedersaulheim, den 9. Sept. 1812.

Reeb.

V.

Die Schweden zu Mainz,

vom J. 1631 den 13. Dez. bis zum J. 1636 den 9. Jänner.

Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Mainz, aus gedrukten und ungedrukten Quellen.

Seitdem das Königreich Böhmen dem Hause Oestreich und Kaiser Ferdinand II. zurükgestellt ward, war Deutschland der Schauplaz ununterbrochener Kriegen zwischen der kaiserl. und protestantischen Parthei, worinnen zehn volle Jahre hindurch jene die Oberhand behielt, und Sieg auf Sieg erfochte.

Das Blatt wendete sich. — Die protestantischen Stände brachten König Ludwig XIII. von Frankreich, König Gustav Adolph von Schweden, und Kurfürst Johann Georg von Sachsen auf ihre Seite; leztern, um beträchtliche Summen zur Werbung und zur Unterhaltung einer ansehnlichen Miliz zu schiesen, welche beide erstere zu

stellen hätten. Uiberall hatten ihre Negoziationen den besten Erfolg; es bildeten sich Armeen gegen Armeen, welche mit abwechselndem Glüke fechten, bis das Haupttreffen im Jahr 1631 d. 17. Nov. bei Leipzig erfolgte, wobei die kaiserl. Armee den Kürzern zog, und mit ungeheuerem Verluste das Feld räumen mußte.

Der Erfolg hievon war, daß der ganze niedersächsische Kreis von der kaiserl. Parthei abtrat, auch mehrere Kreisstädte und protestantische Höfe, welche bisher Anhänglichkeit an den kaiserl. Hof geheuchelt hatten, nunmehr ohne Scheue von ihm abfielen, sich dem Feinde anschlossen, und ihm Proviant und Munition lieferten. So Frankfurt a. d. Oder, so Hessen-Cassel, Lüneburg, Pfalz-Birkenfeld rc., so die Grafen von Nassau, die Wetterauischen Grafen, u. s. w.

Sachsen nimmt nunmehr Erfurt weg; Schweden dringt durch Buchonien, und besezt nach einigem Widerstande Königshofen, im Bisthum Würzburg, und jeder Schritt der protestantischen Armee ist mit fürchterlicher Strenge gegen alle Katholiken, die ihr in den Wurf kommen, ihre Städte, Schlösser, Kirchen, vorzüglich ihre Geistlichkeit, bezeichnet. Lange Zeit hatte Deutschland Muster einer solchen Barbarei nicht gesehen; ein allgemein panischer Schreken verbreitete sich rings umher, und erschütterte die geistlichen Staaten um so mehr, als mehrere ausgestreuete Flugschriften das namentlich ihnen vorbereitete

Loos verkündet, und bestimmt hatten, welchen Klassen ihrer Bewohner die ganze Schwere der Rache gemünzet seye.

Mit dem Falle der Festung Königshofen bemächtigte sich Höllenangst der Stadt Mainz, und vorzüglich ihrer Geistlichkeit *). Zur Besezung derselben rief Kurfürst Anselm Casimir eine Legion spanischer Völker aus den Niederlanden, deren Anzahl aber bei weitem in keinem Defensionsverhältnisse mit der Weitschichtigkeit und Schwäche derjenigen Festungswerken stand, womit sein Vorfahrer, Kurfürst Johann Schweikhard, kurz vorher die Stadt hatte umgeben lassen. Diese zu verproviantiren ward vorerst Frucht und Weinvorrath aufgenommen; auch der Stadt und dem Lande ein ferneres Quantum zu liefern befohlen.

So bereitwillig der Landmann und der weltliche Mainzer sich hierzu erzeigte, so viele Schwierigkeiten fand darinnen die mainzische Klerisei, obgleich eben diese das

---

*) Prot. Capit. Eccl. B. M. V. ad grad. vom Dechant Freyßpach geführt, ad h. a. »A Saxone »Erphurtum intercipitur, Suecus per Bucho»niam Koenigshovium, insigne fortälitium »Franconiae, facile in suam deditionem redegit; »quae Causam dedêre magnae trepi»dationis Moguntinis, eo quod Protestan»tium exercitus, catholicos quosvis obvios, eorum»que civitates, arces, sacra et prophana devasta»ret et depraedaret» etc.

Hauptstichblatt der gegen die Stadt beschlossenen schwedischen Expedition gewesen war, wie bald darauf der Erfolg bewährte.

Der Kurfürst ließ abgesondert den hohen (Primarius), und niedern Klerus (Sekundarius) versammeln, — jenen, um sich mit dem niedern über ein gewisses Wein- und Getraidequantum zum Unterhalt der Besazung zu vereinen, — diesen hingegen, zur Anhörung eines beiläufigen und überaus energischen Schreibens. Darin hieß es, der Feind der Katholischen stehe an den Grenzen des Vaterlandes, — die Besazung bedürfe nicht blos Brod und Wein, sondern auch Sold und Löhnung; — die Festungswerke seyen zerfallen, und müßten wiederhergestellt, auch neue zur Vertheidigung erbauet werden ꝛc.; alles dieses lasse sich ohne Besteuerung oder Leistung einiges Subsidiums des niedern Klerus nicht bewirken, u. s. w. Er habe daher die Ordinarikontribution zu verdoppeln, und solche, nebst den Rükständen der alten, unfehlbar binnen 8 Tagen an die Armaturklasse abzuführen. — Dies zu leisten, schiene unmöglich*). Inzwischen

*) Prot. cit. »Res visa est impossibilis, petitis »annuere, neque impossibile possibile fieri poterat, »eoquod major pars Cleri plerasque pecunias in »Contributionem ordinariam, culturam vinearum, »collectionem vini decimalis, coemendis vasis, »praesertim uno vase majore empto pro 9 Imperia-»libus, aliisque expositionibus, interim nullis »pensionibus solutis, plus nimio grauaretur, cae-»lerisque omnibus depauperatis, ut vel panis non »sufficiat pro alendâ vitâ humanâ etc.«.

die anwesenden Stiftsprälaten beschlossen nichts darauf; jeder brachte den Vortrag in sein Kapitol, und es ward ein neuer Zusammentritt festgesezt, worin beschlossen ward: Man könne sich wegen der angesonnenen Proviantlieferung vor der Hand, und ehe sich beide Klerisejen darüber gemeinschaftlich benommen hätten, zu nichts verstehen; man wolle vorderfamst vernehmen, wozu der hohe Klerus geneigt seye.

Die Proviantirung der Stadt gieng von Seiten des Landes überaus muthig und regelmäßig von Statten; alle disponiblen Speicher und Keller wurden gefüllt, und Mainz hätte einem langen Belagerungszustande trozen können, wäre anders sein äußerer Defensionszustand mit dem inneren Bedürfnisse im Gleichgewichte gestanden; woran es aber schon lange gebrach, war das Geniewesen, sachkundige Obristen, ein reicheres Zeughaus, bessere Uibung und Taktik im Felde und in der Schanze. Darum war der Feind noch nicht vor der Thüre, als selbst unter dem Generalstabe schon berathschlagt ward: ob nicht bei so bewandten Umständen räthlicher wäre, anstatt einer gefährlichen Vertheidigung, lieber die Stadt, nach vorher versenktem oder vernageltem Geschüze, und fortgeschaffter Munition, Kapitulationsmäßig beim ersten Angriffe dem Feinde zu übergeben?

Inzwischen langten einige Abtheilungen der Widenherstischen Mannschaft zu Mainz an, welche mit lautem Jubel eingelassen, und vom Kellner der St. Martinsburg verpflegt wurden; um jedoch diese Last der kurfürstlichen

Hofkammer nicht allein aufzubürden, schikte der Kurfürst seinen Dombechant, Friedrich v. Sikingen, und geistlichen Rath Agricola an die gesammte Klerisei, mit dem Erbieten, die Hälfte der Verpflegung an Wein und Frucht über sich zu nehmen; dagegen sollte sich in die Leistung der andern Hälfte der hohe und niedere Klerus nach Marzahl vertheilen.

Dies geschah. Das Domkapitel übernahm etwas unter 1 Drittel; der Sekundarklerus aber den Rest, d. i. etwas über 2 Drittel von dieser Provisionslast; die kurfürstl. Kommissäre erklärten zugleich, wie nöthig es seye, anstatt die repartirten Antheile von einzelnen Klöstern, Pfarreien, Altaristen &c. zu erheben, einen General-Einnehmer zu bestellen, der wöchentlich an bestimmtem Orte und Stunde die angesezten Quota abzuliefern hätte, dergestalt jedoch, daß von allen Kontribuenten einer für alle &c. haften müsse. Der Klerus wollte aber weder in den einen, noch andern Punkt dieser Erklärung gehehlen; und so blieb es auch dabei bewenden.

Dem gesammten Erzstifte ward ferner, anstatt einer förmlichen Kriegssteuer, vor der Hand eine doppelte Schazung aufgelegt, woran auch die Stadt, ohne Vorschüzung irgend einiger Exemption, Freiheit &c., und alle Forensen — ihren Theil beitragen mußten. Daran war aber unsere Klerisei überaus schwer zu bringen, und sie schob es so lange von sich, bis die Gefahr ganz augenscheinlich gestiegen,

und der Feind beinahe vor der Thüre war; nur dann erst verwilligte sie, des Endes die in der gemeinen Kasse des Klerus hinterlegten Gelder auf wiederkäuflichen Zins, je nachdem es jedes Stift, Kloster rc. bedürfe, zu vertheilen, und davon die doppelte Kontributien an den kurfürstl. Obereinnehmer zu entrichten; hingegen, soviel die laufende jährliche Ordinarischazung betrifft, hätte, wie gewöhnlich, jeder solche für seine Person zu bezahlen.

Was aber manchem, in Erwägung der eben obgewalteten Land und Leut zerrüttenden Umständen höchst unglaublich scheinen möchte, ist dieses, daß eben diese Klerisei diesen Augenblik der Nothsteuerbewilligung für den schiklichsten hielt, den Kurfursten um die Remedur einer seit zwanzig Jahren unerledigten Beschwerde, ihren Städtischen Weinschank betreffend, bittlich anzutreten *).

Mit der Annäherung der schwedischen Armee an unsere Rheinländer gieng es immittelst einen tüchtigen Trabe. Der Stadt und dem Schlosse Würzburg brachte sie den fatalen Burkardswek **), jagte den neuerwählten Bischoff

*) Prot. cit. »Praetereaque jam oportunum tem»pus rati, ut gravamina quibus per annos circiter »viginti, plus aequo Clerus secundarius praegra»vatur, Rdssmo. nostro in scriptis ad remeden»dum — exhiberentur etc.«

**) An dem Festtage des heiligen Burkard, ersten Bischoffs zu Würzburg, pflegt man dort unter dem Namen Burkardswek, eine eigene Art

Franz v. Hazfeld mit seiner Pfaffheit und den vornehmsten Frankoniern vom Hofe und zum Lande hinaus, hausete dort barbarisch, und das gesammte Herzogthum Franken ward vom König Gustav Adolph dem Herzog Bernhard v. Sachsen-Weimar geschenkt, der auch förmlich davon Besiz nahm. Die Flüchtigen kamen hieher nach Mainz, und verbreiteten vollends durch ihre Hiobspost Todesschreken in unsern Ringmauern.

Während, als die schwedische Armee den Main hinab nach Aschaffenburg schwamm, stieg Angst und Furcht zu Mainz auf den höchsten Gipfel. Wer retten konnte, rettete; wer laufen konnte, sparte es nicht auf morgen. Über Hals und Kopf faßte man Rathschlüsse, was zu thun? wohin zu gehen? wie fortzukommen seye? ꝛc. Der Stadtadel nahm zuerst den Reißaus; ihm wäre gerne die Klerisei gefolgt; da sie aber sich neuerdings versammelt, und bei dem Kurfürsten angefragt hatte, wie weit es mit dem Vordringen der Armee stehe? und von ihm beschieden ward: die Gefahr seye noch nicht so groß, — auch erwarte man allstündlich aus den Niederlanden hinreichende Hilfstruppen

mürben Brods zu baken, und sich solche wechselseitig durch den Gruß: Guten Morgen um den Burkardswek! abzugewinnen: gerade aber auf diesem Tage fiel Stadt und Schloß Würzburg in die schwedischen Hände. S. umständlich davon Fries, Chron. des Hst. Würzb.

zur städtischen Besazung, — übrigens könne sie zur Vorsicht ihre Kleinodien, besten Kirchengeräthe, Archiven rc. einstweilen einpaken rc., so fand sie für gut, noch zu verbleiben. Auch wirkte dieser Trost, daß selbst manche, welche bereits geflohen waren, wieder in die Stadt zurükkehrten, — in der Folge aber das Loch nicht mehr fanden, und darüber um Haab und Gut kamen.

Aschaffenburg fiel in schwedische Hände. Kurfürst Anselm Casimir schrieb überaus nachdrüklich, und mittelst einer eigenen Gesandtschaft, an Hessen-Darmstadt, die Grafen v. Hanau, und Burgermeister und Rath zu Frankfurt, welche bisher dem kaiserlichen Hofe unverbrüchliche Treue vorgespiegelt hatten, und beschwur sie, darinnen gegen Kaiser und Reich zu beharren; — allein einige antworteten darauf gar nicht, — andere entschuldigten sich mit den Zeitumständen rc., und man wußte nun im voraus, daß diese Herrn sammt und sonders nichts weniger, als unsere Vormauer gegen feindlichen Einbruch zu seyn verlangten.

Die Widenhorstische Mannschaft näherte sich nunmehr unserer Vaterstadt mit Eilschritten, und zu ihr schlug sich der Rittmeister Hagen mit einem Fähnlein Reisiger (Reuter). — Jene traf in Mainz zuerst ein; dieser aber mußte, weil Kurtrier keinen andern Weg zum Durchzug gestattete, bei Lysur über die Mosel gehen, kam jedoch noch zu rechter Zeit bei uns an Orte und Stelle

an. Das Jahr war fruchtbar; geist- und weltliche Bürger und Landleute schafften und fleheten Wein, Frucht, Hausrath rc., jedoch mit schweren Fahrkosten, in die Stadt; dagegen flohen umgekehrt so viele andere unter Höllenangst mit allem, was in Eile fortzuschaffen war, aus derselben, und alle glaubten am Ende, das sicherste gewählt zu haben. Ihre Flucht war um so beschwerlicher, als diesseits auf höhern Befehl alle Schiffe und Nachen in Beschlag gelegt, und nur zur Disposition einiger Vornehmen vorbehalten worden waren.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Nov. trift gähling zu Mainz die Nachricht ein, Hanau seye an die Schweden übergegangen, — Frankfurt habe sich nach einem kurzen, verstellten Widerstande freiwillig in ihre Gewalt ergeben, — Höchst seye von ihnen bereits besezt, und der König mache izt Miene, über den Rhein zu gehen, und Mainz anzugreifen.

Angst und tödtlicher Schreken überfiel Groß und Klein. Alles zitterte, sahe bereits den Feind vor den Thoren, — berieth sich, wie er sein Leben sichern, — wohin fliehen, und wie er seine Haabe retten könne? — Der Rest des Adels verließ auf der Stelle, noch in tiefer Nacht, die Stadt; — andern Morgens erhielt die Klerisei allgemeinen Urlaub, dahinzugehen, wohin jeder wolle; — die hohe Schule erklärte sich fur suspens, und ihre Lehrer stellten den Unterricht ein; auch die Klöster beiderlei Geschlechts wurden leer, indem

jeder zu seinen Verwandten flüchtete, und nur wenige, welche Mangel an Lebensmitteln in der Fremde, oder körperliche Schwäche und Alter zurükhielt, dort noch ausharreten.

Am 26. Nov. Nachmittags sah man daher stromweise Leute der kurfürstlichen Dienerschaft, des Dikasterialstandes, verkleidete Stifts- und Klostergeistliche, Bürger, Studenten, Juden rc. zu Pferde, zu Fuße, in und auf Wägen, — andere mit ihrer besten Haabe, — andere pythagorisch, wie sie giengen und stunden, — alle in voller Geistesbetäubung, über und über die Stadt verlassen, und sich meistens in die köllnische, andere in die trierische, luxemburgische, u. a. Länder, manche aber blindlings, und ohne es selbst zu wissen, wohin, in die Fremde zerstreuen, aus welchen ein überaus beträchtlicher Theil nie mehr nach Mainz zurükkam, sondern unter mannigfaltigem Elende dort den Zoll der Natur bezahlte.

Seit Jahrhunderten hatte Mainz ein Trauerspiel dieser Art nicht erlebt, — es fand nur sein Gegenstük am 19. Okt. 1792.

Kurfürst Anselm Casimir blieb inzwischen unerschüttert, und in Mainz; — er war selbst über die unzeitige Flucht mehrerer aus seiner Klerisei und Dienerschaft aufgebracht, weil der Feind noch nicht den Rhein passiret, und man überhaupt noch Hoffnung auf einen gemessenen Widerstand hatte, indem die niederländischen Hilfstruppen bereits in der Stadt lagen, auch eine Menge spanischer Völker

diesseits die untere Pfalz, auch Oppenheim, Worms und Speier besezt hielten.

Inzwischen konnte sich der Kurfürst leicht die Rechnung machen, daß es dem Feinde auch um seine Residenzstadt zu thun seye, indem er vernahm, daß der König zu Höchst eine Schiffbrüke über den Main schlagen, viele Schiffe und Nachen zum Transport des Geschüzes dahin bringen, die Schiffe mit hohen und diken Brustwehren von eichenen Bohlen und Brettern versehen, überdies auch eine ungemeine Anzahl von Schaufeln, Pikeln und dergl. Geräthschaften zurüsten lassen; wozu noch hauptsächlich die verbürgte Nachricht kam, daß auch Landgraf Wilhelm zu Hessen mit seiner auf 10,000 Mann geschäzten Armee zur schwedischen gestoßen seye. In höchster Eile ließ er daher bei Tag und Nacht an Ausbesserung der am Rheine liegenden Vertheidigungswerken arbeiten, machte auch sonst noch allerlei — freilich zu späte — Anordnungen, und ließ an dem Auslaufe des Mains bei Kostheim, zur Verhinderung der Annäherung der schwedischen Schiffe, viele Pfähle einschlagen, und große, mit Steinen beladene alte Schiffe dahin versenken, welches Unternehmen gleichwohl fruchtlos war, indem es die Schweden nicht aufhielt, anderswo über den Rhein zu sezen, auch nachher diese Anstalt von ihnen bald hinweggeschafft, und der Strom wieder schiffbar gemacht ward.

Als er noch 2000 Spanier zur Besazung aufgenommen hatte, — eine schwache Mannschaft für den Umfang der Stadt, — so segnete der fromme Fürst, und empfahl mit Rührung dieselbe und seine treue Bürgerschaft der Allgewalt des Höchsten und des Schiksals, — worauf auch er sich zur Abreise anschikte.

Kaum hatte aber diese Besazung zu Mainz Posten gefaßt, so fieng sie an, gegen Bürger und Geistlichkeit, männ- und weiblichen Geschlechts, sich solche Gewaltthaten, Mißhandlungen und Zügellosigkeiten zu erlauben, daß der größere Theil jener sich die Entledigung hievon, in der baldigen Uibergabe der Stadt in schwedische Hände, heimlich von Herzen wünschte. Ward ihnen nicht alles nach Willen und Befehl gereichet, so schlugen sie Thüre und Thore, besonders der Abwesenden, auf, holten Wein und Frucht daraus, stahlen, plünderten und raubten nach Herzenslust, und ließen sich deutlich vernehmen, indem sie der schwedischen Macht zu widerstehen zu schwach seyen, so müsse man aus zwei Uibeln das geringste wählen; und weil doch alles den Weg der Plünderung zu gehen habe, so sey es besser, es falle in ihre, als der Feinde Hände, zumal da bei einer solchen Evakuirung der Feind sich nicht lange in der Stadt halten könne, mithin solche bald wieder verlassen müsse; welches daher, wohl betrachtet, noch als eine wahre

Wohlthat für die Stadt zu erachten seye *). Diesem Unfuge unter solchen Umständen zu steuern, war unmöglich; — und wer hätte ihm steuern sollen? — Die Häuser, Keller und Speicher der immittelst ausgewanderten Geistlichkeit traf inzwischen diese Barbarei vorzüglich, und geradezu veranlassete diese Ausplünderung der Freunden, daß, als nachher die vom Feinde dem Klerus angesezte harte Brandschazung aus Abgang der Mitteln nicht aufzubringen war, fast alle seine Kurien und Gebäulichkeiten geschleift, und dem Boden gleich gemacht wurden.

Die spanische Besazung zeigte sich aber, vor Annäherung des Feindes, zu Mainz sehr muthig, ließ sich verlauten, sich bis auf den lezten Mann wehren, ja die Stadt lieber in

---

*) Prot. cit. »Occupantes itaque (Praesidiarii Moguntini) portas et firmiora loca, dominantur clero »et populo; nam cum non statim ad placitum illo»rum annona subministraretur, proprio Marte fo»res et ostia domorum, — praesertim qui jam »discesserant, perfringunt, vina et frumenta sibi »adpropriant, omnia denique furantur, depraedan»tur, et auferunt, quaecunque possunt, simul »datâ hac excusatione, si insufficientes ad resi»stendum hosti potentissimo sint, ex duobus malis »minus eligendum, et dum omnia in praedam ex»posita sint, convenientius multo magis esse, illos »civitatem, cunctaque spoliare, quam hosti in »nutrimentum relinquere, ut hoc modo vacuum »locum reperiens, facilius quietare et inde disce»dere cogeretur etc.«

die Asche legen und gänzlich schleifen, als in des Königs Gewalt übergeben zu wollen. Diese Prahlerei ward mit verschiedenem Ohre angehört, und jeder — dachte und wünschte dabei das seinige; — sie ward auch durch den Erfolg gar bald widerlegt.

Indessen fielen die Schweden in das Rheingau, welches ebenfalls spanische Truppen stark besezt hatten. — nahmen Walluff mit stürmender Hand ein, und hieben alles, was sie unter Waffen fanden, darnieder; etwas Landvolk, so sich zur Gegenwehre von den Spaniern hatte bereden lassen, betraf das nämliche Unglük. Von da aus rükten sie vor das Bingen über gelegene Zollhaus, nahmen es mit Gewalt hinweg, und machten über 150 Mann Kaiserlicher darnieder. Damals lag aber der größte Theil der schwedischen Armee Mainz gegenüber zu Kassel und an dem Rhein herum, verschanzte sich, und warf Batterien und Laufgräben zum Angriff der Stadt auf. Die Besazung schoß zwar mit Kugeln unaufhörlich darauf, welche aber wenig schadeten; auch verstärkte sich, wie man in Mainz deutlich wahrnahm, die schwedische Armee täglich mehr und mehr, welches die Besazung schon vor dem Angriffe ziemlich kleinmüthig machte.

Der kaiserl. General Tilly hatte Nürnberg eingeschlossen, und sich zur Belagerung angeschikt; um diese Stadt zu entsezen, brach der König mit der bei Kassel liegenden Abtheilung schleunig auf, im Begriffe, den Weg

nach Würzburg wieder hinauf zu ziehen, wohin auch bereits und bis Hanau etliches Volk und Geschüz abgegangen war. Dieses Ereigniß war den Mainzern ungemein erfreulich, als welche nunmehr an ihre Erlösung um so sicherer glaubten, als die immer geschäftige Frau Fama noch einen ganzen Bündel voll unwahrer Gründen und Anekdoten in den Lauf zu bringen wußte, welche diese Messiade beinahe zur allgemeinen Wahrheit erhoben. Tags darauf langte aber im schwedischen Lager die Nachricht von Tilly's Abzuge ein, worauf der König nunmehr im Ernste zu seinem Vorhaben, Mainz hinwegzunehmen, schritte, und auf der Stelle eine Schiffbrüke zu Kostheim über den Main schlagen ließ.

Die schwedische Hauptarmee lag in und um Frankfurt; mit dieser brach Gustav Adolph am 1. Dez. 1631 auf, gieng durch Sachsenhausen zu seinem treuen Bundsgenossen, dem Landgrafen zu Hessen-Darmstadt, mit welchem er sich wegen dem gemächlichsten Uibergang über den Rhein, und der ferneren Expedition am jenseitigen Ufer berieth. Der Erfolg entsprach gänzlich. Der König fand Tags darauf bei dem Städtchen Gernsheim durch den engen Rheinpaß, die Stuben genannt, die Mündung des Flusses auf der sogenannten Gemminger Aue, ließ die Mainschiffe in Eile auf Wägen herbeischaffen, und bahnte sich mittelst der dazwischen liegenden Inseln (Auen)

den Uibergang. Nun stand er, Nierstein gegenüber, bereits auf mainzischem Grunde und Boden*).

Der unmittelbar vor und um Mainz gelegene Theil der spanischen Besazungstruppen, welche dort die Vedetten hielten und bivoacquirten, warf sich nunmehr, in Erwägung daß er der Armee keinen Widerstand leisten könnte, in die Stadt; hingegen war die Besazung von Worms, Speier ꝛc., worauf man bisher zu Mainz so hoch gerechnet hatte, schon so gut wie abgeschnitten. Sie verließen auch Ladenburg, Bensheim, Weinheim, Heppenheim, Starkenburg, und die ganze Bergstraße, welche sogleich von Schweden besezt wurden.

Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel hielt das Rheingau besezt, — Mainz gegenüber stand noch eine schwedische Abtheilung, — der Rhein war nunmehr von allen Seiten gesperret, und alle am Mainzer Ufer befindlichen Schiffe wurden auf höchsten Befehl, um sie nicht in Feindes Hände gelangen zu lassen, verbrennet. Nur noch die westliche Landseite war für Mainz offen geblieben; aber auch diese mußte bei dieser Lage eine nahe Sperrung gewärtigen.

Oppenheim gegenüber hatte die Besazung der Spanier eine Sternschanze errichtet. In der Entfernung etwa

*) Umständliche Beschreibungen von diesem Uibergange liefert das angezeigte Prot. und das Theatr. Europ. Th. II. S. 473.

einer halben Stunde Wegs von dieser, hatte der König bei Stokstadt einige kleine Kähne und Nachen erhalten. In einen derselben sezte er sich am 6. Dez. in Begleitung noch drei anderer Offiziere vom Generalstabe, um damit über den Rhein zu fahren, und die Gegend zu rekognoszieren. Er war bereits ans Land getreten, als einige spanische Reuter auf ihn zusprengten; daher er eiligst sich wiederum in das Fahrzeug warf, und glüklich zurükkam. Tags darauf, am 7. Dez. Morgens um 6 Uhr, ließ er in zweien, von einem Niersteiner Schiffer zugebrachten Schiffen auf einmal 500 Mann übersezen; aber diese fanden hier harte Nüsse. Kaum waren sie an das Land getreten, als sie von vierzehn Kompagnien spanischer Reuterei und Dragonern angesprengt, überfallen, und beinahe umrungen wurden. Obgleich nun die übergesezten Schweden der Anzahl nach weit geringer waren, so hielten sie dennoch den überlegenen Feind mit der größten Tapferkeit auf. Dreimal sezten die Spanier mit unbeschreiblicher Furie gegen das Häufgen an, konnten es aber nicht zum Zurükweichen bringen. Die beiden Schiffe hatten inzwischen ihre guten Dienste geleistet, und allmählig soviel Schwedenvolk hinüber geschafft, daß es der spanischen Mannschaft überlegen war; mit großem Verluste räumte also diese das Feld, zog sich nach Oppenheim, — und da dieser Ort izt nicht mehr haltbar war, noch am nämlichen Tage nach Mainz zurük. Der König ließ darauf seine Krieger niedersizen, und in rührender Melodie das

Morgenlied: aus meines Herzens Grunde ꝛc. von der ganzen Armee feierlich absingen *).

Nach dessen Beendigung erfolgte der königliche Befehl, das grobe Geschüz und noch etliche Regimenter zu Pferd und zu Fuß hinüber zu bringen; dies geschah, und mit ihnen sezte nun der König selbst zum erstenmal den Fuß auf das linke Rheinufer. Die ganze Armee war demnach dies- und jenseits des Rheins vertheilt; jene griff nunmehr Oppenheim, — diese aber die gedachte Sternschanze an; die Stadt fiel mit Gewalt, und was von Spaniern dort und auf dem oben gelegenen Schlosse noch übrig war, ward ohne Gnade niedergehauen. Auch die des spanischen Jochs und Barbarei höchst verdrüßigen Bürger und Einwohner Oppenheims halfen treulich hierzu, und schlugen selbst viele dieser Kanibalen todt. Ihren Verlust schäzte man damals auf 500 Mann, wovon der größte Theil hinter der Katharinen-Kirche ihr Grab fand. Die Sternschanze gieng mit Akkord über, und die abgezogene Mannschaft zog sich theils nach Mainz, theils nach Frankenthal, wohin sie die Schrekenspost überbrachte.

---

*) Anschaulich stellt diesen Angriff und Eroberung der Stadt Oppenheim der schöne Merian'sche Kupferstich, im Theatr. Europ. a. a. O. vor, wo auch zugleich eine andere, die zum Andenken dieses Uibergangs dem Könige nachher gesezte, und meines Wissens noch izt stehende sogenannte Schwedensäule vorstellende genaue Abbildung zu sehen ist.

Mainz war nunmehr bereits so gut als verloren. Die Besazung machte inzwischen die ernstlichste Vorkehr zu ihrer Vertheidigung, — schloß die Thore, besezte die Aussenwerke, eröffnete die Kasematten, stellte das Läuten der Gloken ein, verdoppelte die Patrouillen, ließ das Geschüz aufführen, und bezeigte sich wie ein unüberwindlicher Held. Die Wache im Innern der Stadt fiel der Bürgerschaft ohne Sold, Löhnung 2c. anheim, welche Last auch noch lange, selbst nach ihrem Uibergange, auf derselben liegen blieb.

Innerer Vandalism der Besazung, Todesangst wegen der nun unvermeidlichen Belagerung der Stadt von außen, hatte alle Besinnungskraft ihrer Bürger betäubet. Stille in der Nacht, zwischen ein und zwei Uhr des 18. Dez., verließ auch der Kurfürst endlich seine Residenz und treue Bürgerschaft *), überließ sie ihrem Schiksale, und fuhr in Beglei-

*) Ein überaus brauchbares, von dem ehemaligen Mainzer Weihbischoffe, Gottfried Adolph Volusius unter dem Titel: Historiae sacrae Moguntin. Medulla eigenhändig gefertigtes Manuscript, welches ich besize, versichert: »Conatus quidem fue»rat Suecus jam laudatum Archiepiscopum litteris »ad illum datis â fugâ retrahere: illas tamen lit»teras ne reserare quidem Elector dignatus est, »sed hosti in suo cubiculo obseratas reliquit; — »Inde,' sezt er hinzu, haud dubie magis acerbatus »Mars ille Gothicus, antedictam vim pecuniae, »(er meint die ungeheure Brandschazung, wovon un»ten) ab Ecclesiasticis extorquere voluit etc.« —

tung der Bischöffen von Würzburg und von Worms, auch ihrer Hofdienerschaft und einiger vornehmern mainzischen Stiftsgeistlichen, Räthen u. s. w. über Kreuznach, Simmern 2c. nach Lysur, von wo aus sämmtliche ihre Reise auf der Mosel und dem Rheine bis an den bestimmten Zufluchtsort Kölln fortsezten, und am 22. Dez. dort anlangten.

Am 19. Dez. Morgens brach nunmehr die ganze schwedische Armee zu Oppenheim auf, und rükte vor Mainz, um der dortigen Besazung ihren ganzen Ernst zu zeigen. Rings umher zogen sich bei ihrer Annäherung die spanischen Vorposten in die Stadt zurük. Die Armee schlug Lager von dem heil. Kreuzstifte bis Gunzenheim. Tags darauf ließ der König die Stadt auffodern, und auf erfolgte abschlägige Antwort, ohne sich vordersamst zu verschanzen, oder einige Angriffs- und Belagerungswerke errichtet zu haben, geradezu angreifen.

(Die Fortsezung folgt.)

I.

Gedichte.

Dem Allgegenwärtigen.

Urgeist! Unendlicher! Wesen der Wesen!
Dessen Mittelpunkt allenthalben,
Dessen Grenzlinie nirgend ist!
Der Staub ahnt Deine Allgegenwart.

Gefeiert, heilig sey mir der Augenblik,
Da ich zuerst sie fand, zuerst sie mein Herz ergriff,
Die Himmelschaffende, himmelvolle
Ahnung Deiner Allgegenwart!

Wäre die Welt, die sichtbare, außer Dir?
Regiertest Du als entfernter Herrscher sie?
Unmöglich! Welch ein Theil des Raumes
Könnt' außer Dir, Eins und Alles! seyn?

In welchen könntest Du eingeschränkt,
In welchem Theil mehr, als im andern, seyn,
Allwaltendes, allumfassendes,
Allbeseelendes Wesen?

Von göttlichen Dingen menschlich redend,
Hat alter kindlicher Glaube des Volkes,
Hat Dichter-Phantasie ein Empyreum
Geträumt zu Deinem eigensten höchsten Wohnsiz.

Nicht ziemet dem Staub die Vermessenheit,
Dich, Seele des All's, unendliche Kraft,
Erkennen, begreifen, ergründen zu wollen.
Wie will der Becher fassen den Ozean?

Doch vom überschwänglichen Begriffe: Gott,
Ausschließen alles, was irdisch und endlich ist,
Was Schranken der Zeit und des Ortes hat,
Gebotst Du uns mit dem Geschenk der Vernunft.

O Gedanke, der erhebt und entzükt:
Das Wesen der Wesen ist gegenwärtiger nicht
Im Himmel, als auf der Erde,
Als hier, wo ich bete!

Ja, Wonne! von Seinem heiligen Seyn durchdrungen
Ist dieser blumige Rasen hier,
Wo ich Staub, die Allgegenwart ahnend,
Auf die Knie gesunken, feire!

Hier ist Gottes Thron, hier Gottes Tempel,
Nicht minder, als dort bei euch,
Ihr Sonnen, ihr Wandelstern', ihr Kometen!
Nicht minder, als jenseit alles Raumes!

Im Strahl, der die Wange mir wärmt, ist Gott;
Im Säuseln der Luft um meine Stirne — Gott;
Im Schmetterling, der die Blume küßt,
Im Würmchen, das an der Blume saugt, — Gott.

Die schaffende Kraft, die den Kiesel geformet,
Nach Regeln geformt, daß er kein Demant ward,
Den Demant geformt, daß kein Saphir er ward,
Was ist sie anders, als Gotteskraft?

In tausendfacher Bildungen Hüll' ergossen,
Besteht auf Erden, still und hehr, ein Reich,
Von unsichtbar inwohnenden Kräften,
Des unendlichen Urquells Ausflüssen.

Auch du lebst, webest, o Mensch, in Gott,
Als Naturwesen in Gott. Ha! solltest du
Als freies verständiges Wesen dich
Abtrennen wollen von Gott?

Dich Seiner entäußern, abfallen wollen von Ihm?
Du denkst in Ihm — so denk, Seiner würdig, auch!
Du begehrst in Ihm — begehr, Seiner würdig, auch,
Seinem Willen getreu, dem Gesez' in dir.

Getreu des Gottgesandten erhabenem Worte:
»Seyd vollkommen, wie euer Vater vollkommen ist!«
O großer, erhabener Beruf der Geister,
In unsre Brust geprägt, in dies Wort gefaßt!

Und in das Wort: »Selig, die reines Herzens sind!
»Denn sie werden Gott schauen.«
Unsterbliche Verheißung! ich sinne dir nach,
Und ersinn' einen Himmel voll Seligkeit.

Hab' ich rein das Leben am Staub durchlebt:
Werd' ich, soll ich den Allgegenwärt'gen schaun!
Nicht als könnt' ich näher im Raum Ihm kommen,
Aber geistignäher durch wachsende Heiligung.

Denn so nur vermag ein endlicher Geist,
Ein erschaffner, dem Urgeist zu nähern sich,
So nur Gottähnlicher, Gottschauender,
So nur Eins zu werden mit Gott.

Eins mit Gott, durch Heiligkeit Eins!
Giebt es für Geister höhere Würdestufe,
Volleres Meer der Seligkeit?
O im Himmel und auf Erden keine!

Und der Pfad zu diesem Gipfel der Würde,
Zu diesem Seligkeitsmeer, ist — Liebe!
Gottesliebe! Nächstenliebe!
Göttlicher Lehrer, wie hast du geliebt!

Deine Lehr' ist ewige Wahrheit,
Ist höchste Weisheit. Kein Forscher hat,
So lange der Mond um die Erde kreiset,
Wahreres, Weiseres nie erforscht,

Besseres nie durch sein Beispiel bekräftigt,
Als du die Lehre der Liebe: »Liebet Gott
»Uiber alles; den Nächsten wie euch selbst;
»Liebet, segnet, erfreuet die Feinde!«

Erhabener Lehrer, Bruder, Vorbild der Menschen!
So wurdest durch himmlische Lehr' und Wandel du
Unser ewiger Führer zum Thron der Liebe,
Dem nur der Liebende nahen darf.

O göttliches Denken, Fühlen, Handeln!
O Einsseyn mit dem Heiligsten!
O Schauen Gottes, des Unsichtbaren,
Des Geists der Geister! o Seligkeit!

An Agathon.

Wähne nicht die Lilie unbeseelet!
Hört nicht unser Ohr, was sie erzählet:
Kann's vielleicht ein höh'rer Geist vernehmen,
Dessen Sinn nicht Erdenfessel lähmen.
Was zum großen All gehört, das lebt;
Nicht nur, was da wandelt, schwimmt und schwebt,
Auch das Gräschen, so der Wind bewegt,
Moos und Flechte, so die Felswand hegt.

Alles ward nach inneren Gesezen,
Die sich, ewiggültig, nie verlezen;
Urgebirge, Diamant, Rubinen
Müssen zu des Lebens Zeugen dienen.
Alles ist im Wirken; Wasserfall,
Luftgesäusel, Stürme, Donnerhall
Sind so viele Stimmen im Konzert,
Das der offne Sinn des Denkers hört.

Gaben sieht ein Wesen er vergeuden,
Die ein Andres, auserseh'n zum Leiden,
Liebevoll empfängt. Ihm sind Geschlechter
Des gewalt'gen Triebwerks ew'ge Wächter,
Von der Liebe heiligem Gesez
All' umsponnen, wie vom Zaubernez,
Und von süßer Kinder Schaar umringt,
Die geschwisterliches Band umschlingt.

Spähe diesen sel'gen Harmonien,
Die das weite Schöpfungsall durchziehen,
Erdgeborner, nach mit regen Sinnen:
Willst dn Götterwonne hier gewinnen.
Bilde Töne, werth des großen Lieds!
Senke dann zur Tiefe des Gemüths
Dich hinab! Dort wohnt der Gott in dir,
Oeffnet still des Himmels heil'ge Thür.

Der Schiffer.

Stille lag auf den Gewässern,
Als die frohe Fahrt begann,
Als ich auslief, jener bessern
Heimath Ufern mich zu nahn.

Schwarze Wetterwolken thürmten
Schnell sich über meinem Haupt;
Zügellose Winde stürmten,
Und der Tag ward mir geraubt.

Meiner Barke ängstlich Beben,
Während Donner sie umkracht,
Ist dem Zufall Preis gegeben
In der unglüksschwangern Nacht.

Keiner Cynosure Schimmer
Blikt vom dunkeln Pol herab.
Götter! Kracht mein Schiff in Trümmer?
Schlürft mich ein das nasse Grab? —

»Schiffer, laß nicht Hoffnung sinken!
»Mitten in der Schrekensnacht
»Wird ein neuer Stern dir winken,
»Der mit ew'gen Strahlen lacht.

»Ob dich Klipp' und Syrt' umstarret,
»Zeuch drum nicht die Segel ein!
»Steure muthig! Wiß, es harret
»Eine große Zukunft dein!«



II.

Die Schweden zu Mainz,

vom J. 1631 den 13. Dez. bis zum J. 1636 den 9. Jänner.

Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Mainz, aus gedrukten und ungedrukten Quellen.

(Fortsezung.)

Die Spanier wehrten sich Anfangs tapfer, und thaten am nämlichen Tage zwei starke Ausfälle vom Münster- und Gauthore aus, wobei es aber viele blutige Köpfe sezte. Obgleich auch das grobe Geschüz zu Mainz auf die Belagerer unaufhörlich Tag und Nacht fortspielte, so naheten sich diese dennoch unter einem fürchterlichen Kanonendonner der Stadt, mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie am 12. Dezember Morgens um 10 Uhr bereits unter dem Geschüze standen, und bis an die Stadtgräben gekommen waren; wobei inzwischen schwedischer Seits viele Mannschaft verloren gieng.

Bereits waren an dem Gauthore Petarden angeschraubet, die Leitern, Pikel, Haken herbeigeschaft, und alles zu einem förmlichen Sturm vorbereitet, als die Besazung,

der es übrigens weder an Munition noch Proviant gebrach, plözlich den Muth sinken, die Chamade schlagen, die weiße Fahne aufstecken und den Akkord antragen ließ, wozu außer dem Generalstabe auch noch manche Angesehene, um sich des spanischen Jochs zu entledigen, unter der Hand das Ihrige beitrugen. Solchem nach kam am 13. Dez. 1631 zwischen beiden Theilen die Kapitulation zu Stande, Kraft welcher neben andern Punkten die Stadt und Festung Mainz mit allem Zugehöre, Zeughause, Geschüze, Proviant, Munitionsvorrath, Planen ꝛc. an Gustav Adolph, König von Schweden, abgetreten, der spanischen Besazung der ehrenvolle Abzug mit Sak und Pak, Ober- und Untergewehre, nebst zwei Stüken Geschüz eingestanden, und ihre Convoirung nach Luxemburg bestimmt ward *).

Der König nahm daher noch am nämlichen Tage Abends um 4 Uhr mit seiner Armee wirklichen Besiz davon, besezte sogleich die Schanze, das Schloß und die Stadt, — fand noch 80 Stük Geschüz, 120 Tonnen Pulver und einen unsäglichen Vorrath an Proviantartikeln allerlei Art, — und nahm sein Quartier in dem noch sehr wohl einge-

*) Ungemein umständlich und bis auf die unbedeutendsten Vorfälle, beschreibet diesen ganzen Vorgang das angez. Prot. aus der Relation eines Augenzeugen; — mit dessen Abschrift ich den Leser nicht ermüden will. —

richteten kurf. Residenzschlosse der St. Martinsburg*); — der Generalstab ward in die leeren Höfe der Domherren und Edelleuten, — die übrigen Offiziere in die erledigten Stiftskurien und Häuser der emigrirten Dienerschaft, — der gemeine Mann aber in die Klöster, Kirchen und zur Bürgerschaft einquartiert, welche ihn auch verköstigen mußte **).

---

*) Die darin gefundene Bibliothek des Kurfürsten schenkte Gustav seinem Kanzler Oxenstierna, der sie auch einpaken und nach Stockholm schiken lies; sie gieng aber nach Loccen. Berichte, hist. Suec. VIII. p. 589 auf der See durch Schiffbruch zu Grunde.

**) Dieser Verlust eines so wichtigen Postens, wie Mainz war, brachte unter die Spanier eine so unbezwingliche Furcht, daß sie Rings umher alle feste Pläze räumten, und den Reißaus nahmen; und wenn daher der Jesuite Caraffa, German. sacr. restaurat. p. 449. von Gustavs reisenden Fortschritten sagt: »Mira sane felicitas, totam Germaniam à mari Baltico usque »Moguntiam victricibus armis uno anno pera»grare, Viadro, Havelâ, Albi, Visurgi, Rheno, »Moeno, aliisque fluminibus habenas injectare etc.« — und I..B. Nanni, Stor. della repub. Venet. VII. 466. diese Riesenschritte des arktoischen Löwen mit dem schönen Ausdruke erhebt: »Il Re piego versò »la superiore Germania è caminando più tosto, »che combattendo, con una carriera di prosperità »s'impossesso della Franconia etc. che quasi »pareva havesse minore velocità la »fama in publicar' i progressi, che il Re—insoggio garle provincie etc.«, so hatten beide wirklich nicht ein Wort zu viel gesagt,

Die Schweden sind izt zu Mainz, und im Hochgefühle versammeln sie sich Tags darauf in der Schloßkirche, um mittelst einer Dankpredigt und den abgesungenen zwei Liedern: Erhalt uns Herr bei deinem Wort rc. — und Nun Lob mein Seel den Herrn rc. Gott für die glükliche Eroberung zu danken. Der König, der Stab und mehrere zurükgebliebene Mainzer von Range wohnten dieser Feierlichkeit bei; ein dreifaches Salve um die Stadt und ein festliches Banquet bei Hofe beschloß diesen festlichen Tag, und jedem Gemeinen und Unteroffizier ward zur Belohnung der Betrag eines Wochensoldes gereichet. Die schwedische Reichsfahne wehet von nun an auf dem hohen Thurme der Domkirche *).

Mainz war durch diese Eroberung nunmehr der Zentralpunkt aller fernern schwed. Militär- und Staatsoperationen, so wie der Siz der Regierung aller bereits okkupirten und noch zu okkupirenden Ländern und Städten am Rheinstrome, — die Stapelstadt aller Landesrevenüen und Einkommen

---

und erinnern nebenher an das Gegenstük, welches unsere Mitzeit in den mit Lorbeeren bedekten Waffen Frankreichs, zumal unter der Heldenleitung Napoleons des Einzigen, Uns und der spätesten Nachwelt zur Verwunderung aufgestellet hat.

*) Volusius a. a. O.

von angesezten Brandschazungen, Kontributionen, Requisitionen, — endlich auch der königl. Oberhof in Justizsachen geworden. Eine solche Menge von Ehrenprädikamenten hatte die Stadt bis hieher noch nie in sich vereinet gehabt, — wäre aber deren auch, wie der Erfolg wünschen ließ, gar gerne für immer verschont geblieben.

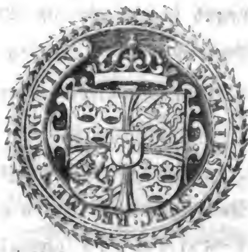
Für militärische Operation sezte Gustav Adolph, auf den Fall seiner — häufigen — Abwesenheit, zu Mainz einen eigenen königl. Kriegsrath und Kriegskanzlei nieder, welchem der König selbst vorsaß; ihm war die Leitung der fernern Operationen am Rheinstrome, in der Wetterau, in Franken ꝛc. untergeben. Mit dem königl. hohen Rathe (Staatsrathe) hatte er sich in eingreifenden Punkten vorschriftsmäßig zu benehmen. Er machte im Jahre 1632 zu Mainz ein eigenes schwedisches Kriegsrecht durch den Druk in 4. bekannt. Ihm zur Seite war das k. Kriegsgericht, dem man aber nicht ohne Grund überall eine ungebührliche Nachsicht bei den gröbsten Verbrechen und Vergehen der Krieger, zur Schuld legte, welche in allgemeine bittere, meist aber unnüze, Klagen und Beschwerden gegen es, übergieng.

Die Staatsgeschäfte, jene zumal mit Kaiser und Reich, den Reichsständen ꝛc. waren an den berühmten schwed. hohen Reichsrath verwiesen, welcher anfänglich zu Mainz, nachher aber zu Frankfurt seine Sizungen hielt, worin in des Königs Abwesenheit der

große schwed. Reichskanzler Axel von Oxenstierna, als königl. General-Legat in deutschen Landen, vorsaß. An seiner Seite arbeitete die Reichskanzlei.

Das eigentliche Regierungskollegium, welches sich mit allen Regierungszweigen, nach einer eigenen Instruktion, in den sämtl. neu adquirirten diesseitigen Ländern zu befassen hatte, bestand aus Präsidenten und acht Regimentsräthen. Es handhabete vielmehr die vorhin bestandene Länderverfassung, als daß es an neue Organisirung hätte denken mögen; daher man auch nicht leicht einige von ihm erlassene eigentliche Landgeseze, Instruktionen u. a. Regierungs-Normalien aufzufinden im Stande seyn wird.

Indem nun eben dieses königl. Regiment der Angel des Vorzüglichsten, so während des schwedischen Besizes in der Stadt vergieng, genannt zu werden verdient: so theilen wir zum Andenken der Nachkommenschaft hier sein genau nach dem Originalabdruke gestochenes Siegel mit:



Das königl. schwedische Landhofgericht urtheilte in lezter Instanz über alle Berufungen und Beschwerden von Untergerichten der sämtlichen okkupirten Länder und Städten, — saß ebenfalls zu Mainz, — administrirte gute, aber langsame und theuere Justiz, nach den alten bestehenden Land-, Stadt- u. a. Rechten, ohne gleichfalls neue Geseze deshalb zu verkünden *).

Indem durch den Abgang des Kurfürsten und die erfolgte Veränderung des Regenten geradezu alle öffentl. Gewalten aufhörten, so war es Gustav Adolphs erstes Regierungswerk, zur Verhütung der Anarchie und aller damit verknüpften heillosen Folgen, seiner neu okkupirten Stadt und Festung Mainz ohne Zeitverschub eine neue interimistische Verfassung zu ertheilen. Regierungs- und Militärsachen in derselben wieß er daher vor seinen angeordneten Regiments- und Kriegsrath, — für Justizsachen ward das Stadtgericht provisorisch bestätigt, und demselben, mit Umgehung aller Privilegien, Exemtionen, eine allgemeine Gerichtsbarkeit über alle Bürger und Einwohner der Stadt zugetheilet. — Der Stadtrath ward reformirt, und zur Handhabung der

---

*) Mit Gustav Adolph's Tode ward inzwischen diese ganze Verfassung verändert, das meiste aufgehoben oder eingezogen, und Stellan als Statthalter mit fast ganz unbeschränkter Gewalt surrogiret.

Stadtpolizei, unter dem Vorsize eines königl. Regiments-rathes, als Direktoren, ein neues, aus 12 Personen gebildetes Kollegium niedergesezt, welches die Hände voll zu schaffen bekam, und der beharrlichen Unannehmlichkeiten halber, gar oft, jedoch umsonst, um die Erlaubniß bat, abtreten zu dürfen.

Für das Finanzwesen hatte man einen Generalrentmeister, Andreas Tropig, ernannt, welcher, beinahe in seinen Verfügungen unbeschränkt, durch seine Satelliten mit unbezwinglicher Härte und Eigenmacht über Stadt und Land gebot, und deren wahre Geisel war. Den geistlichen Stand zu Mainz ließ er seinen eisernen Arm vorzüglich fühlen, wovon wir die Beweise bald hören werden.

Um geistliche Sachen bekümmerte sich zu Mainz der Schwede nicht. Ein patriotischer Domherr, Johann Ulrich Freiherr v. Andlau*), besorgte Namens der

---

*) Er war ein Sohn Walthers von Andlau, und Ursula von Reinach, — ward Domherr zu Mainz am 7. Nov. 1604, — gieng zu Kapitel 12. Dez. 1607. — Erzpriester, — hierauf auch Benefiziat des Pfarraltars St. Catharinae zu Eltuil 28. Sept. 1622. — Domsänger, 1647. — Probst der Stifter zu h. Kreuz bei Mainz und zu Morstadt, — Kustos des Ritterst. zu St. Alban, — Domherr zu Basel, — Canon. der Stifter St. Victor und U. L. Fr. ad gradus zu Mainz, — Kurmainz. Regierungspräsident 2c. — starb am 16. März 1650 in einem Alter von mehr als 80 Jahren, — begraben vor der Kapelle St. Barbara im Dome zu Mainz.

übrigen und abwesenden Geistlichkeit ihr Bestes, fiel aber gleichwohl in den Verdacht, er suche vom Könige als Bischoff zu Mainz ernannt zu werden, und lud dadurch die Feindschaft der ganzen Pfaffheit auf sich, welche ihm in der Folge bei wiedereroberter Stadt überaus viel Ungemach und Verfolgung, statt verdienten Danks und Belohnung, zuzog.

Das Lehnswesen endlich ließ der König gänzlich auf sich beruhen.

Wir kennen nun das Bild unserer neuen schwedischen Verfassung zu Mainz, und schreiten historisch auch nun zu ihrer Verwaltung.

Der Krone Schweden verordneter Statthalter dieser Länder, Namens Stellan Morn, war das Triebrad der traurigen Maschine, welche Stadt und Land rings umher in den Abgrund stürzte, wozu ihm seine ganz unbeschränkte fürchterliche Gewalt den Weg bahnte. Die Einnehmer und Kommissarien zur Erhebung der laufenden Kontribution sowohl, als angesezten Brandschazung und unerschwinglichen Requisitionen hiengen fast lediglich von seinen Befehlen ab, welchen er mittelst der zu seinen Gebote unbedingt stehenden bewaffneten Hand auf der Stelle Nachdruk und Leben zu verschaffen wußte. Entweder mochte bei dem ersten Einrüken zu Mainz Gustav Adolph selbsten an einen dauerhaften Besiz dieser Stadt gezweifelt haben, — oder er wollte ein Beispiel von Strenge

gegen die Bürger der Residenz des ersten geistlichen Erzfürsten, dessen Hauptthätigkeit bei Bildung der katholischen Lige dem Könige nur allzuwohl bekannt war, — und gegen die ihm anhängige Geistlichkeit daselbst, — geben, oder es würde schwer fallen, sich anderst das beispiellos barbarische Verfahren des schwedischen Regiments gegen eine unverschuldete Bürgerschaft zu erklären, welches sogleich seinen ersten Eintritt bezeichnete.

Denn so legte der König vorerst, zur Besezung der Stadt, sogleich eine ihrer höchst geschwächten Bevölkerung ganz unverhältnißmäßig große Anzahl seiner Legionen dahin, welche sogleich Tags darauf, und auf ausdrükliche königliche Ordre, damit begonnen, aus der emigrirten Bürger und geistlichen Häusern für ihren Sold und Löhnung vollends den Rest an Hausrath, Wein, Frucht, und was nur daraus beweglich zu machen war, fortzuschleppen, den die nur erst ausgezogenen Spanier bei ihrem Rükzuge nicht fortbringen konnten *). Verschiedene Häuser wurden auf der Stelle

*) Prot. c. l.: »Rex pro muniendâ civitate ex suo milite plures imponit legiones, ut, quae à Belgis nostris presidiariis in discessu in domibus Cleri et Civium relicta, illae et in stipendium et alimentum recipiant; hinc diversae domus destruuntur, omnia reperta utensilia, praesertim res librariae et bibliothecae sub hastâ publica venduntur, auferuntur, Francofurtensibus et Hanoviensibus interim auxilium dextere praestantibus etc.« —

niedergerissen, und alles noch vorgefundene Hausgeräthe, besonders Bücher und Bibliotheken, auf den Speisemarkt geschafft, und dort um Spottpreise öffentlich, zumal an die den Schweden weidlichen Vorschub leistenden Herrn Frankfurter und Hanauer, verkauft und verschleudert.

Unmittelbar auf diesen Vortrab folgte aber ein noch weit fürchterlicher Schlag, indem der König für Abwendung der Brandschazung und Plünderung eine ungeheure Summe ansezte, welche endlich auf der Bürger fußfällige Bitte, und zwar für dieselbe auf 80,000 Reichsthaler, — für die gesammte Stadtgeistlichkeit hingegen auf 81,000 Reichsthaler gemäßigt ward, mit der ausdrüklichen Bedrohung des Königs jedoch, daß, wofern diese Summen binnen kurzer Frist nicht berichtigt würden, er die Stadt in einen Steinhaufen zu verwandlen befehlen würde *), und dem weitern, eben nicht gar anständigen Beisaze: »er wolle ein Schelm seyn, »wenn er ihnen ferner etwas nachlasse **).«

*) Prot. cit.: »Nec hoc contentus Rex, sed pro »lytro â Clero exigit 80,000 (81,000 waren es). »Imperiales, â Civibus tantundem, hac addita »severâ comminatione, nisi exacte summa impo»sita persoluta fuerit, quod civitatem intendat »redigere in acervum lapidum et struem ligno»rum etc. « —

**) Volusius c. l.: »Eam (civitatem) ingressus, »â civibus lytri loco 80,000 Imp. â Clero tantun»dem exegit, addita comminatione, nî summa

Unter dieser Summe waren die Juden zu Mainz nicht begriffen, als welche noch eigends geschäzt, doch glimpflicher als die Christen behandelt wurden.

In einer Lage, wie die damalige, war der Stadt und Geistlichkeit solche ungeheuere Summen aufzubringen schlechtweg unmöglich; leztere wand sich daher durch ihre Agenten zu Mainz, den obgedachten Domherrn von Andlau, und Abten Wilhelm auf St. Jakobsberge, mittelst eines überaus kläglichen Schreibens an ihren Erzbischoffen nach Kölln, welches, weil es viele merkwürdige Nebenumständen enthält, auch den tragischen Zustand der Stadt mahlerisch darleget, hier ganz eingerükt zu werden verdient. Hier steht es:

»Hochwürdigster Erzbischoff und Churfürst ꝛc.

»Ew. Churf. Gnaden können und sollen wir aus »hochbekümmerten Gemüthern und Herzen unsere andrin»gende äußerste Noth und Gefahr unterthänigst anzufügen »und zu erkennen zu geben nicht unterlassen; als die königl. »Majestät in Schweden noch mit Deroselben wegen gemeiner

---

»quantocyus persoluatur, redacturum se urbem »in lapidum struem. Cives ejus genibus advoluti »denuo aliquod lytri moderamen lachrymabundi »flagitabant, sed aliud â rege responsum haud tu»lerunt, praeterquam istud: ich will ein Schelm »seyn, wenn ich euch was weiter nachlasse. Verba »indigna tanto principe etc.« —

»allhiesigen Stadt Mainz, auch in- und außerhalb begrif-
»fener Klerisei, Kirchen und Klöster getroffenen Akkord,
»ihren Geistlichen und Religiosen insgesammt, worunter
»ein hochwürdig Domkapitel auch mit gemeint gewesen, auf
»unsers Theils fürgegangenes unterschiedliches unterthäniges
»Bitten, zur Brandschazung, und die verderbliche Plünde-
»rung der einkommenen Soldatesca damit abzuwenden,
»81,000 Rthlr. endlich abgefordert, und wie balder je besser
»abzustätten und zu bezahlen in königl. Ernst befohlen und
»auferlegen lassen: daß diesemnach wir zu schuldigster Folg
»solches Ihrer Majestät Befehls ohngesäumt mit allem Fleiß
»uns angelegen seyn lassen, und vor uns selbsten, und im
»Namen gemeiner Klerisei durch Absendung eines Ew. Churf.
»Gnaden Domstift zugewandten Geistlichen, mit aufgege-
»bener Spezial- und Generalgewalt, um Aufbringung Dero
»aufgesezter Geldsummen hin und wieder vieler Orten, in-
»sonderheit Frankfurt und Darmstadt zu bewerben,
»und dafür der hiesigen Stifter, Kirchen und Klöster Ze-
»henden, Zinns, Gülten, Renten und Einkombsten, wo
»auch die gelegen seyn mögen, und soviel dazu vonnöthen,
»unterpfändlich auf das allerkräftigste zu verhypothezieren,
»zu verschreiben und einzuräumen, dabei wir dann die ge-
»tröste, zuverlässige gute Hoffnung geschöpft, es würde uns
»von unsern benachbarten Städten und Herrschaften auf
»vorgewiesener Gewalt und Vollmacht, in unsern und ge-
»meiner Stadt Mainz zustehenden großen Nöthen, und

»vorab in Ansehung solcher übermäßiger, sonsten erwünsch-»ter Assekuration und Einsezungen die hülfliche Hand um »soviel geboten, und vorbesagte Summe Gelds entweder »zugegangen, oder in der mehrentheils gutwillig dargelie-»hen und vorgeschossen worden: So hat aber obangedeutter »von uns abgefertigter geistlicher Gewalthaber, so bis in »die dritte Wochen hin und wieder verreiset, auch an seinem »allmöglichsten Fleiß nicht erwinden lassen, weder eines »noch des andern Orts nicht das geringste an Geld, Dero »völligen Summen zu geschweigen, wieder alle getragene »Hoffnung und zuverläßiges freundnachbarliches Vertrauen, »Gott erbarme es, zuwegen oder aufbringen können, aus »Ursachen, und unter dem aller Orten gethanen Vorwand, »es seyen Stifter und Klöster der Stadt »Maynz, zusamt allen und jeden derselben »Intraden und Gefällen, der königl. Mayt. »in Schweden nunmehr allein und eigen-»thümlichen zugehörig.«

»Wenn aber nun wir allhier sehr wenige hinterblie-»bene Geistlichen und Religiosen, sintemalen die Vermög-»liche alle hinweg gewichen, und wir in Unwissenheit ste-»hen, wo ein jeder sich jetziger Zeit aufhalten möge, bey »solcher uns eingebrachter abschlägiger unfreundlicher Ant-»wort keinen andern Trost und Hülff, als bey E. Churf. »Gn. zu suchen und zu empfinden wissen: so nehmen zu E. »Chf. Gn. und imgleichen auch zu Dero Domkapitel in die-

»sem unserm sehr betrübten Zustand, Angst, Noth, und »Gefahr, (alldieweil wir nit allein alle insgesamt, und »jeder Insonderheit mit einlegirten Soldaten überlästigt »und betrangt, sondern auch vorgestrigen Tags, als ein »Ausschuß von der Bürgerschafft mehr höchstgedachter Mayt. »fußfällig werden, und sowohl um gnädigste Moderation der »auferlegten Brandschatzung, als auch Ringerung der ein»quartirten Soldaten demüthigst supplicirt und angehalten, »von Ihrer Mayt. in gefaßtem hohen Verdruß und Wider»willen dahin ganz ernstlicher Meinung, und mit dabey ge»thanem hohen Schwur selbst mündlich öffentlich comminirt »und bedrohet sind: dafern in kurzem die ange»kündt- und bewilligte Geldsummen, davon »Se. May. nichts nachzulassen gedächten, »nicht beygebracht und richtig gemacht wer»den sollte, wollten sie die Stadt Maynz »zu einem Steinhaufen machen,) wir unsere »höchste und billige Zuflucht.«

»Als gelanget darauf an E. Churf. Gn. wie nit weni»ger an Dero Domstifft Prälaten und Kapitularen unser »demüthiges, ganz unterthäniges, um der Barmherzigkeit »Gottes und jüngsten Gerichts willen Anrufen, Bitten, »flehen, seufftzen, und weinen, Sie geruhen samt und son»ders unser jetziges nun lang gewährtes, hochbekümmer»liches und wohlerbarmliches Wesen, und zumahl die ob»verstandene Königl. schwere und beweinliche Commination

»gnädigst und gnädig tief zu Gemüth und Herzen führen, »uns allensamt hie verbliebenen so Geist = so weltlichen Stands-»personen zu Trost und Hilf dergestalt zu erscheinen und bey-»zuspringen, daß bey dem Rath der Stadt Kölln, oder »sonsten anderstwo gegen habhaffter Verpfändung, auch wo »nöthig, wirklicher Einräumung der allhiesigen, inn- und »außwendig Maynz gelegener Stifter und Clöster, Dorf-»schafften, Zehenden, Zinnsen, Renthen, Gülten, Ein-»kombsten, und Emolumenten, wie auch die Nahmen ha-»ben, und wo solche fallen, oder zu erheben seyn werden, »die ganze obeingangs benannte Suma der ein und achtzig »tausend Reichsthaler um Interesse, wie hoch auch dasselbig »seyn möchte, baar aufgeborgt, und anhero sicherlich über-»macht, oder Ihrer Kön. Mayt. durch Wechsel, auf das »immer baldest geschehen möge, zu Dero May. gnädigstem »Contento verschafft und abzahlt werde; anderster, und »in unverhoffentlichem, überaus schwerlichen Fall, da ein »solches nicht erfolgen sollte, stehet E. Chf. Gn. Stadt »Maynz, worinnen aus unüberwindlicher »Bekümmerniß und Herzenleid täglich mit »Tod abgehen, auch von Haus und Hof in die »Hospitalien und Siechenhäuser getragen »werden, und sich viel anderstwohin flüchtig »machen, die endliche Zerstörung und Untergang vor gewiß »und unausbleiblich zu gewarten; der allmächtige »Gott weis, wie es mit unsern, auch der Bür-

»gerschafft Leib, Blut, und Leben, gesezten, »doch ungetrösten Falls seine göttliche Allmacht Ihro Königl. »May. in Dero Gewalt und Händen wir stehen, Königlich »und Christliches Gemüth und Herz Dero gefangene, Arme, »durchaus unschuldige Geistliche und Weltliche zu Königl. »und mildesten Barmherzigkeit und Gnad nicht erweichen »wollte, dabeneben ergehen möchte, dem allen »aber sonsten gewertigen, und gleichsam vor Augen schwe»benden, Dero sämtlicher Clerisey und Burgerschaft äusser»stem Unheil, auch Zerstöhrung, ruin, und Untergang, mit »E. Chf. Gn. und einem Hochw. Domkapitel Künfftiglich »nicht bedient seyn wird; E. Chf. Gn. als unser von dem »lieben Gott vorgesezteѕ ordentlich Oberhaupt und getreue»ster Hirt und Vorsteher in bedauerlichem innerlichen gnä»digsten Mitleiden durch Anschaffen der erforderten Eylferti»gen Geldhülffen, weil wir ja sonsten in diesen unsern und »gemeiner Stadt Mainz andringenden Nöthen, und be»sorglicher ausserster Gefahr keine andere, dem getreuen all»mächtigen Gott seye es geklagt, haben, noch ersuchen kön»nen, oder mögen, zum ehisten gnädigst vorzuseyn, und »sich zum allergetreulichsten nichts lieberes angelegen seyn »lassen werden. Solches, wie es zu Conservir- und Be»haltung Dero Stadt, Kirchen, Klöster, und Gotteshäu»sern, auch Clerisey und Bürgerschafft gereicht, würde E. »Chf. Gn. auch Dero Domcapitel im heil. Röm. Reich, auch »bey andern Nationen zum unsterblichen Ruhm, Ehr, Preiß,

»und Lob gewisslichen gelangen, und würde es der Allmäch-tige gegen E. Chf. Gn. und Dero Domcapitel väterlich be-»lohnen; verlassen uns auch, das von E. Chf. Gn. und »Dero Domcapitel zu beschehen, in allem unterthänigstem »Gehorsam ganz zuversichtlich, und wollen uns auf E. Chf. »Gn. tröstliches, hocherfreuliches, wiederantwortliches gnä-»digst zuschreiben vnderthänigst verlassen ꝛc. Maynz, »21. January 1632.«

E. Churf. Gn.
unterthänigst und gehorsamst
willigste Capelan und Dienere
Joes Vdalricus ab Andlau, Can. Mog.
F. Wilhelmus, Abbas. Mon. S. Jacobi.

Der Kurfürst theilte Abschrift dieses Schreibens den sämtlichen zu Kölln Anwesenden des hohen und niedern Mainz. Klerus mit, und erklärte bei einer Versammlung desselben, der Inhalt betreffe nicht ihn, sondern die Kleriſey; sie solle daher über Mittel berathschlagen, wie zu helfen seye.

Dieses geschah, und man kam überein, den Kurfürsten um ein Empfehlungsschreiben an den zu Mainz wohnenden k. franz. Gesandten zu bitten, daß dieser den König von Schweden aus den angezogenen Gründen zum Nachlaß der Brandschazung stimmen möge; ingleichen zu bitten, der Kurfürst möge den zu Kölln residirenden außerordentl.

Gesandten des franz. Hofs und den dortigen fürstl. Exulanten die Unmöglichkeit und Klage des Mainz. Klerus mündlich bekannt machen, und erstern ersuchen, dem Prinzipalgesandten zu Mainz die Sache bestens zu empfehlen.

Indem auch dieses Schreiben höchst merkwürdige Nachrichten enthält, so theilen wir es, — und um den Faden nicht zu unterbrechen, — in der Note*) mit.

---

*) »Illustrissime et excellentissime Domine! — Nulla »re dubitamus, quin Illustrissimae et Excellentissimae Dominationi Vestre Illustris et generosus »D. de Saludie, utpote specialiter â nobis ro»gatus retulerit, quemadmodum Serenissimus Suc»ciae Rex post deditione captam Metropolitanam »Archidioecesis nostrae Vrbem Moguntinensem, »certisque cum quibusdam ex Capitularibus et »Consiliariis nostris, nec non Caesareanorum mi»litum ducibus et praefectis, qui eandem tunc »temporis praesidio tenebant, pactis initis, quo»rum vigore, (prout adjacente Copia N. I. videre »est,) omnibus et singulis praedictae Civitatis »Clericis et Civibus in protectionem suam assum»ptis, eandem direptione et incendio liberam fore »pollicetur, ingentem nihilominus pecuniae sum»mam ad centum sexaginta millia Imperalium et »ultrâ sese extendentem, eamque intra breve temporis spatium (quod nunc solùm ad quatuor»decem dies restrictum est,) ex post facto ad »numerandum imperavit, gravi comminatione ad»ditâ, nisi dicta summa infra praefinitum tempus »tam â Clero, quam Academicis et Civibus perso»luta fuérit, se non solum in saepedictos Cives, »verum etiam in sacras, prophanasque aedes ferro

Allein es hatte keine, — ja, um die Wahrheit zu sagen, eine umgekehrte und recht schlimme Wirkung; — denn nun.

»flammâque saeviturum: quae exactio cum non so»lùm praedictis pactis expresse contraria existat, »verum etiam tam Cleri, quam Academícorum et »Civium facultates longe excedat, Dnum de Sa»ludic, quantum in ipso fuit, bona hac in parte »officia praesiterit, cum tamen â praelibato Vrbis »nostrae Clero Mogunt. nec non Academicorum, »Civiumque nomine, inclusae praesentibus Sup»plicationes Nr. 2 et 3 notatae his diebus nobis »exhibitae fuerint, in quibus ratione immensi hu»jus oneris, et quantopere in ipsos ipse Suecicus »miles desaeviat, denuo lamentabiliter conquerun»tur, prout ex earundem contextu latius apparet, »insuperque â bellicis Consuetudinibus longe sit et »esse debeat alienum, civitate aliquâ per deditio»nem captâ, civibusque et incolis in protectio»nem, uti nostro hoc casu factum est, receptis, »iisdem ex post facto adeò ingentem pecuniae sum»mam imponere, cujus sane numeratio tam Clero, »quam Academicis, et Civibus eo magis impossibilis »est, quod eorundem vina, frumenta, mobilia, »in quibus opes et facultates eorum potissimum »consistunt, non secus ac hostium bona, vilissimo »pretio in suecicos divendantur, et diripiantur, »adeoque nulla miseris omnino relinquantur me»dia, quibus pecuniam conquirere, et quantum »possibilitas permittit, se, suosque unâ cum pa»triâ, Vrbe, ab ulteriori militum saevitiâ, incen»dio, et omnimodâ direptione liberare possint. »Ideo Excell. et Illmam. Dominationem Vram. sum»mopere rogamus, quatenus apud praefatum Sueciae »Regem authoritatem suam interponere non gra-

mehr fielen die schwedischen Beamten in alle Kirchen, Klöster und Kollegien, und brachten alle dort vorgefundene, geist- und weltliche Habschaft in Verzeichnisse, durchsuchten alle

---

»vetur, ne Regia sua Dignitas tam Clero, quam »aliis Moguntinae Vrbis incolis ulterius impossi»bilitatem, et facultatum suarum vires longè exce»dentia imperet, sed potius a reali numeratione »praefatorum 160,000 Imperialium eosdem omnino »liberare velit. Ante omnia autem dignetur Illma. »et Excell. Dominatio Vra. rem eo dirigere, ne »jam dicta sua Regia Dignitas praefatas minas, »Vrbem Scil. sacraque et prophana omnia in casu »non faciendae solutionis, ipsasque adeo tam illu»stres Ecclesias ferro flammaque devastandi in ef»fectum deducat, sed si id, quod â saepedicta »Civitate requiritur, praestari non possit, id ipsum »solum inopiae et impossiblitati miserorum adscri»bat. Hoc ipsum quin Excell. et Illma. Dominatio »Vra. piae Christianae Commiserationis affectu, »et ergà Catholicam Religionem zelo ducta, pro »Viribus factura sit, cum minime dubitamus, ita »eadem certo sibi persuadeat, praeterquam quod »Vniversus Clerus, caeterique subditi nostri pro »continua Excell. et Ill. Dom. Vrae. incolumitate »assiduas preces ad Deum fundant, Nos quoque »summi beneficii loco habituros, et reciprocâ ani»mi promptitudine quavis data occasione perquam »libenter compensaturos; Illmae et Exc. Dom. Vrae. »perennem insuper à Deo foelicitatem sincero af»fectu imprecantes. Coloniae 1. Februarii 1632.

»Anselmus Casimirus Archieps. Mog.
»Marchioni de Brize, Serenissimi Galliarum Regis Legato ad regem Succie.«

Häuser der Geistlichen, Akademiker und Bürger, repartirten die Brandschazungssumme, und bestimmten die Zahlungsfrist derselben; nach deren Ablaufe schleppten sie aus verschiedenen Pfaffenhäusern, was andere dort noch übrig gelassen hatten, und versteigerten es ebenmäßig an Frankfurter Juden und Bürger. Auch der oftgedachte Domherr, Freiherr von Andlau, soll sich hiebei geschäftig erzeigt, und nicht sehr löblich betragen haben *).

---

*) Prot. cit. »Suecici Officiales omnia templa, Monasteria, et Collegia Visitarunt, ac quidquid tam »è re sacrâ, quam prophanâ ibidem, (invenerunt) »in publicum Inventarium retulerunt; insuper et »Domos omnium Clericorum, Academicorum et »Civium perlustrarunt; dehinc rationes positae de »litro persolvendo; nec diu, posteaquam terminus »destinatae solutionis elapsus fuerat, eripiunt in »diversis domibus Ecclesiasticorum, quicquid re»lictum à prioribus, vilissimoque pretio Franco»furtensibus vendunt. Similia D. Andlau, »huius facinoris facile Antesignanus »ausu temerario molitur, dum â parochis, caete»risque remansis Clericis suorum beneficiorum, »Collegiorum, Monasteriorum, ac denique paro»chiarum requirit sacra reliquiaria, aliave Vasa »vel auro vel argento inclusa, quae in ipsius do»mum (proh scelus!) deportata et suecicis in de»falcationem Rantzionis praeviâ libratione et be»nignâ aestimatione oblatâ, per illum tradita fue»re. Verùm cum instarent vehementius exactores, »nedum commemorata comportata aliqualiter pro »parte satisfacerent, de novo D. Andlau, et D. »Abbas S. Iacobi etc.« — Herr v. Andlau ward

Als inzwischen beide Agenten, v. Andlau und der Abt des Jakobsberg zu Mainz, dem Kurfürsten wegen dieser Sache wiederholt zugeschrieben hatten, so befohl er durch ein Kanzleidekret v. 30. März 1632 den zu Kölln versammelten Stiftsgeistlichen des hohen und niedern mainzischen Klerus!

»Obverstandenes Bitten Dero vorgemeldten Herrn Prä»laten und Kapitularen zu kommuniziren, und denselben »zugleich zu Gemüth zu führen, wenn dennoch alle »obverstandene Stifter, Kirchen, Klausen und andere »Gebäude sammt der ganzen Metropoli angedrohter»masen in die Aschen gelegt, und ganz zum Steinhau»fen sollen gemacht werden, wie schwer es nicht allen »jetzo, wie ingleichen bei der werthen Posterität, son»dern auch zuforderst bey Gott selbsten zu verantwor»ten seyn wird, wenn wegen dieser vor sich selbsten »zwar beschwerlich, aber gegen solchen angedroheten »unausbleiblich großen Schaden nicht vergleichlicher, »und zumahl improportionirter Geldsumme, wann »gleichsam Hand und Fuß gehen, und solches äusserst

---

hierüber, und andere mehrere Stüke seiner Gestion in der Folge von einer des Endes niedergesezten Domkapitel-Kommission zur Verantwortung gezogen, welche er auf die biederste und genügendste Weise leistete, auch darüber absolvirt ward; aber dennoch blieben ihm die Stifter und Pfaffheit zu Mainz lebenslänglich unhold und aufsäzig.

»Verderben nicht abwenden sollte; mit gdgstem Begeh»ren, es wollen mehrgedachte Hrn. Prälaten und Ka»pitularen auf zuträgliche Mittel und Wege förderſamſt »bedacht seyn, wie dannoch, wo nicht die ganze Summa, »jedoch zum wenigsten ein guter und erklecklicher »Theil davon zur Hand gebracht, und also die so an»sehnliche fundationes mit der Haupt- und Residenz»stadt Maynz vom endlichen Untergang conservirt »mögen werden ꝛc.« —

Beide Kleri versammelten sich darauf neuerdings, — aber keiner wollte zu stimmen den Anfang machen. Das Domkapitel rükte endlich mit der Sprache hervor: »es »seye ganz Schatzungs- u. Steuerfrey, und »zahle zur Brandschatzung nichts; — derglei»chen Lasten müße der niedre Klerus allein »tragen; es wolle wohl hiebey mit Rath und »Vorsprache bey dem Kurfürsten, — übrigens »aber mit nichts an Handen gehen.« *)

---

*) Prot. cit. »Sed cum negotium nimis diu pro»traheretur, et pars una in alteram rejiceret re»sponsum, tandem Rdssmus Wormatiensis, »uti Scholasticus Moguntinus, saepedicto D. De»cano S. Petri verbis apertissimis insinuavit: Cle»rum primarium ab omni Collecta, prae»statione, et Contributione exem»ptum, secundarium vero ad hujusmo»di onera teneri, ideoque nostrum

Diese Erklärung sezte die ganze Versammlung in Erstaunen; — die sämtlichen Prälaten des niedern Klerus erhoben ihre Stimmen hiegegen; aber doch hatte ein jeder für sein Stift auch so viele Nichtszahlungsgründe anzuführen, daß am Ende alles dahinaus lief: die Brandschazung soll nicht bezahlt werden. Nebenher führte jedoch der Sekundarklerus gegen das Domkapitel eine Sprache, welche für jene Zeiten wirklich ein Phänomen seyn mußte; ihrer Energie wegen liefert sie die Note *).

»esse cogitare de mediis solutionis; »et si vel consilio vel intercessione »aliquâ opus haberemus ad Rdssmum »Mogunt. quod ex tunc parati essent, »omnem praestare operam, de coetero »vero nihil. Responsum hoc non sine magnâ »consternatione caeteris Praelatis secundariar. Ec»clesiar. communicavit D. Decanus S. Petri, et »desuper diu multumque deliberatum etc.« —

*) Sie ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Erzst. Mainzischen (oder vielmehr Domkapitulischen Mainz.) Wahlkapitulationen. — »Posteaquam, heißt »es im angez. Prot., res mature deliberata, et »quodlibet Collegium suam sententiam edixisset, »DD. Praelati secundariar. Eccles. à duodecim an»nis recapitulantes subsidia spontanea, praesta»tiones, Collectas, Contributiones: Fortificatio»nes Civitatis Mogunt. emtiones armorum in de»fensionem patriae, et alia hujusmodi absque ullo

Dem Kurfürsten ward daher nur mündlich die Antwort ertheilt: es sey Unmöglichkeit zu zahlen vorhanden, — man

---

»termino imposita, sponte suscepta onera tam re»alia, quam personalia: collatis votis depreben»derunt, se plus nimio gravatos, spe frustratos, »et nihilominus in direptionem hostium traditos, »quod haud dubie non fuisset factum, si Metro»politana pro virili pecunias etiam contribuisset; »Sed, proh dolor! ad oculum plus, satisque de»monstrari posse, primarium Clerum non solum »Capitulatione et pacto inito in Electione novo»rum Archiepiscoporum se exemisse ab omni con»tributione ad defensionem Patriae, sed etiam Col»lectam necessariam, quantum ad Clerum attinet, »rejecisse in secundariam; insuper ex proventibus »mensae Archiepiscopalis telonium in Ernfels, de»cimam et Colonias in Gernsheim, amplissimas »pensiones annuatim Norimbergae, in augmentum »suarum praebendarum ad se traxisse, et, quod »magis dolendum, nomine Rdssmi Moguntini col»lectare Satrapiam Bingensem et Hochheimensem, »indeque pecunias in Contributionem collectas, »non in subsidium et defensionem patriae et Dioe»cesis Moguntinae, sed partim inter se dividere, »partim verò illorum aedificiis et structuris appli»care; immo recenter defuncto uno Archiepisco»po, quicquid in Camera pecuniarum deprehen»derunt, non successori reliquere, sed sibi re»servavere; hinc noviter electum aliunde cogi mu»tuare pecunias, vel impositâ praegrandi contri»butione totam dioecesin gravare; exempla adhuc »recentiora esse in defuncto Jo. Adamo, Jo. »Suicardo, Ge. Friderico, et moderno »principe. Conclusive DD. Praelati arbitrati fue-

befinde sich auf fremdem Boden, und außer Stande, Wege auszumitteln, wie und woher so beträchtliche Anlehen zu negociiren seyen. Dabei blieb es, — und was hierauf erfolgt, werden wir bald hören.

Mit der Bezahlung derjenigen 80000 Thaler Brandschazung, welche der Bürgerschaft zugetheilt waren, gieng es überaus hart und langsam her; auch sie konnte weder in unzertheilter Summe noch in beträchtlichen Stükzahlungen aufgebracht werden; sie ward also Häuserweise repartirt, und nach fruchtlos verflossenem Termin wurden Häuser, Gärten, Stallungen und Scheunen etc. der Debenten ohne Gnade niedergerissen, das Holz verkauft oder verbrennt, und die Stadt mit ungeheuern Ruinen angefüllt. Vorzüglich traf dieses Loos den ältesten und ärmsten Stadttheil, von dem Leichhofe bis zum Neuthor, woven noch nach der Mitte des XVII. Jahrh., Ausweis der damals vorgenommenen Stadtrenovation, über zwei

»re: Si primarius Clerus (nämlich das Domkapitel,) sepositâ praetensâ exemtione, tempore »illo, quo bellum in Germania duravit, de suis »praebendis et ecclesiasticis proventibus, (uti se»cundarius fecit,) contribuisset subsidium aliquod, »aliique complures Officiales Moguntini, et Nobi»litas, qui omnes se eximunt, et Exemti dicun»tur, idem fecissent, absque dubio parare »potuisse majorem resistentiam hosti, »et non omnes simul profugi patriâ, exilio mul»ctaremur etc.« —

Drittheile in Schutt lagen. Kurf. Johann Philipp erließ daher im J. 1656 den Befehl, diese öden Pläze binnen Jahr und Tag entweder selbst zu bebauen, oder an Baulustige zu verkaufen; widrigenfalls die Konfiszirung eintreten solle.

Aber noch unaussprechlich trauriger war es, daß sich, mit Anfange des Monats März, zu Mainz die förmlichste Hungersnoth, — und gleich darauf im Anfange des Junius eine Epidemie einstellte, welche bis in den November andauerte, — das folgende Jahr im Frühjahre zurükkehrte, manche Straßen in Einöden verwandelte, und Kirchen und Kirchhöfe mit Leichen anfüllte. Uiber 6000 Menschen verloren hieran bereits während dem J. 1632 das Leben; wer noch Kraft und Mittel hatte, wanderte izt gewiß aus; der mit Todesblässe leichenmäßig dahin schwebende Rest erwartete kummervoll stündlich seine Auflösung.

Und nicht allein in diesem, sondern allen folgenden Jahren war unerhörte schwedische Mißhandlung aller Ständen, Geschlechter, Alter ꝛc. zu Mainz an der größten Tagsordnung. So wurde gleich im ersten Eintritte, so auch stets in der Folge, jedem Bürger, jedem Geistlichen so viele Mannschaft zur Verpflegung eingelegt, daß sich gar bald zwischen Hausherrn und Soldaten eine vollkommene Lumpengleichheit herstellte. Die Rentbeamten ermächtigten sich der Hebregister geistlicher Einkünften, der Stifter, Klöster, Pfarreien ꝛc., und alle Frucht- und

Weinlieferungen wurden in der Dombechanei auf einen Haufen zusammengeschüttet, und gemeinsam eingekellert, wobei man versprach, jedem daraus seine nothdürftige Unterhaltung zu verabfolgen; aber bei weitem der größte Theil ward immer für die Besazung zurükbehalten. *)

Emigranten und Abwesende waren eben so schlimm daran. Sie verloren ihre sämtl. Benefizien und Pfründen. Wer Armuthshalber nach Mainz zurükkam, ward auf einige Tage lang auf das Fischthor in Arrest gebracht, darauf über die vom Holzthore nach Kassel geschlagene Rhein-

*) Prot. cit. ad A. 1633: »Interea toto illo tempore, quo hujusque Moguntiâ absumus, â Succis »Clerici remanentes indies variis affecti contume»liis, et ex praesidariis unicuique tot impositi, ut »omnibus absumptis aequaliter omnes ad unam »fortunam redacti fuere; Insuper et Officiales mi»naciter arripuerunt Registra omnium proventuum »Ecclesiasticorum, fructusque pro lubitu per suos »in domo Decanali Metropolitanae in acervum »unum collegerunt, hac addita promissione, inde »in sustentationem uniuscujusque, prout opus »habuerit, alimenta necessaria praestituros, cae»teris in Annonam pro exercitu suecico asserva»tis.« — Inzwischen behielte doch die Abtei Jakobsberg, und die Karthause bei Mainz, weil sie nicht, wie die andern, den Reißaus genommen hatten, ihre eigene Verwaltung und Einnahme; — sie mußten nur ein Verzeichniß ihrer Gefällen aushändigen, und hienach Rechnung stellen, was sie an den schwed. Einnehmer abgeliefert, — und für sich selbst einbehalten hätten. —

brüke geführt, und der Stadt verwiesen. Noch mehr, theils aus Haß und Besheit, und theils wegen dem Holzmangel, wurden aller abwesenden Bürger und Geistlichen Häuser rein ausgeplündert, die Dächer abgedekt, Thüren, Täfeleien, Bohlen, Bretter und was immer von Holz war, zerschlagen; Fenster und Oefen den Marktbauern um einen Spottpreis verkauft; das Blei an den Kenteln, Pumpen und Röhren, das Eisen von allen Häusern und Steinen, wo es nur immer sich zeigte, abgebrochen, und nach Frankfurt zum Verkauf geschikt; alle Bäume in Gärten und Wiesen ausgehauen, alle Stikel und Pfähle in den umliegenden Weinbergen ausgerissen, verbrennt, und dadurch ein mit mehrern tausend Gulden nicht zu ersezender Schaden angerichtet.*)

---

*) Ibid. »Ad haec absentes privarunt omnibus beneficiis Eccles. et illos, qui forte pauperie urgente »Moguntiam reversi, ad aliquot dies suprà portam piscatoriam captivos recluserunt, deinde per »pontem navalem, quem snpra Rhenum â portâ »lignariâ in Castel usque protraxerant, jusserunt patriâ excedere. In distributione fructuum »D. Andlau se socium Suecis adjunxit, quem »Rex dosignaverat ex parte suâ Episcopum Moguntinum. His accessit »tanta mortalitas, ut indies scriptum fuerit hùc »Coloniam, plurimos religiosos, praesertim »Capuccinos, Ecclesiasticos, Academicos, et Cives »absque numero, peste, fame, et moerore perire. »Tanta etiam fuit insolentia Suecorum, ut non

So wurden, um nur ein einziges Beispiel zu geben, von den Kurien des Stifts zu U. L. Fr. niedergerissen: 1) Die erst nagelneu im J. 1610 erbauet wordene Dechanei, 2) die Probstei, 3) das Haus im Dechaneigarten in der Altenmünster Gassen am Bronnen, 4) das Haus auf dem Kilchstok (Ballplaze) zum Bensheimer genannt, 5) das Haus an der Domscholasterei, 6) das Haus des Weihbischofs Ambros. Saibäus, genannt zum Reussen,*) 7) das Haus auf dem Kelchstok, von

»solum absentium Clericorum aedes invaserint et »spoliaverint, sed etiam ob penuriam lignorum »tecta dejecerint, et quidquid tandem ligneum de»prehensum, indifferenter, sive ex tabulatis, sive »ostiis, sive denique ex crassioribus asseri»bus, â summo usque deorsum omnia confrege»rint, fenestras et fornaces vili pretio rusticis »alioquin forum frequentantibus vendiderint; »plumbum ex Canalibus, ferrum ex lapidibus, »ubicunque aliquid repertum, vel reperiri potuit, »extraxerunt, et Francofurtensibus emen»dum in magnâ copiâ miserunt. In et extra Civi»tatem arbores in hortis et pratis exciderunt, pa»los et stipites in usum Vitis tanto numero com»busserunt, ut damnum hoc multis millibus re»staurari non possit etc.« —

*) Um sich einen Begriff von der Art dieser Häuserverwüstung zu machen, heißt es von diesem Hause im angez. Prot.: »Domus Rdssmi Suffraganei Am»brosii Seibaei zum Reußen in vico Comi»tum ita destructa est, ut praeter alia ne asserculus tantae longitudinis intra deprehendatur, qui »unius cubiti mensuram excedat,« — u. s. w. —

Fried. Gr. v. Schönborn bewohnt; 8) die Kurie Fried. v. Sikingen, genannt zum kleinen Landek; 9) das Haus zum großen Adolph, (zum Bilgen) an der Probstei des Stifts; 10) das Haus zum kleinen Adolph; 11) das Haus des Bischofs Georg Ant. v. Rodenstein, zum großen Schopphof genannt; 12) das zum kleinen Schopphof, neben dem Hause zur ewigen Mauer; 13) das Haus zur Kanden, am Fuße des Stephansbergs; 14) 6 Präbendhäuser neben den Staffeln der L. Fr. Kirche, dem Fischthore gegen über; 15) das Haus des Pförtners am L. Fr. Kreuzgange. — Sechs andere Kurien waren so zugerichtet, daß sie das Stift selbst abbrechen mußte. — An Vikarien-Häusern waren desgleichen 9 ganz niedergerissen und darunter 4 dergestalt, daß es hernach einer neuen Messung bedurfte, um nur den Plaz auszumitteln, wo sie gestanden seyn mögten; und 5 andere mußten als Ruinen vom Stifte abgebrochen werden. *) —

---

*) Das Stift zu U. L. Fr. schrieb daher unterm 21. Jun. 1633 an den Kurfürsten: »In sunderlicher Erwegung, »daß nit allein Vicariorum, sondern auch Canoni»corum 36 Hofstätte in der Stadt Mainz, wie wir »dessen Nachrichtlich bericht seyn, zu Boden geris»sen; ꝛc.« und trug daher auf die Verminderung der Anzahl seiner Vikarien von 24 auf 16 an; — Und eben deshalb trug hernach das Peters-Viktor- u. U. L. Fr. Stifft bei dem Kurfürsten darauf

Von allen geistl. Ordensständen zu Mainz ward aber keiner härter behandelt als der Jesuitenorden, welcher

---

an, (1635) auch die Anzahl der Kapitular-Präbenden auf 14 einzuziehen, und das Kapitel zu schliesen; des Endes ward ein gefertigtes Projekt eines Statuts zur Bestätigung überreicht, und der Bischof v. Worms ersucht, es zu unterstüzen. So sehr dieser aber anfänglich für diese Verminderung gestimmet war, so arg sezte er sich auf die hintern Beine, als er aus jenem Projekte wahr nahm, daß man darauf ausgehe, den Adel aus den Mainz. bürgerl. Kollegiatstiftern hinfort auszuschließen, und wollte mit Empfehlungen der Stifter, selbst in der Hauptsache, nichts mehr zu schaffen haben. Der Kurfürst schlug auch diese Präbendverminderung, dd. Kölln, 27. Okt. 1635, gänzlich ab. Auch dieses veranlaßte schneidende Sensation des Sekundarklerus gegen den Primären, und energisch drükt sich unser Freyspach'sches Stiftsprot. darüber aus: »Certo dum hoc responsum (des Bischofs v. Worms) »aequa ponderatur lance, nihilo certius, quam »commodum privatum praeferri publico; quasi no»strae Ecclesiae secundarii Cleri fundatae essent »ad alendos Canonicos majoris Ecclesiae, vel No»biles, ad illorum propagandum luxum, pabulum »praebendum equis, panem canibus, et nostrae »Curiae praebendales illorum essent horrea, sta»bula Canum, porcorum, equorum. Aliud pien»tissimi nostri majores primaevâ suâ fundatione »intentârunt, Praebendatos requirentes, qui non »inhiarent pluralitati beneficiorum, sed divino cul»tui sedulo in choro et Capitulo inservirent, abs»que ulla differentiâ Nobilium et ignobilium. Ne-

durch seine Schul- und Hofdogmatik, in Kabinetten, im Beichtstuhle, auf Kanzeln und in Kontroversschriften ꝛc. dem protestantischen Theile sich gerade gegen über gelagert, alle Friedensvorschläge schon lange entfernt, und durch den Grundsaz: Kezern dörfe man kein Wort halten, das Feuer immer neu anzufachen gewußt hatte. Anselm Kasimir war von diesen Herren nicht allein um- sondern

---

»que annales nostri Ecclesiastici — unquam de »munificentia, vel piâ aliqua fundatione commen»dabunt aliquem Nobilem vel Canonicum Metropo»litanae, qui etiam apud nos praebendatus fuit, sed »fermè omnia ex pia dotatione, donatione, legato alio»rum piorum Canonicorum ignobilium in alimen»tationem nostram praebendalem obvenêre etc. — »Deus non requirit Canonicum Venatorem, dissi»patorem bonorum, accumulatum beneficiis pluri»mis, avarum, infidelem, dispersorem patrimonii »christi, sed humilem, moderatum, hospitalem, »misericordem in pauperes, liberalem in egenos, »gratum suae Ecclesiae, unde vixit et alimentatus »fuit etc. — quare etsi Rdssmus Wormat. cone»tur Nobilibus et Canonicis Metropoliticis favere, »non tamen è re nostrarum Ecclesiar. erit ullo »modo, Celsitudini suae condescendere, sed po»tius in aliud tempus magis commodum praeme»moratum statutum reservare, non attentâ Condi»tione personarum Nobilium vel ignobilium, us»que dum vel Em. Archiep. Mog. ad ratificandum, »vel potius S. Sedi apostolicae exhibeatur confir»mandum, prout quotidie plurimae occasiones se »offerunt, haec, et similia, etiam inscio nostro »ordinario, sollicitandi Romae etc.« —

wahrhaft ganz besessen. Auch war Mainz seit geraumer Zeit der Ort, wo die in den Hauptschmieden der Kollegien zu Dillingen, Würzburg und auch Mainz, durch langwierigen (nun entdekten) Briefwechsel, bereitete Bolzen, durch P. Nithard Biber, kurf. Beichtvater, und den Rektor des dortigen Kollegiums kräftig verschossen wurden, die auch selten ihr Ziel verfehlten.*)

---

*) Diese historia arcana, und Acta sincera der Religions- und des darauf endlich erfolgten Westphälischen Friedens, mit allen Kabinetstriebfedern der Mainz. Stimme bei Reichs- u. a. Conventsdeliberationen über diese Materie, hat man nur erst vor Kurzem in den Jesuiten-Korrespondenzen aufgefunden, welche sich bei der Durchsuchung des zu Mainz noch izt befindlichen Oberrhein. Societäts-Provinzial-Archivs, — und in der Kiste der Theolog. Fakultät der ehemaligen Universität dahier, entdekt haben. Sie enthalten ganz außerordentliche Aufschlüsse über Dinge, worüber noch izt ein tiefer Schleier hängt. Daher schon nach der Einnehmung der St. Erfurt, als die Jesuiten dem Könige einen Fußfall thaten, mußten sie von ihm die Lekrion vernehmen: sie sollen bei ihrem Rosenkranz und Brevier bleiben, und sich nicht in Staatssachen mischen, die nur Blutvergießen zur Folge hätten. De Serres, Hist. de France, II. 432.: »Les Jésuites s'y viendrent jetter à ses »pieds. Il les releva, et leur dit: qu'ils avoient »à rendre compte à Dieu de beaucoup de troubles »emues, et de sang epandu; que leurs des»scins étéient mauvais, leurs proeé-

K. Gustav Adolph wußte dies alles haarklein, und hatte die ihnen geschworne schwere Rache bereits an der öffentlichen Tafel zu Leipzig erkläret, — und nun hielt er kräftig Wort. —

Denn kaum war er in Mainz angelangt, so ließ er bereits Tags darauf das Kollegium mit Mannschaft stark besezen, alles dort unter Siegel legen, und alle Ein- und Zugänge dahin scharf bewachen, auch alle Güter und Renten sequestriren. Es hatten sich aber die meisten dieser Herren bereits zeitlich aus dem Staube gemacht, jedoch ihren alten und kränklichen P. Rektor zurükgelassen. Dieser bekam vor sein Wohnzimmer doppelte Wache, und ward seit geraumer Zeit so strenge behandelt, als Missethätern der ersten Größe nur immer zu geschehen pflegt. In diesem Zustande überfiel ihn endlich tiefe Schwermuth, und ein Anfall von Wahnsinn. Gegen Mitternacht stand er einst vom Bette auf, verließ das Zimmer im bloßen Hemde, und die Wache glaubend, es geschehe eines Leibesbedürfnisses wegen, ließ ihn ungehindert gehen. Allein er kam nicht

»dures obliques, leurs maximes dan»gereuses. Qu'ils feroient bien, de se tenir à »leurs bréviaires et chapellets et d'imiter la modé»ration des autres Ecclésiastiques, sans se mêler »d'affaire d'Etat, et corner le sang et le carna»ge etc.« S. auch darüber Pufendorff, d. reb. Suec. L. I. §. 31. 32. und Loccen. Hist. Suec. L. VIII. p. 588.

zurük. Nun machte man Lärmen, durchsuchte alle Winkel, und, — fand ihn nicht. Dagegen hörte man in dem Ziehbronnen des Hofs ein dumpfes Plätschern; man eilte dahin, fand ihn darinnen bereits ertrunken, und alle Rettungsmittel waren an ihm verloren. *)

An der vom Könige der Geistlichkeit zu Mainz aufgelegten Brandschazungssumme ward den Jesuiten auf des Kanzlers Axell Oxenstiern ausdrüklichen Befehl gerabezu die Hälfte mit 40,000 Thalern zurepartiret**), und

---

*) Eine umständliche Nachricht hiervon enthält ein von dem nachherigen Vizerektor dieses Kollegiums gefertigter schriftlicher Aufsaz, dessen Original vor mir liegt. Arm. Suec. Cont. III. p. 27: »Mense Octo»bri (1632) duo Jesuitae, quorum hic militari, al»ter verò nauticâ induti vestibus, Moguntiae, cum »jam Coloniam navigaturi navim conscendere pro»perarent, comprehensi, et quia se ipsos suspe»ctos reddiderant, observati sunt; paulò post »fraude Jesuitarum detectâ, Vicerector Jesuita die »8. Octobr. in puteum se dejiciens suffocatus est; »quo casu patefacto reliqui Jesuitae, singuli in »sua habitatione custoditi sunt etc.« —

**) Das war für die Jesuiten zu Mainz ein Donnerschlag. Sie ließen daher durch den Marquis Fecquier dem Kanzler Oxenstiern eine weitläuftige Vorstellung überreichen, worin es hieß:

3) »Ex importuna et continua sollicitatione so»lutionis quadraginta millium Imp. quae dinidia »totius Ecclesiasticae Contributionis summa est, »certus Collegio imminet interitus, cum nequi-

»dem omni nostrâ re, etiam librariâ, divenditâ, »tantam summam exaequare possimus etc. —

4) »Cum Ecclesiasticorum, religiosorumque Mo»guntinensium contributio 80,000 Imp. sit, nobis»cum injuste actum esse, jure hucusque querimur, »quod dimidiae solutionem a nobis vi extorquere »contendant, ne quidem centesimam partem pro»ventuum totius Cleri habentibus, uti ex Specifi»catione bonorum Collegii, Grat. Dno. Guberna»tori nuper exhibitâ manifestum est; nam etc. — »Ut verò proportione bonorum consideratâ aequa »nobis summa, sicut aliis monatsteriis statueretur, »identidem institimus, spe et petitione nostrâ »frustrati, quod Clericorum aliquorum »parum nobis benevolorum testimonio »non satis firmo Ser. Rex laudatiss. »mem. Collegio 40,000 Imp. imposuerit, »cum tamen per Ill. Marchionem de Brize et »D. Charnace clementissime responderit: ni»hil sibi cum Jesuitis in particulari, »sed cum toto Clero Moguntino nego»tii esse; quibus nihil consideratis ad impossi»bile cogimur tanquam 40,000 debitores, in quam »summam nunquam consensimus, neque de eadem »cum ullo unquam tractavimus, quidquid in con»trarium fingatur.« — Sie klagten ferner, daß man ihnen über die große bisher abschläglich bezahlten Summen keine Quittungen gebe ꝛc. — und dann: »Nupera etiam nostra Arrestatio facile mille flo»renis constitit, praeter trium millium ad Contri»butionem ad minimum jam solutorum etc. —

6) »Omnibus aliis monasteriis in urbe relicti »sunt proventus, nobis hucusque nulli in Collegio »concessi, cuius expensae et damnum totius anni »30,000 floren. summam superant, et tamen nihil »nos passos, nihil dedisse spargitur etc.« Sie

schließen endlich überaus fein: »Rogamus, ut, si»quid Contra Societatem objiciatur gene»rice, et ex antiquo obtendi solitum, »petatur in specie, quâ in re offenderimus, sancte »promittentes, quod ex destinato non velimus »ullam justae offensionis causam praebere, cum »omnia nostra dicta, factaque sini»strae interpretationi ex praecon»cepta mala de nobis opinione sint »prestituta, multique Calumniatores »nos falsò apud superiores accusent »Magistratus etc.« — Allein der Reichskanzler wies sie mit ihrer Bitte ab. Sie wandten sich darauf um Interzession an den französischen Minister de Charnacé, der ihnen auch am 31. Okt. 1632. zuschrieb: »Je croy, que la plus grande raizon de vostre »longue détention et vexation vient de ce qu'ils »voudroient trouver quelque raizon de ce qu'ils ont »fait; ainsi on peut dire, que le plus grand mal »de Votre affaire est, qu'il n'y en a point etc.« Und sich am 27. Nov. 1632 an Rheingrafen Otto mit dem Ausdruke wendete: »La première (priére), »est pour les R. Péres Jésuistes, (de quels le Roy »mon maistre ma commandé, d'avoir soin, comme »de tous les autres Religieux) à ce qu'il Vous plaize, »les entendre sur tous les raportz, qui vous seront »fait contre eux avant, que de consentir, qu'ils »soient mal traités comme ils ont ésté par le passé »etc.« — Und darauf schloß: »Je Vous reitere main»tenant cette prière, et vous conjure au reste, de »les avoir pour recommandéz, et tous les Ecclé»siastiques de ce pais, vous assnrant, Monsieur, »que Vous ne pouves rien faire, qui soit plus »aggréable à S. Mte très Chrene, et dont il aye »plus a gre de Vous tesmoigner son ressentiment» etc. Allein dies alles nützte nicht im geringsten; wie dann auch ein anderes, überaus demüthiges Schreiben

davon dem weimarischen Regimente zu seiner Belohnung 13,288 Rthlr. angewiesen *). Als die Zahlung wegen

---

vom 10. Oktober 1632 an den französischen Gesandten de Brize, und sogar die klägliche Allegorie desselben: »Nisi enim lilia suo nos, aliosque sa- »tient fragore, recreentque, Coronae »emaciabunt etc.« keine bessere Wirkung hatte.

*) Aus einer Kopei, ohne Datum, theile ich diesen Befehl mit:

»Königl. Mayt. ꝛc. — Axell Oxenstiern ꝛc.

»Demnach bey Ihrer Königl. Mayt. unsers Al- »lergnädigsten Königs und Herrn glücklicher Occupi- »pirung dieser Stadt Mainz den gesambten Geyst- »lichen hieselbsten ihre Rancion bis auf $\frac{80}{m.}$ Thlr. al- »lergnädigst erlassen, und solche unfehlbar zu erle- »gen von ihnen versprochen worden, bis dato aber »über alles Verhoffen und geschehene Verheissung »wenig darauf erfolgt, Allerhöchstgedachte Ihre Kön. »Mayt. auch weiters daran nichts decourtiren zu las- »sen gemeint seyndt, sondern selbige obgedachte »Summe ohne einige Exception oder Excuse, mit »was Praetext auch die geschehen mögte, Dero dar- »auf assignirten Cavallerie entrichtet gnädigst wissen »wollen: Als ist darauf hiemit von wegen und im »Nahmen Allerhöchst Ihrer Königl. Mayt., vorbesagt »Ihrer Exzell. Befehl, daß dem zu unterthänigst ge- »horsamst, und schuldigster Folge, der Jesuiten-Or- »den allhier, Vorzeigern dieses, Nicolaus Cas- »parn, auf seine Erforderung wegen des Weymari- »schen Regiments die Summe von 13,288 Rthlr. erle- »gen und dargeben sollen, auch sich darüber von ihm »gebührend quittiren lassen; wornach sie sich zu richten

vorgeschüzter Unmöglichkeit unterblieb, fuhr die Regierung zu, jagte sie aus dem Kollegium, Stadt, und schwedischen Besizungen hinaus, nahm ihre Häuser, Güter und Renten in Beschlag, ermächtigte sich ihrer Meublen, Kirchensachen, Zierrath und Kleinodien, eines ansehnlichen Vorraths guter Weine, und zog auch ihre Bibliothek an sich, welche sie folgends etliche Jahre lang benüzte. Inzwischen ersehe ich aus einem Originalschreiben des schwedischen Obristen Reinhold v. Rosen, d. d. Ebernburg $\frac{20.}{30.}$ Oktbr. 1644, daß auch diese Herrn, zwar im Vergleiche des Klerus sehr viel, und mehr als sie, — an der ganzen Summe aber doch nur eine geringe, nicht über 4,000 Rthlr. sich belaufene Quota abgezahlet, und in der Folge die weitere Nachforderung des Regiments theils bittlich, theils rechtlich durch Vorschüzung der in der schwedischen Abzugskapitulation allgemein gefaßten Befreiungsklausel von allen hinterstehenden und unbezahlten Imposten :c. gänzlich und für immer von sich abzulehnen gewußt haben *).

»haben, bey unausbleiblicher ernster Strafe des Un»gehorsams. Vrkund mit Ihrer Excell. eigenhän»digen Unterschrifft, und fürgedruktem Secret bekräff»tiget. Sig. Maynz :c.« —

Axell Oxenstiern.

*) Reinhold von Rosen schrieb dem P. Rektor zu, und erinnerte ihn: »Welcher Gestalt noch vor etlichen »Jahren, als Ihro Majestät, Herr Gustavus »Adolphus, König in Schweden, hochseligst und

Gustav Adolph hielt nach seinem Einzuge in Mainz, so lange er sich dort verweilte, einen glänzenden

---

»glorwürdigsten Andenkens die Stadt Mainz okku»piret und eingenommen, die gesammten Geistlichen »daselbst vor ihre Ranzion 80,000 Rthlr. unfehlbar »zu erlegen versprochen haben. Wann nun an »Abschlag solcher Summen meinem alten Regiment, »dazumahl das Weimarische genannt, auf Be»fehl, und ertheilte schriftliche Assignation des Herrn »Reichskanzlers Axell Oxenstiern, — der Je»suiterorden zu Mainz 13,288 Rthlr. hat bezahlen »sollen, so aber nicht beschehen, sondern, nachdem »sich der Status geändert, bis hiehero noch unentrich»tet geblieben; und aber laut dem gemeinen Sprich»wort, lang geborgt, nicht bezahlt ist: »Als habe mich solcher an sie habenden rechtmäßigen »Praetension halber, durch meinen Rittmeister, Herrn »Georg von Ratschin — wiederum anmelden, »und vernehmen wollen, ob, und wann man gemeint »sey, mein Regiment, dessen ich mich billig anzuneh»men habe, — — mit Bezahlung der angemeldeten »13,288 Thaler zufrieden zu stellen» rc. — Der P. Rektor antwortete am 6. Nov. 1644: »Ew. Exzell. woll sich »mildselig belieben lassen zu erinnern, daß dem Col»legio die höchste Unmöglichkeit damahlen zugemuthet, »als über dessen Vermögen gewesen, angeregte Sum»men nit allein gänzlich zu entrichten, sondern auch »nur den wenigsten Theil mit Baarschaft fürzulegen; »dannenhero der Crone Schweden damals anwesende »Regierung wirklich zugefahren, unsere P. P. aus »dem Collegio, Stadt und Land wieder alle Billigkeit »vertrieben, unsere Renten, Gefäll, Häuser und Güter »eingenommen und besessen, alle Mobilien, auch Gott »geweihte Kirchensachen, köstlichen Zierrath und Klein»

Hofstaat, und hatte viele Gesandten auswärtiger Mächten, auch viele der ersten deutschen Reichsfürsten um sich, die

---

»odien, sammt einem kostbaren Vorrath am besten »Wein, — denn auch die ansehnlichste Bibliothek ge»waltthätig an sich gezogen, und folgends etliche Jah»ren reichlich gebraucht und genuzt ꝛc. — Uiberdies »werden ferners E. Erz. zweifelsohn in guter Gedächt»niß haben, welchergestalt Anno 1636 in dem zwischen »beiden der kaiserl. und der Cron Schweden Armeen »zu Mainz getroffenen Akkord einhellig beschlossen und »bekräftigt worden, alle übrige Ranzion und derglei»chen restirende Beschwerde oder Kriegsschulden auf»zuheben, und gänzlich darauf zu verzeihen; will nit »hoffen, daß man unter königl. Kron Frankreich Pro»tection demselben werde zuwiderlauffen, oder mit »neuer Anforderung umstoßen« ꝛc. — Ob nun gleich »der v. Rosen laut Schreiben d. d. $\frac{7.\ \text{Novbr.}}{28.\ \text{Oktbr.}}$ 1644. mit dieser Antwort sich nicht begnügt und gedrohet: das Regiment werde sich anderwärtser Mitteln gebrauchen, vermeldte Forderung an sich zu bringen ꝛc., so blieb es doch in der Folge hiebei, und was an den 40,000 Rthlrn. nicht bezahlt war, blieb unbezahlt. Wie es nun diesen Herrn in der Folge weiter ergangen seye, erzählt eine handschriftliche Notiz des Kollegiums zu Mainz: »Pauci quidam ex sociorum »numero in solatium moestissimorum Civium in »statione perstitere, sed post varios angores, me»tus et labores exantlatos demum pridie St. Apo»stolorum Petri et Pauli (28. Juny) à Suedicis Mi»nistris, instigantibus Lutherani Evan»gelii praeconibus in exilium ejiciuntur. »Anno 1633 recuperata rursus urbe — ad exeuntem »Annum 1635 rediere Moguntiam nonnulli ex so-

dort hin kamen, ihm ihre Hochachtung zu bezeigen *). Auch die Bürgerschaft achtete er, und ließ niemand von sich abweisen, — hingegen behandelte er alle, die ihn flohen, als seine Feinde; — er ließ daher der Mainzer Emigranten Hab und Güter konfisziren, und von denselben machte er zum Theil anderstwohin Geschenke. —

Bei dem allen vergaß jedoch Gustav Adolph nicht, daß er zu Mainz nicht fest size. Rings umher besserte er also die Festungswerke aus, legte neue Schanzen an, — und ihm hat unsere Stadt die erste Ausdehnung und

»ciis etc. — Initio anguste vivendum fuit, et qui»dem credito, et ex Elemosinis, donec Redssmus »princeps 8. May 1638 praeter 6. maldra siliginis »et tres Ohmas vini in singulos menses addiceret »Imperiales 100 — assignavit et lignorum carros »viginti« etc.

*) Arma Suec. Contin. 1. p. 5. »Moguntiae multi »tunc amplissimi Regum, Electorum, Principum»que Legati Regem sueciae salutabant, inter quos »fuerunt praecipui: Legatus Christianiss. regis »Galliarum, Serenissimi regis Magnae Brittanniae, »potent. statuum Confoederati Belgii, Electoris »Coloniae, ac Trevirensis, Principis palatini, »Wolfgangi Guilielmi Neoburg. et aliorum princi»pum ac Ordd.. Imperii. Bona eorum Moguntino»rum Civium, qui fugâ sibi consuluerunt, fisco »tradita sunt; multa etiam aliis â rege dono data. »Iis autem, qui remanserunt, et Clementiam re»gis Victoris experiri maluerunt, nihil ablatum »est.« —

die Verbesserung ihrer Befestigungs-Aussenwerken zuzuschreiben.

Dadurch fielen aber viele Güter in die Verschanzung, und weil niemand dafür entschädigt ward, ihre Eigenthümer in schweren Verlust. Auch hatte der König bereits die Niederreißung aller zu Mainz befindlichen Kirchen, Kapellen, Klöster ꝛc. dekretiret, welche nur durch die Fürbitte des französischen Gesandten, Marquis de Brize, verhindert ward. Gleichwohl kamen nur die wenigsten ohne ein blaues Auge davon. Dem St. Stephansstifte war überdies himmelbange, es möge doch noch seine Kirche abgebrochen, und in eine Zitadelle verwandelt werden *); — dem St. Petersstifte wurden seine zwei Kirchthürme abgerissen, die Kirche abgedekt, und ganz dichte an derselben eine neue große Schanze errichtet; — die Weinberge zu St. Victor

*) Sein Dechant erklärte zu Kölln in der Kleriseiversammlung im Apr. 1632: »Templo (S. Steph.) potissi»mum eâ de causâ imminere ruinam, quod in colle »positum inde commendari possit Civitati; et hoc »eo magis, quod â diversis Archiepis. Mogunt. »maximis impensis â diversis conscriptae fuerint »modellae, et in unum librum congesti diversarum »fortificationum Civitatis Mogunt. qui forte for»tuna relicti Moguntiae, in hostium devenerint »manus; in quo etiam de templo S. Steph. habe»tur, illud demoliendum, eoque in loco fortali»tium ponendum. Quodsi devastentur aedes, inde»que templum subsecuturum,« etc.

wurden fast gänzlich verschanzet, seine Aeker verwüstet, und auf der Höhe bei Weissenau darauf Basteien errichtet. Der Domkirche selbst stand es ganz nahe bevor, durch Pulver in die Luft gesprenget, und auf ihrer Stätte, mitten in der Stadt, eine Sternschanze erbauet zu werden *). Zu St. Alban wurden die aus der brandenburgischen Einäscherung (1552) übriggebliebenen Chor, und Mauerwerk bis auf die Fundamenten niedergerissen, die Steine zur Erbauung der neuen Festung Gustavsburg verwendet, auch Gärten und Weinberge gänzlich verwüstet **). Zu

*) Von diesem Vorschlage der schwedischen Ingenieurs, s. umständlich Volusius a. a. O. — Auch der Dechant zu U. L. Fr. Jo. Ad. Freyspach war deswegen für sein Stift gar sehr besorgt, und erklärte: »Quis poterit cavere, si Metropolitana igne »sit conflagranda, vel etiam supposito pul»vere tormentario diruenda, nonne con»tiguae Marianae Damnum inferetur, vel immunis »sit à comminata hostilitate? hucusque Succum »pactò Civitatem, Academicos, et Clerum in suam »protectionem recepisse, contra jus gentium fidem »datam non servasse etiam in minimo puncto; »consequenter vel exinde liquere, nisi primitus »Metropolitana salva fuerit, nostram B. V. »non posse defendi, quantocunque pretio perso»luto,« etc.

**) Die Steine wurden zur Erbauung der neuen Gustavsburg verwendet, wohin auch damals eine Menge kirchlicher und römischer Lapitarien geschleppt und vermauert wurde. Damals gieng auch der von dem

heiligen Kreuz, im Felde, lagen ringsumher alle Stiftskurien im Schutte, und die Kirche desselben ward zu einem überaus haltbaren Vertheidigungsplaze umgeschaffen rc. *). Und dies alles geschah diesseits Rheins, in und um die Stadt Mainz.

Zur Bedekung des Rheins und Mains aber, und zur Erleichterung der Kommunikation bei den häufigen Expeditionen jenseits dieser Flüssen, ließ vorerst der König zwei neue Schiffsbrüken nach Kassel und Kostheim anlegen, und jede derselben mit kleinen Brükenköpfen befestigen. Hierauf ließ er linker Hand der Mündung des in den Rhein sich ergießenden Mainflusses ein neues starkes, und ziemlich umfängliches Festungspolygon, unter dem Namen: Pfaffentraub, — nachher aber Gustavsburg — erbauen, und dazu die Steine der vorgedachten Ruinen der Albans-Kirchen, und überaus vieler zu Mainz zerstörten öffentlichen und Privatgebäuden verwenden. Es bestand aber aus sechs Bollwerken mit gefüttertem Walle und nassen Gräben, denen eben so viele Raveline vorla-

---

frommen Wolff v. Heusenstamm wieder neu erbaute Chor dieser Ritterstiftskirche, und die Albanskapelle, wovon Reuter, Tr. v. Albansgulden rc. nochmal zu Grunde.

*) Umständlich handelt hievon die noch ungedrukte historia Eccl. B. M. V. in campis, 4to, wovon sich die Urschrift im Depart. Archive zu Mainz befindet.

gen; jedes derselben führte zu seinem Namen ein Wort von: Gustavus — Adolphus — Rex — Maria — Eleonora — Regina *). Weit und breit her ward hierzu eine unzählige Menge Arbeiter aufgeboten, die man um so leichter fand, weil durch den Verdienst sich der größte Theil vor dem Hungertode schüzte. Axell von Oxenstiern verlieh darauf Namens der Krone Schweden diesem Orte unterm 2 Dez. 1633 ansehnliche Privilegien, welche er allenthalben in Patentform bekannt machen und anheften ließ **), mit der Einladung, sich dort häuslich niederzulassen; welcher aber niemand folgte. Bei dieser Gelegenheit wurden tief im Boden verschiedene Röm. Lapidarien entdekt, welche zum Theil an die Hauptpforte eingemauert wurden ***), Münzen und Vasen abernahm der Kanzler mit sich nach Stokholm. Sie stand, — freilich nur in Ruinen, — bis unter die Regierung Kurfürst Johann

*) In Kupfer erscheinet sie in der Merian'schen Topograph. Archiepisc. Mogunt. bei S. 9. — und auf dem Belagerungsplane der Stadt Mainz, im Theatr. Europ. Th. III. S. 596. — Es giebt aber auch einen besondern, von Nic. Person in Kupfer gestochenen Plan davon, welchen ich ehehin gesehen zu haben mich erinnere.

**) Sie stehen abgedruckt im Theatr. Europ. Th. II.

***) Verschiedene derselben stehen in Kupfer gestochen in der angez. Merian. Topogr. — auch Fuchs hat einige derselben, aber nicht genau, geliefert.

Philipps, welcher sie bei Anlegung der neuen Festung gänzlich demoliren, und die Steine dahin verwenden ließ. Ihre höchste Dauer beschränkt sich demnach etwa auf 24 Jahre.

So wie nun Gustav Adolph bei Eroberung der Stadt ihren Einwohnern Schuz, — Sicherheit der Person und des Eigenthums, — ungekränkte Religionsübung ꝛc. zugesichert hatte, — der Erfolg aber überall geradezu das Gegentheil bewährte: so fand auch weit und breit niemand Lust, sich ferner an dergleichen Zusagen zu kehren, und mit der schwedischen Regierung etwas aufzunehmen oder zu unterhandlen, in der Art, daß nur wörtliche Sicherung darüber die Garantie hätte leisten müssen; darum lag in diesem vandalischen Zeitraume Handel, Kunst- und Wissenschaftskultur, Industrie ꝛc. zu Mainz so tief darnieder, daß es, zumal bei der gänzlich verarmten Bürgerschaft, noch eine überaus lange Zeit kostete, um auch nur einige Kulturzweige wieder empor zu heben. Zwar ließ der König nicht lange nach seinem Einzuge volle Freiheit des Handels, Gewerbs und der Schiffahrt verkünden, und jedermann zu deren Genuß nach Mainz einladen *); es war aber auch diesmal die Stimme des Rufenden in der Wüsten.

---

*) Ich besize das darüber erlassene Patent in vidimirter Kopei, — es ist aber zu weitläuftig, um hier im Abdruke zu erscheinen.

Das allgemeine Elend hatte nun sogleich im ersten Jahre nicht nur allen Stadt- und Länderwohlstand, und mit diesem allen Handel, Akerbau, Viehzucht, Industrie, Sittlichkeit u. s. w. vollkommen vernichtet, sondern rings um Mainz her, und soweit die schwedischen Horden gezogen waren, war auch die Sicherheit der öffentlichen Straßen verscheuchet, an deren Stelle allenthalben große Räubereien, Mordthaten, Plünderungen an Menschen und Viehe, nebst den abscheulichsten Lastern getreten waren, wovon freilich die geringste Schuld auf den gerechten, Zucht, Ordnung und Recht liebenden König selbst, — die größte aber auf die Anführer dieser unseligen Raçe von Menschenkindern zurükfällt. Gustav erließ daher ein scharfes Mandat an seine Offiziere, dergleichen Unfug abzustellen, und machte sie sogar für seine Uibertretung verantwortlich *): da es aber doch nur eigends auf die Zeit der eben bevor stehenden Frankfurter Messe und des herannahenden Lentzen (Frühjahr) für den Feldbau die Hände binden sollte, so war eben darum für die übrige Zeit es jedermanns Diskretion überlassen, ob, und wieviel er davon halten wolle oder nicht.

So wurden auch, während dem sich die Stadt unter schwedischer Bothmäßigkeit befand, Militärverbrechen des

---

*) Es steht im Theatr. Europ. Th. II. S. 531.

Soldaten, jene zumal gegen Subordination, mit beispielloser Strenge bestraft; hingegen war, auch des gröbsten Unfugs, und der an Bürgern verübten schändlichsten Verbrechen halber, nachdrükliche Justiz nur äußerst selten, sowohl bei dem, übrigens unbescholtenen Stadt- und Festungs-Kommandanten, Obristen von Hohendorff, als dem schwedischen Kriegsgerichte zu erwarten; ja, man war noch froh, daß wenigstens der Höllentrank, unter dem Namen: Schwedischer Trank, welcher wirklich von eingefleischten Teufeln ersonnen, und von ihren Gehilfen zur Schande der Menschheit allenthalben verbreitet war, unsere Ringmauern nicht auch überstiegen hatte.

Das Andenken an diese scheußlichen Gäste hat sich inzwischen lange Zeit, — und noch bis izt, durch die von ihnen zu Mainz geprägten Münzen verewiget, wovon Gustav nur silberne, und meines Wissens kleine und geringhaltige *), — seine Tochter und Thronfolgerin K. Christine aber auch goldene, in einfachen und doppelten Dukaten **) ausprägen ließ. Sie gehören jedoch nunmehr zu den Münzseltenheiten.

---

*) Einige derselben hat Reuter, Tr. v. Albansguld. in der Anfangsleiste geliefert; — und ich selbst besize deren einige in meiner kleinen Sammlung.

**) Die einfache stellt auf dem Av. das Brustbild der Königin mit einer kleinen zur Seite des Haupts stehenden Krone, mit der Umschr. vor: Christina:

Mainz war gesagtermaßen seit seiner Eroberung der Zentralpunkt aller schwedischen Militäroperationen; daher Gustav bald hie, bald dort war, früher oder später dahin zurükkehrte, und sich länger oder kürzer daselbst aufhielt. Seine Abwesenheit ersezte bald sein Legat, der

---

D: (ei) G: (ratia) Sv: (ecorum) e: (t) Got. (horum) Wand. (alorum) Regin. (a) — Der Rev. aber zeigt den gekrönten, gevierten Wappenschild, worinnen im ersten und vierten Felde die drei schwedischen Kronen, 2. 1 — im zweiten und dritten aber die Goth. Löwen mit Sparren erscheinen; der Herzschild zeigt eine Lilie, mit der Umschrift: Moneta. aurea. civitatis. Moguntiae. Sie steht richtig abgebildet in dem kaiserl. Prachtwerke: Cabinet des Monnoyes en or etc. Im Originale besizt sie das hiesige städtische Münzkabinet. — Die doppelte stellt geschmakvoller auf dem Av. das Brustbild der Königin mit der Ordenskette, und der von zweien über dem Haupte schwebenden Genien getragenen Krone vor. Die Umschrift: Christina: D: (ei) G: (ratia) Regina; Sveciae: — Der Rev. aber stellt den nämlichen, aber außen weit schöner verzierten, gekrönten, gevierten, und mit dem Herzschilde versehenen Wapenschild, wie auf der einfachen, und auch mit der nämlichen Umschrift vor. Sie befindet sich im Original ebenfalls in unserm städtischen Münzkabinete, — abgebildet aber im Brenner's Thesaur. Numor. Suec-gothor. (Holm. 1691. 4.) p. 195. — Der gute Schwede konnte sich aber nicht finden, wo diese Civitas Moguntia in der Welt liegen möge? und versichert, ungeachtet des Nachschlagens aller einheimischen Geographen, keinen Ort dieses Namens in Schweden gefunden zu haben!! —

Kanzler, — der kluge und geschikte Axell v. Oxenstiern, dessen Karakter und äußeres Betragen mit jenem seines Königs im nämlichen Verhältnisse, wie weiland jener Ph. Melanchthons mit Luthern stand, — bald ein eigener Statthalter. In Ausdrüken und Geberden vergaß sich Gustav, so lange er zu Mainz war, nicht selten und sehr merklich, ließ auch bei Leuten, die er nicht wohl um sich leiden mochte, — wohin freilich die katholische Geistlichkeit vorzüglich gehörte, seiner Leidenschaft zuweil den Zügel unter den Grenzen seiner Würde schießen; obgleich ihm übrigens alle Stände, ja groß und klein unserer Vaterstadt, die hohen Eigenschaften eines ganz vollendeten Kriegers und einsichtsvollesten Staatsmannes nach Gebühr willig zolleten.

Auch hatte Mainz das Glük, seine neue Regentin, die Königin von Schweden, bei sich zu sehen. Sie traf das erstemal am 7. Junius 1632 mit ihrer ganzen Hofdienerschaft, in Begleitung des Pfalzgrafen Ludwig und seiner Frauenzimmer, auch vieler Grafen und Herrn, dahier ein, wo sie sich in Abwesen ihres königlichen Gemahls, und zwar im kurfürstlichen Schlosse bis zum 6. Jul. aufhielt. — Am 12. Jul. Abends kam sie wiederum nach Mainz, weil bei Würzburg sich die kaiserliche Armee zeigte und vorzudringen suchte, und verblieb daselbst abermal bis zum 25. Juli, da sie dann in Begleitung des Reichskanzlers und 10,000 Mann Truppen nach Würzburg abgieng. Nach-

her sah man sie, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, noch einigemale *). Es war aber Maria Eleonora, eine überaus schöne Fürstin, auch lieblich, herablassend, und freundlich gegen jedermann; darum konnten sich die Mainzer nicht satt genug an ihr sehen **), und fanden in ihrem Antlize Balsam für ihre zerfleischten Herzen; auch war sie allgemein geliebt und verehret, — obgleich ihre lange Nase den Schönheitsgeschmak einiger unserer jungen Wizlingen beleidigt zu haben scheint, welche sich hiernächst sogar in Versen darüber lustig machten. Während ihres kurzen

*) S. C. Kritsch, Kron. was sich von dem 1624. J. an, bis also forthin ꝛc. begeben hat ꝛc. (in v. Fichard's Frankf. Arch. für ält. deutsch. Litter. u. Gesch. Th. I. S. 176.)

**) Auch zu Frankfurt fand man sie so, und der angez. Kronikaster Kritsch, der sie selbst öfters sah, beschreibt sie naiv, obgleich wenig galant, wenn er a. a. O. S. 170 sagt: »Die Königin ist auch ein »sehr schön Weibsbild, von Person zart, eine »mittelmeßige Leng, sehr freundtlich und redtsprechig; »sie tregt hinden auf ihren haupt ein kleine Kron, »schön vergildt mit lauterm Diamanten versetzt, und »andere schöne Zierrat mehr nach Irem Kön. standt; »dargegen tregt sich der König gar schlecht nach sei»nem standt, als Sonntäglich habe ich ihn ꝛc. — Das »der König sonst ist gegangen wie ein graff, oder wol »wie ein reicher Kaufman, ohne geschmeidt, gantz »keine gültene Kett oder Ring an den Henden getra»gen« ꝛc. — Ihre Abbildung findet sich im Theatr. Europ. Th. II. S. 523. —

Aufenthalts zu Mainz, suchte sie auch überall des Elendes soviel zu mindern, als in ihren Kräften stand, — und ward daher ungern vermisset *).

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Volusius a. a. O.: »Regina multum apud nos»strates dilecta, afflictis et conturbatis civibus »Mog. non parum solatii et adjumenti attulit, cle»mens et misericors erga omnes, larga in distri»buendis pecuniis, affabilis summopere, cujus ad»ventus recreavit omnes, discessus ultra modum »afflixit etc.« Er erzählet darauf eine rührende Geschichte, wie sie das schöne Kind einer armen Mainz. Bürgersfrau, welches seine Hände nach ihr gereichet, mit eigenen Armen aufgehoben, und es und seine Mutter reichlich beschenkt habe.

III.

Uiber Gall's Lehre.

(Nach dem Französischen des Hrn. Salgues; im Mercure de France.)

Es ist vielleicht nichts schwerer in Frankreich, als eine neue Lehre einzuführen. Diese so leichtsinnigen, so veränderlichen Franzosen, welche die Gegenstände ihrer Neigungen und Liebhabereien so gern wechseln, und, wie böse Leute ihnen nachreden, heute gern wieder niederreißen, was sie gestern erst gebauet haben, hängen doch fester, als irgend ein andres Volk, an ihren Gewohnheiten. Schon Cäsar wußte viel von der Veränderlichkeit der Gallier*) zu erzählen; und man hat ihm aufs Wort

*) Caesar infirmitatem gallorum veritus, quod sunt in consiliis capiendis mobiles, et novis plerumque rebus student. — Rumoribus atque auditionibus permoti, de summis saepe rebus consilia ineunt,

geglaubt, und sogar von den späten Enkeln nachgeredet, was der partheiische Römer von den Vätern versicherte. Aber seitdem eine berühmte Akademie in Frankreich die Preisfrage vorgelegt hat, ob die Franzosen des Leichtsinns schuldig seyen, dessen man sie so allgemein anklagt, und ein Franzose sein patriotisches Nein mit unumstößlichen Grün-

---

quorum eos e vestigio poenitere necesse est, cum incertis rumoribus serviant etc. — Ich führe diese Stellen an, um einen Beweis meiner ausgebreiteten Belesenheit und Gelehrsamkeit zu geben. Oft habe ich schon bedauert, daß ich nicht, statt der deutschen Sprache, welche die Kinder auf der Straße reden, irgend eine orientalische gelernt, mit der ich eine ganz andre Rolle spielen würde. Die Erziehung, sagt man, soll das Kind, den Knaben und Jüngling zum kräftigen, brauchbaren, an Leib und Seele gesunden Manne und Bürger, das Mädchen zur guten Mutter und Gattin bilden, der Unterricht aber lehren, was dem Menschen und Bürger, in den mannigfaltigen Verhältnissen seines Lebens, zu wissen Noth thut. Das sind Vorurtheile, denen die meisten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, wie ich mit Vergnügen sehe, kräftig entgegenarbeiten. Der Gelehrte, welcher weiß, was alle Völker und merkwürdige Männer gethan, gedacht, geredet und geschrieben haben, wenn er auch nicht weiß, was er selbst thun, denken, reden oder schreiben soll; der allenthalben zu Haus ist, nur nicht in seinem Hause, in seiner Zeit und in seinem Vaterlande, der ist mein Mann. Es sollte mir sehr leid thun, wenn die Zeiten der verfinsternden Aufklärung nicht wiederkämen.

den belegte, wissen wir sehr gut, daß an dem bösen Leumunde nichts, gar nichts ist. Nicht leicht, sagt Hr. Salgues, wird sich ein Franzose die Mühe geben, zu beobachten und nachzudenken. Feind der Arbeit, und den Genüssen nachjagend, gehet er lieber eine gemachte, breit getretene Bahn, und bezieht sich auf das Urtheil andrer, als daß er sich eine neue öffnet, und selbst urtheilt. Sind nicht alle Kunstrichter, von dem geldnen Jahrhundert Ludewigs XIV. an, bis auf das unsrige einschließlich, über den Unwerth Shakespears einig; und weiß nicht alle Welt, so gut wie die Journalisten, daß die deutsche Litteratur kein Werk von Geschmak aufzuweisen hat, und daß Schiller nur Ungeheuer auf die Welt sezte? Ich begreife eigentlich nicht, was die Deutschen wollen, die sich so häufig über den französischen Leichtsinn beschweren, wozu wenigstens ein Deutscher weniger Gründe hat, als eine Deutsche. Sie, die sich auf ihre Gründlichkeit so viel zu gute thun, welche andre Schwerfälligkeit nennen dürften, kennen kaum ihren Lessing, Haller, Hagedorn und Gellert mehr anders als von Hörensagen. Bei ihnen fallen alle Arten von Systeme wie Sternschnuppen vom Himmel, und erlöschen wie sie; und jede Messe wird eine unfehlbare Methode geboren, welche ihr unreifes Leben kaum bis zum nächsten halben Jahre fristet, wo, mit der neuen Messe, auch wieder eine neue Methode das Licht der Welt erblikt, die das Schiksal ihrer Vorgängerin theilt. Wenn die französischen Kunstrichter oft

herrisch absprechen, ohne zu prüfen, dann brauchen sich die deutschen doch wahrhaftig ihrer benachbarten Amtsbrüder nicht zu schämen, mit denen sie sonst alles gemein haben, nur den Wiz und die korrekte Sprache nicht. Die Franzosen lesen und sehen noch ihren Racinz, Corneille und Moliere gern, da man, auf der deutschen Bühne, die neuesten Produkte die neueren stets verdrängen sieht. Mit Recht wurde also von einer aufgeklärten Akademie dem Wiederhersteller der Ehre seines Vaterlandes der Preis zuerkannt, welcher auf die Frage, ob die Anklage, daß der Franzose des Leichtsinns und der Unbeständigkeit überwiesen sey, sein Nichtschuldig aussprach.,

Da die Philosophie des Aristoteles sich in die französischen Schulen einzuschleichen suchte, schrien diese alle mit lauter Stimme, wie sie nur immer Schulen liefern, gegen die Entweihung des Heiligthums; und als Aristoteles endlich auf seiner Bank warm saß, vertheidigte er den ausschließlichen Besiz derselben, mit gleicher Heftigkeit gegen jeden, der es sich einfallen ließ, um ein Pläzchen neben ihm anzusuchen. Wer die Gewalt hat, übt sie. Alle Gedrükte sind Aposteln der Freiheit, bis sie selbst drüken können, und von der Bank der Opposition auf die des Ministeriums befördert werden, wo sie dann ihren Rousseau gern gegen den Hobbes vertauschen. Jeder sieht seinen Mißbrauch gern als heiligen Gebrauch geachtet, und wünscht sich eine peinliche Halsgerichtsordnung, eine schüzende und abwehrende

Mauth zu seiner Erhaltung und zur Abwehrung alles feindlichen Fremdartigen; der Pfarrer auf seiner Kanzel, der Professor auf seinem Katheder und der Richter auf seinem kurulischen Stuhle. Jede Zeit, und jeder Stand hat seine Vorurtheile, die alle übrige, nur sie selbst nicht, einsehen. Ragt auch zu Zeiten ein Mann über sein Jahrhundert empor, dann bükt er sich, wenn er klug ist, und des Lebens froh werden will, bescheiden, um seinen Kollegen gleich zu bleiben, oder hat, wenn ihn die Großmannssucht plagt, das Schiksal des gewanderten Bären in der Fabel, und wird gekreuzigt, gehenkt, anathematisirt, relegirt, rezensirt oder exilirt. Jeder Hahn krähet, und blähet sich auf seinem Miste. Jeder Stand hat seine Pedanterie und seine Pedanten.

Hatte sich Aristoteles auf seiner Schulbank hartnäkig vertheidigt, dann darf man wenigstens Descartes den Vorwurf nicht machen, daß er seinen Ehrenplaz willig verlassen habe, auf den sich, nach dem Geseze des ewigen Wechsels, auch andre einmal sezen wollten. Wie viel Zeit gehörte dazu, um seine Wirbel zu zerstreuen? Galt die Meinung, daß die Erde sich um ihre Achse und um die Sonne drehe, nicht lange genug für Kezerei? In Frankreich nahm man so spät, als an irgend einem Orte der kultivirten Welt, den Umlauf des Blutes an, und blieb mit unerschütterlicher Festigkeit bei dem Glauben an Gespenster und Zauberer stehen. Wer sich leichtsinnig von dem Leichtsinn und der

Veränderlichkeit der Franzosen überreden zu lassen versucht seyn könnte, muß wissen, daß sie nie dahin zu bringen waren, sich zum Einimpfen der Blattern zu verstehen; und daß auch izt noch, wo die glükliche Wirksamkeit der Kuhpoken entschieden ist, hundert Mittel angewendet werden müssen, um den Gebrauch derselben zu verbreiten. Vielleicht gehört noch über ein Jahrhundert dazu, um das Dezimalsystem und einerlei Maaß und Gewicht einzuführen. Und bei allen diesen mannigfaltigen Proben einer ausdauernden Beständigkeit wagt man es, dies Volk des Leichtsinnes anzuklagen!

Ich könnte auch nicht sagen, daß ich die besonders liebe, welche jeder Veränderung hastig nachjagen, und alles Neue schön und heilsam finden. Der Geist, der sich schnell mit neuen Ansichten und Ideen befreundet, ist gewöhnlich mit einem unbeständigen Herzen verwandt; und ich ziehe ein treues Gemüth einem gewandten Kopfe weit vor. Ich weiß nicht, ob ich noch so denken würde, wenn ich ein Staatsmann wäre; aber izt habe ich nun einmal die Schwäche, und liebe die Franzosen gerade wegen ihrer treuen Beständigkeit um so mehr. Ein Mensch, der lange genug gelebt hat, um zu wissen, daß selten das Neuere besser ist als das Neue; daß sich auf der Schaubühne dieser Welt nur ein mannigfaltiges Einerlei wiederholt, und nur das Kostüm und die Dekorationen, selten aber die Handlung, und noch seltner die Karaktere der handelnden Personen

wechseln, behilft sich gern mit dem erträglichen Alten, besonders wenn es ihm, durch eine lange Gewohnheit, zum freundlichen Bekannten geworden ist. Mit unsern Neuerungen befinden wir uns gar oft in dem Falle, in welchem die Römer sich mit ihrem ersten Arzte befanden. In dem Jahre nämlich vor dem Ausbruche des zweiten punischen Krieges, kam dieser Wundermann, Namens Archagathus, aus Griechenland nach Rom. Die noch etwas rohen Römer hatten eine hohe Meinung von der Kunst des Griechen; denn die geistreichen und redseligen Bewohner von Attika könnte man die Franzosen ihrer Zeit nennen, wenn die Franzosen unsrer Zeit nicht Griechen und Römer zugleich wären. Archagathus erhielt das Bürgerrecht, und, auf Kosten des Staates, eine Bude, um in derselben seine wohlthätige Kunst zu üben. Das Vertrauen auf seine Geschicklichkeit war so groß, daß er den ehrenvollen Namen Heiler der Wunden (Vulnerarius) erhielt. Es währte aber nicht lange, da hatte sich der Heilkünstler, durch Schneiden, Aezen und Brennen, um allen guten Ruf gebracht; und das Volk nannte ihn nur den Henker (tortor). Wie mancher erfüllte Wunsch, wie manches geträumte Ideal, wie mancher neue Entwurf, die für vulnerarii gelten, wie Anfangs der griechische Arzt, werden in der Wirklichkeit und Anwendung tortores? — Die Zeit, das glaubet mir, und die Völker und Menschen in ihr gehen, um unsre Systeme und Entwürfe unbekümmert,

ihren Weg, und bei dem Baue, den die Vorsehung in der Menschheit aufführt, dienen wir alle, selbst die größten Männer, gewöhnlich als Handlanger und Jungen, wo wir als Meister anzuordnen glauben. Der wohlthätig wirkende Mensch ist, wenn das Bild was taugt, Pflug und Säemaschine in der Hand des Schiksals, das fruchtbaren Samen oder Unkraut ausstreuet und reift, und Individuen und Nationen bald als zerstörenden Hagel, bald als befruchtenden Regen braucht.

Darum alles zu seiner Zeit, und, nach dem schönen Spruche der sieben Weisen, weder zu viel, noch zu wenig! Aber das ist bald gesprochen, und das Schöne und Gute überhaupt leichter gesagt als gethan, wie die schriftliche und mündliche Schriftstellerei (denn es giebt Leute, die wie Bücher reden, und in einer gewissen Hinsicht auch nichts als Bücher sind) von allen Zeiten und Nationen beweißt. Allenthalben sehen wir, leider! zu viel oder zu wenig, und nie, oder doch höchst selten, ein glükliches, schönes Ebenmaaß. Das Gleichgewicht ist in der unbelebten und lebendigen Natur, in der moralischen und in der physischen Welt nicht häufiger zu finden, als das politische zwischen den Staaten. Allenthalben sehen wir eine ewige Ebbe und Fluth, ein ewiges Ringen, Streben und Treiben, Steigen und Fallen; und wo sich eine Kraft erhebt, da sinkt die andre. Dem Sieger müssen Besiegte unterliegen, dem Herrscher Unterworfene dienen, und für

einen Reichen viele Arme darben. Das sollte nicht seyn! sagt ihr. Ich gebe es gern zu; denn ein Mensch, den das Glük sich nicht zum Schooskinde auserlesen hat, der allbereits sieben volle Jahre die Humaniora, eben nicht mit dem besten Erfolge für die Humanität, lehrt; läßt sich leicht überreden, die Erde, wie sie gegenwärtig ist, sey nur ein verpfuschter Nachdruk von der Originalprachtausgabe der Schöpfung, die bei dem Sündenfalle konfiszirt wurde, und er kann in jeder Rüksicht mehr steigen als fallen. Ich bin es also herzlich zufrieden, wenn ihr es anders macht. Unterwerft nur dem allmächtigen Szepter euers kathegorischen Imperatifs die Gewalt der Elemente, der Leidenschaften, der Bayonette und Kanonen, vor allem aber euch selbst! Verba movent, exempla trahunt.

Ich bin so geschmaklos, daß ich eine schöne Handlung der schönsten Rede vorziehe, und einen Menschen mehr nach dem schäze, was er thut, als was er spricht oder schreibt. Wenn wir in der Kultur und Zivilisation noch einige Jahrzehende fortschreiten, wie wir in den leztern vorgeschritten sind, dann wird das äußere Leben des Menschen endlich eine gefällige, vielsagende Proklamation, die mit dem innern vielleicht im geradesten Widerspruche steht. Ihr verzeiht den falschen Gedanken, die niedrige Gesinnung dem schönen Ausdruke, und das schlechte Leben eines Mannes seinen gut gelungenen Werken, das verworfene Herz dem glänzenden Talente. Das kann ich nicht; die Form betrachte ich nur

als die Bekleidung des weit wesentlicheren Stoffes, und suche den Menschen und den Mann in seinem Leben. Dies ist Zwek, alles Wissen und Können nur Mittel in und zu ihm. Rousseau's Emile würde ich mit einer wahren Andacht lesen, wenn er seine Kinder, die er verstieß, selbst erzogen hätte. Wäre es wahr, daß Chateaubriand, dessen tiefes religiöses Gefühl mich in seinen Schriften herzlich und rührend anspricht, so wenig Religion hätte, daß man an seinem Glauben an Gott zweifelt, dann würde ich ihn nur um so inniger verachten. Ich kann den harten, etwas heuchlerischen Cato nicht lieben, der, nach einem Ausdruke des Livius, nicht aufhörte die Größe des edeln Scipio neidisch anzubellen; der durch schmuzige Mittel Schäze sammelte, und auf dem Markte den Armen spielte; der seinen Sklaven die Erlaubniß verkaufte, eine seiner Sklavinnen zu lieben, und die griechischen Charitinen, um deren Gunst er sich heimlich bewarb, öffentlich als die Verderberinnen Roms ausschrie. Die Geschichte hat uns mit ihren meisten großen Männern, die nicht selten sehr kleine Menschen waren, oft ganz abscheulich zum Besten!

Ich gleiche mit dem Stoffe, den ich behandle, einem Spaziergänger, dem kein bestimmtes Ziel seines Wegs, und keine Zeit der Ankunft vorgeschrieben ist; ich verweile an der Stelle, die mir gefällt, und gehe dann weiter. Das will ich auch izt thun. Ohne ungerecht zu seyn, kann man also, behaupte ich, die Franzosen des Leichtsinnes und der Unbe-

ständigkeit nicht beschuldigen, und rufe, nebst Aristoteles und Descartes, den Kuhpoken und dem Dezimalsystem, auch den Doktor Gall als Zeugen auf. Wer den Geist frei hat, und gegen den herkömmlichen Glauben aufzutreten wagt, muß sich immer auf etwas Noth und Trübsal gefaßt machen. Es giebt nicht leicht etwas gefährlicheres in der menschlichen Gesellschaft als gesunden Menschenverstand und Genie. Welchen Widerwärtigkeiten war Doktor Gall nicht ausgesezt, da er nach Frankreich kam, und seine Lehre über den Bau des Gehirns öffentlich vortrug! Die leichte Oberflächlichkeit fand in seinen Erhöhungen nur reichen Stoff zum Scherz, da sie dem schwerfälligen Ernste ein Gegenstand banger Besorgnisse waren. Die Hübel wurden zu Titanenbergen, auf denen der Himmel erstürmt werden sollte, um den Vater der Götter und Menschen seiner Regierung zu entsezen. Allenthalben warnte die kluge Vorsicht vor dem Fatalism, dem Materialism und dem Atheism, die eine nothwendige Konsequenz von Gall's Lehre seyn sollten. Die andächtigen Seelen wiederholten dieses Angstgeschrei; man bedauerte, daß man, bei dieser dringenden Gefahr, seine Zuflucht nicht zu der heiligen Inquisition und ihren frommen Auto-da-fés nehmen konnte, vor deren bündigen Beweisen jede Lehre bescheiden verstummt. Die geschornen Herren- und Damenköpfe nahmen auch einen warmen Antheil an diesem Kreuzzuge gegen die kezerische Schädellehre. Hannibal stund aber auch wirklich vor den Thoren. Kam

ein Gallist oder Gall selbst einem nakten Kopfe nahe, konnte er dann nicht aus den abwechselnden Erhöhungen und Vertiefungen Sachen lesen, welche die Tochter sogar der Mutter, die Frau dem Manne und die Geliebte dem Liebhaber nicht anvertrauen wollte? Das war höchst bedenklich; und doch rükte die verdammte Schädellehre mit jedem Tage siegreich vor, und es gab am Ende kein Geheimniß mehr in der tiefsten Brust. Da legten die nakten Köpfe sich mit kluger Vorsicht hinter Vor- und Bollwerke von falschen und eignen Haaren, und spotten nun in stolzer Sicherheit jeder unbescheidenen Rekognoszirung. So wurde Gall, als Schöpfer der Schädellehre, auch der Wiederhersteller der alten guten Zeit der Haaraufsäze, Tours und Chignons der Damen, mit denen die Haarbeutel und steifen Loken der Männer, bei der anerkannten fortschreitenden Perfektion unsers Geschlechtes, hoffentlich gleichen Schritt halten werden.

Bei diesem allgemeinen Aufruhr blieb aber Gall ruhig, und sezte, unter dem Geläute der Sturm- und Brandgloken, seine Demonstrationen mit nüchterner Besonnenheit fort. Indessen nahm doch die Zahl seiner Zuhörer täglich ab. Es gehört aber auch vielleicht mehr Muth dazu, um ein herrschendes Vorurtheil, als eine Tod- und Verderbenspeiende Schanze, anzugreifen. Man zitterte, sich mit den Materialisten und Fatalisten in einem Sündenregister zu sehen; auch die Muthigsten wurden schüchtern und verließen die geächtete Sache der Protuberanzen, aus Furcht, von dem

Kirchenvorstande ihrer Pfarrei des Atheisms beschuldigt zu werden.

Was vermag aber die Würde eines Kirchenvorstandes gegen die Macht der Vernunft? Ich liebte stets die Aeußerung jenes braven Juden, der zu den Gliedern der Synagoge sagte: »Jede falsche Lehre zerstört sich von selbst, wie »jede wahre, alles Widerstands ungeachtet, gedeiht, und sich »ausbreitet.« Gall's Lehre siegte nach und nach ohne große Anstrengungen und Gewaltthätigkeit. Man wurde endlich mit seinen Erhöhungen vertraut, wie man sich an die Kometen gewöhnt hat; man begriff, daß die Seele ihre Organe zum Denken und Wollen haben könne, wie der Körper seine Werkzeuge zum Essen, Trinken und Verdauen hat.

Indessen war die Bekehrung doch nicht vollständig; es giebt immer noch einige furchtsame, ungelehrige und widerspenstige Gemüther, welche in dem Systeme Gall's durchaus die Zerstörung der Welt, und den Untergang des menschlichen Geschlechtes ahnen wollen. Es ist demnach verdienstlich, sie aufzuklären, zu beruhigen und zu überzeugen. Das Werk, welches Gall zu diesem Zweke herausgegeben *), scheint mir diese Absicht ganz zu erfüllen. Es

*) Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du matérialisme, du fatalisme, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle; par F. T. Gall et G. Spurzheim. A Paris, chez Schoell.

ist ein Auszug aus seinem größern Werke über die Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen, und des Gehirns ins Besondre. Alles in demselben zeigt den Mann mit einem richtigen und tiefen Blike. Von jedem Rachegefühle, von jeder Absicht irgend eines Interesse frei, denkt und spricht er als Philosoph und Weiser. Nicht um die Befriedigung einer kleinlichen Eigenliebe, nicht einmal um die Gründung seines Ruhmes, sondern einzig um den Sieg der Wahrheit scheint es ihm zu thun.

Man weiß, wie schwer es ist, metaphysische Ideen mit Klarheit vorzutragen, wie troken, abschrekend und dunkel alle Kenntnisse dieser Art sind. Gall's Werk hat keinen dieser Fehler; es ist deutlich, leicht und bestimmt; und obgleich der Verfasser nicht in Frankreich geboren ist, so schreibt er doch beinahe wie ein Franzose, und bewährt jenen Grundsaz Boileau's:

Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots pour le dire arrivent aisément.

Sein Werk zerfällt in drei Theile. In dem ersten untersucht er, ob die Eigenschaften des Geistes und des Gemüths angeboren sind, und ob ihre Aeußerung von materiellen Bedingungen abhängt. In dem zweiten handelt er von dem Fatalism, dem Materialism und der moralischen Freiheit. Der dritte ist der Untersuchung des Menschen, als Gegenstand der Erziehung, der Besserung und Bestrafung gewidmet.

Man muß die angebornen Ideen nicht mit den angebornen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen verwechseln. Gall nimmt keine angeborne Ideen an. »Unsre Empfindun»gen und Ideen,« sagt er, »verdanken wir der Außenwelt, »vermittelst unsrer Sinne, nicht weniger als unsern innern »Organen; und wie die Eindrüke der Außenwelt zufällig »sind und der Wahrnehmung vorausgehen müssen, so kön»nen auch die Empfindungen und Ideen, welche die bestimm»ten Gegenstände dieser Außenwelt hervorbringen, wie ein »Fisch, ein Vogel, nicht angeboren seyn. Eben so wenig »kann man die Empfindungen und Ideen, oder die bestimm»ten Vorstellungen, von denen die äußeren Gegenstände »nothwendige Ursachen sind, als angeboren betrachten; »und obgleich die Kräfte, die Anlagen und Neigungen an»geboren sind, so sind doch die bestimmten Ideen, welche »sich auf die Gegenstände der Außenwelt beziehen, und den »Anlagen und Neigungen, die auf die Gegenstände wirken, »ihren Ursprung verdanken, nicht angeboren. Die Anlage, »das Vermögen zu lieben, der Begriff von Recht und Un»recht, der Ehrgeiz, die Fähigkeit Sprachen zu lernen, »die Gabe mehrere Empfindungen und Ideen zu verbinden, »sie zu beurtheilen und Folgerungen daraus zu ziehen, sind »angeboren; aber die bestimmten Aeußerungen dieser Fähig»keiten, ein gegebenes Urtheil, eine gegebene Vergleichung »und eine gegebene Wahrnehmung eines Gegenstandes, sind »nicht angeboren. Man klage uns also nicht an, daß wir

»die alten Irrthümer über die angebornen Ideen und Grund-
»säze wieder ins Leben rufen.«

Gall mußte sich nothwendiger Weise über diesen Gegenstand auf eine bestimmte Art erklären: denn die Menschen, welche am wenigsten aufgeklärt sind, sprechen am liebsten herrisch ab; sie glauben, es sey unter ihrer Würde, sich zu belehren, und entscheiden in lezter Instanz, ohne auch nur den geringsten Begriff von dem zu haben, was entschieden werden soll.

So wäre dann die Frage genau bestimmt. Wir nehmen keine angeborne Ideen und Grundsäze, aber angeborne Neigungen und Anlagen an. Gewiß hatte ich im Schooße meiner Mutter auch nicht die geringste Kenntniß von dem, was in der Welt vorgieng; ich war weder Metaphysiker, noch Arithmetiker, Tonkünstler oder Mahler; aber ich besaß Anlagen, es zu werden. Die Natur hatte mir die Fähigkeit, diese Vorzüge zu genießen, und die zu ihrer Ausübung bestimmten Organe gegeben.

Aber sind diese Organe selbst die wirkende Ursache dieser Anlagen und Fähigkeiten? Das ist noch eine Frage, welche Gall's Gegner zu verwirren suchten, und die er umständlich entwikeln und erläutern zu müssen glaubte. »Wenn
»wir behaupten,« sagt Gall, »daß die Anwendung und der
»Gebrauch der Seelenkräfte von materiellen Bedingungen
»abhänge, dann verstehen wir es nicht so, daß diese Fähig-
»keiten und Anlagen das Werk der Organisation seyen;

»das hieße die Bedingungen mit den wirkenden Ursachen »verwechseln. Wir betrachten die Anlagen des Gemüths »und Geistes nur, in wie weit sie, vermittelst der materiel- »len Organe, für uns Erscheinungen werden; und ohne »daß wir uns über die materiellen Bedingungen hinauswa- »gen, läugnen und behaupten wir nur, was als Gegenstand »der Erfahrung beurtheilt werden kann. Wir untersuchen »nicht, was diese Anlagen und Fähigkeiten an sich sind; »ob man sie einzig als die Eigenschaften einer geistigen Sub- »stanz der Seele, oder als die der organischen Materie an- »sehen müsse. Mit einem Worte, wir wollen weder die »Vereinigung der Seele und des Körpers, noch ihren wech- »selseitigen Einfluß auf einander, oder wie dieser Einfluß »geschehe, erklären. Ob die Seele früher oder später mit »dem Körper vereinigt werde; ob sie in jedem Individuum »verschiedene Anlagen habe, oder diese in allen dieselben »seyen, und die Verschiedenheit der Erscheinungen einzig von »der Verschiedenheit der Organisation abhänge; was auch »darüber die Theologen und Metaphysiker entscheiden, unser »Grundsaz, daß nämlich die Eigenschaften und Anlagen der »Seele und des Geistes angeboren seyen, und ihre Aeuße- »rung von den materiellen Organen abhänge, bleibt immer »fest stehen.«

Nach dieser Einleitung geht Gall zur Auseinander- sezung seiner Grundsäze über. Man kann unmöglich die Analogie zwischen dem Menschen und den Thieren verkennen;

sie haben dieselben Organe, dieselben Sinne, Bedürfnisse und Leidenschaften. Die Thiere werden geboren, leben und sterben wie der Mensch; die Geschlechter der Könige, der Helden und Weisen erneuern sich wie die der Mäuse und Wieseln; und die Anatomen wollen (welch eine demüthigende Verwandtschaft!) eine ganz besondre Aehnlichkeit zwischen dem Menschen und dem unreinen Thiere, das sich von Eicheln mästet, finden. Doch darf darum diese Aehnlichkeit unsrer Eigenliebe nicht gar zu wehe thun. Zwei berühmte Kirchenväter, der h. Augustin und der h. Gregor von Nazianz, haben sie auch anerkannt; und der große Pascal bemerkt in seinen Gedanken über die Religion, daß, wenn es gefährlich sey, den Menschen dem Thiere zu sehr zu nähern, man ihm doch vernünftiger Weise seine Aehnlichkeit mit demselben nicht verbergen könne.

Gall, um den vorgesezten Zwek zu erreichen, stellt acht Säze auf. Erstens beweiset er, daß die geistigen und moralischen Anlagen sich äußern, vermehren oder vermindern, nach dem die ihnen eignen Organe sich entwikeln, stärker oder schwächer werden. Bei den neugebornen Kindern entdekt man kaum eine Spur von den Fibern in der Masse, welche das Gehirn zu verstärken und zu vervollkommnen bestimmt ist. Der faserige Bau des Hirns wird eben so nur nach und nach sichtbar; auch bestehen bei dem neugebornen Kinde alle Funktionen nur in denen der Sinne, der Bewegung, dem Ausdruke des Bedürfnisses der Nah-

rung und dem dunkeln Gefühle des Schmerzes und des Vergnügens. Wie das Kind nach und nach Knabe, Jüngling, Mann und Greis wird, so folgen seine Organe und Anlagen demselben Gange, bilden sich aus, werden stärker und schwächer, und vergehen, nach derselben Stufenfolge.

Wenn aber die Entwikelung der den Geistes- und Gemüthskräften angewiesenen Organe von dieser gewöhnlichen Stufenfolge abweicht, dann sehen wir auch diese Organe sich in der Aeußerung ihrer Funktionen von ihrem gewöhnlichen Gange entfernen. Dies ist der zweite von Gall's Säzen. Und wirklich, bemerkt man nicht unter den Kindern einige von unbegreiflicher Dummheit, und wieder andere von einem seltnen, frühzeitigen Verstande? Man fragt so oft, warum die Bukeligen geistreicher seyen, als die andern Menschen. Eine ungewöhnliche Entwikelung und Reizbarkeit des Gehirns ist, wie Gall bemerkt, eine von den gewöhnlichen Wirkungen des Rachitisms.

Ihr seht ein Kind in dem zärtesten Alter, das die Göttin der Liebe mit ihrem ganzen Feuer zu beleben scheint; könnte sein Gehirn, wie ein Bienenstok, unter eine Glaskugel gebracht werden, dann würde man sehen, daß sich der organische Theil desselben, welcher der Siz der sinnlichen Liebe ist, außerordentlich entwikelt hat. Ein Blödsinniger hat einen kurzen und schmalen Kopf; und man begreift nicht, wie der Bildhauer, dessen Meisel die Venus von Medicis schuf, der schönen, lieblichen Göttin einen dummen und

einfältigen Kopf geben konnte. Gall, dem diese Bemerkung angehört, beweiset auch auf eine sehr befriedigende Art, daß, wenn sich die Organe des Geistes und des Gemüthes nicht gehörig entwikeln, die Aeußerung der von ihnen abhängigen Kräfte ebenfalls unvollständig bleibt. In Hamburg hat man einen jungen Menschen gesehen, dessen Stirne kaum einen Zoll hoch war, weil die obern und vordern Theile des Gehirnes in ihrer Ausbildung waren gehindert worden. Dieser junge Mensch hatte nur den Gebrauch der Anlagen, welche in den unteren Theilen ihren Siz haben. Er lernte die Namen, Zahlen und die Geschichte auswendig, und wiederholte dies alles mechanisch; aber er war durchaus unfähig, Ideen zu verbinden, zu urtheilen oder zu schließen.

Haben sich dagegen die Organe des Geistes und des Gemüthes besonders entwikelt und vervollkommnet, dann besizt der Mensch diese Kräfte und Anlagen in einem vorzüglichen Grade. Diese Vorzüge sind gewöhnlich nur das Eigenthum starker, hoher, mit Gehirnmasse reich versehener Köpfe. Der Künstler, welcher die Bildsäule des Perikles verfertigte, suchte die ungewöhnliche Größe seines Kopfes unter dem Helme zu verbergen, mit dem er ihn bedekte; aber Gall bemerkt, ein diker Kopf sey eine moralische Schönheit, und wenn man einen Mann von Genie mahlen wolle, dörfe man den Apollo von Belvedere nicht zum Muster nehmen.

Den Unterschied zwischen den geistigen und moralischen Anlagen des Mannes und des Weibes muß man ebenfalls in der Beschaffenheit und Bildung des Kopfes und in dem Umfange des Gehirns suchen. Das Weib hat weniger Gehirn als der Mann; ihre Stirne ist schmäler und niedriger; dagegen sind bei ihr die hinteren Theile der Hirnschale, welche in der oberen Gegend des Hinterhauptes liegen, größer und reicher ausgestattet; das sind Thatsachen, welche die Anatomie bewährt. Weiset man nun diesen verschiedenen Theilen besondre Funktionen an, wie man zu thun genöthigt ist, dann findet man, nach Gall, die Ursache von der Verschiedenheit der Geistes- und Gemüthsanlagen der beiden Geschlechter.

Ich halte sehr viel auf Gall's Schädellehre, mehr vielleicht, als ich sollte, um mich bei den strengen Orthodoxen von dem Verdachte des Materialisms, den ich doch gewiß nicht verdiene, rein zu erhalten; aber selbst nach einem langen und gründlichen Studium der Hirnlehre wollte ich doch lieber alle Räthsel der sinnreichen Sphinx auflößen, als die seltsamen Erscheinungen erklären, welche oft in dem krausen Köpfchen eines Mädchens ihren Siz haben. Woher kömmt es, daß sich der hohe, ehrfurchtgebietende Vorderkopf des gesezten Mannes vor der schmalen, niedrigen Stirne eines jungen Weibes verlegen zur Erde beugt? Wer kann mir sagen, warum das schöne Geschlecht, so unbeständig, ein gegebenes Wort leicht vergißt, um das

gebrechliche Unterpfand einem andern zu geben, bei dem es sich auch keines längeren Daseyns zu erfreuen hat? Warum es sich in der Gesellschaft alberner, süßer, fader, ewig schwäzender und nichts sagender, faselnder Herren besser gefällt, als bei einem nüchternen, fühlenden und verständigen Manne? Warum es einen so großen Genuß in den ekelhaften Klatschereien und leeren Plaudereien findet, die bei ihm oft neun Zehentheile seines wachen Lebens ausfüllen? Sollte das alles in dem schmalen, mangelhaften Vorderkopfe liegen, der selbst auf dem reizenden Körper der Venus von Medicis etwas einfältig und albern ausgefallen ist? Wo nahmen aber dann so viele männliche Weiber, eine Cornelia, eine Arria, Percia, Roland, Charlotte Corday, eine Jungfrau von Orleans, Frau von Stael und andre ihre Köpfe her? Dem seye nun, wie ihm wolle; mich freut es wenigstens, daß diese kleine Gebrechen, die gegen unsre Todsünden wahre läßliche sind, in dem unglüklichen Baue eines schönen Köpfchens liegen können, und dann doch wenigstens nicht dem guten, unschuldigen Herzen zur Last fallen. Die schmale und niedrige Stirn mit dem Gemüth voll Liebe, Nachsicht und Geduld mag auch den hohen Vorderkopf Jupiters werth seyn, der ewigen Bliz und Donner droht.

Aber wie soll ich mir aus der Schädellehre den raschen Uibergang von der kriechenden Unterwürfigkeit zum insolenten Uibermuthe bei einem Menschen erklären, der gestern

nichts war, und über Nacht etwas geworden ist? wie den vornehmen Ton und den stolzen Blik des neuen Reichen, der den Staub kaum abgeschüttelt hat, aus dem ihn der Wucher, ein blinder Zug aus dem Rade des Glükes oder der Lotterie hob? wie den gänzlichen Verlust des Gedächtnisses bei einem alten Freunde, der noch gestern, wo er mich für reich und mächtig hielt, dankbar bei mir zu Tische saß, und heute, wo meine Ungnade bei Hofe und meine Armuth entschieden sind, an mir vorübergeht, als sähe er mich zum erstenmal? wie den schnellen Wechsel der Grundsäze und Glaubensbekenntnisse nach den wechselnden Ereignissen der Zeit? Geht ein Mann von der Oppositionsbank auf die ministerielle über, hat sich dann auch eben so schnell das Oppositionsorgan in ein ministerielles umgewandelt? Ich kann es nicht läugnen, daß selbst, nachdem ich die Schädellehre mit großem Fleiße studiert habe, der Mensch mit seinem Thuen und Lassen, Wollen und Treiben mir immer noch ein großes Räthsel bleibt. In der Verlegenheit verfiel ich auf den Gedanken, aus der Leere der Schädel zu erklären, was die Schädellehre dunkel ließ; und es ist mir in der Haus-, Stadt- und Weltgeschichte, welche leztere so viele Geschichtschreiber unter keinen obersten Grundsaz zu bringen wissen, zum Theil vortrefflich gelungen. Sollten meine Söhne einige Anlagen zu der ersten und höchsten (aber nicht freien) Kunst verrathen, Glük in der großen Welt

zu machen, dann werde ich ihnen das Studium der leeren Schädel, vorzugsweise vor der Schädellehre, anempfehlen.

Eine sehr wichtige Bemerkung des Hrn. Gall ist die, daß, wenn die Organe des Gemüthes eine gleiche Bildung haben, sich auch die Eigenschaften desselben gleichen; sind jene aber verschieden, dann sind es auch diese. Zwei Zwillinge mit gleichen Organen, geben, in ihrem Leben, auch dieselben Erscheinungen. Mit verschiedenen Organen ausgestattet, haben sie in ihren Aeußerungen nichts mehr gemein; dies ist eine Thatsache, der sich Gall durch seltne und höchst wichtige Untersuchungen versichert hat. Er beweiset endlich auch, daß die Träume, das Schlafen und Wachen offenbare Resultate unsrer Organisation, ihrer Thätigkeit und ihres Einflusses auf unsre geistigen Kräfte sind; und daß alles, was die Organisation des Gehirns merklich verändert, schwächt oder reizt, auch bedeutende Veränderungen in der Ausübung der Anlagen hervorbringt.

So weit geht der erste Theil von dem Werke des Hrn. Gall. Ich hätte freilich noch Vieles über die Schädellehre auf dem Herzen, und möchte auch Manches, was Hr. Salgues französisch gesagt hat, deutsch wiedersagen, wenn es mir die Zeit oder der Raum des Blattes erlaubte. Erlebe ich es, oder diese Zeitschrift, die, nach der schwächlichen Konstitution dieser Art Erzeugnisse, leicht vor mir sterben dürfte, dann komme ich wieder auf diesen Gegenstand zurük. Stirbt das Blatt oder ich, dann wünsche ich der

gelehrten Welt, daß sie sich über den frühzeitigen Tod trösten möge, wie ich mich selbst zu trösten gedenke. Alles, was ich gethan, gewirkt und geschrieben habe, ist nur Fragment, wie es mein Leben seyn wird. In unserm flüchtigen, abgerissenen Daseyn können wir doch nur Bruchstüke geben; und ich finde es ganz konsequent, daß ich nichts vollendet habe, da wir auf dieser Erde doch nichts, nicht einmal uns selbst vollenden. Ich ärgere mich nicht einmal darüber, daß in meiner eben nicht sehr zahlreichen Bibliothek die besten Werke defekt sind: in meiner Bibliothek finde ich die Welt, und mich selbst wieder.

Sehr verständige und besonders gelehrte Leute, die nicht immer die verständigsten sind, nehmen vielleicht Aegerniß daran, daß ich, bei einem so wichtigen Gegenstande, Spaß und Ernst, wie sie denken, unnatürlich paare. Es ist aber nicht meine Schuld. Allenthalben, in der Natur, in dem Menschen, seinem Dichten und Treiben finde ich diese seltsame Mischung; und oft habe ich absichtlich den Scherz für Ernst, und den Ernst für Scherz genommen, und mich vortrefflich dabei befunden. Die ernsthaftesten Dinge von der Welt, wie die Versicherungen warmer Theilnahme der Großen, die Schwüre und Thränen des schönen Geschlechts, selbst das freundliche Lächeln des Glüks und sein Drohen, die erhabenen Grundsäze schreibender Philosophen, die Betheuerungen der Liebhaber, und die Predigten geistlicher und weltlicher Redner muß man nicht im-

mer für baaren Ernst, sondern ein wenig scherzhaft aufnehmen, wenn man sich das schmerzliche Gefühl einer Täuschung ersparen will.



IV.

Bemerkungen zu Herrn Hofrath Jung's Erinnerungen an J. Kaspar Lavater.

Es ist ein sehr vergängliches Ding um die glänzende Unsterblichkeit des Namens, wenn nach zwanzig Jahren das Andenken eines Mannes, dessen Ruf das ganze gelehrte Europa erfüllt hatte, durch Erinnerungen erfrischt werden muß. Das schöne Denkmal, das Herr Hofrath Jung von Frankfurt den Tugenden Lavaters sezte, gereicht beiden zur Ehre. Es ist ein halbes Wagestük in unserer Zeit, die einen ganz andern Maaßstab menschlicher Größe hat, als den der fromme Geistliche auszumessen strebte, an einen Mann erinnern zu wollen, dessen Eigenheiten so ziemlich außer der Rennbahne unsers Zeitgeistes liegen. Die Erinnerungen selbst machen nur die Hälfte dieser kleinen Schrift aus; sie dienen dem Verfasser zugleich zu einem Vehikel für manche Ergießungen seines Herzens, und um manches Wort zu seiner Zeit laut werden zu lassen.

Es ist keine schulgerechte Lebensbeschreibung, kein Panegyrikus in gewöhnlicher Form, sondern es sind einzelne reflektirende Blike auf hervorstehende Punkte des thätigen Lebens Lavaters. Die Eigenheiten seiner Denkart und Lebensweise werden dabei theils gerechtfertigt, theils entschuldigt.

So entschuldigt Herr Jung Lavaters tolerante Denkart gegen den Theil des katholischen Gottesdienstes, der dem Glauben an den göttlichen Christus gilt. Die hier ausgesprochene Meinung ist eine Parallelstelle zu den Gefühlen, die Göthe seinen toleranten Landgeistlichen, in dessen Brief an seinen Herrn Mitbruder, in den Mund legt.

Uiber Lavaters Glauben an die Wunderkraft des festen Vertrauens sagt Herr Jung, was sich dafür aus dem weiten Felde der Möglichkeit sagen läßt. Daß der feste Wille negativ unüberwindlich ist, das wissen wir; aber seine positive Kraft auf die Sinnenwelt hat ihre Grenze; doch thut er auch hier oft fast unglaubliche Wunder.

Herrmann von Knipphausen flog mit den Trümmern des Schiffs, auf dem Bontekoe, im Jahre 1619, Kapitän war, in die Luft, und als nach seinem Falle er wieder aus der Tiefe des Meeres auf die Oberfläche gekommen war, schwamm er auf ein Stük des zersplitterten großen Mastbaumes zu, sezte sich darauf, und rief freudig aus: Nun bin ich wieder auf der Welt! Die nächsten Küsten waren mehr als hundert Meilen weit, und die

einzige lebende Seele um ihn sein Kapitain Bontekoe, der schwer verwundet war; aber er machte sein Wort wahr; beide kämpften sich durch. Das war doch ein Glauben, der Berge versezte. Daß ich durch einen bloßen Gedanken nach einem bloßen Zwekbegriff meinen Arm bewege, ist um nichts begreiflicher, als daß mein Wille nicht unmittelbar auf etwas von meinem Leibe Getrenntes wirken kann. Wir kennen nur unsern Wirkungskreis aus der Erfahrung und aus ihrer Bedingung. Archimedes will es auf sich nehmen, die Erde zu verrüken, wenn man ihm angemessene Hebgeschirre, und dafür einen Standort giebt.

Was Herr Jung über Lavaters Glauben an die Realität des thierischen Magnetisms, der zu seiner Zeit entdekt und von den besonnensten Denkern bezweifelt wurde, bemerkt, scheint uns sehr richtig. Die Beobachtung und der Zufall haben seitdem mehrere ähnliche Naturkräfte entdekt, und die Wirklichkeit des thierischen Magnetisms ist nun selbst von sehr scharfsinnigen Aerzten, als Reil, Hufeland und andern, anerkannt. Es thut nichts zur Wahrheit, daß Betrug und Einbildungskraft dabei ihr Spiel haben können. Es zeigt immerhin von der Wißbegierde, von dem trausamen Gemüthe Lavaters, und von seinem hohen Begriffe über die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Naturkräfte, daß seine Aufmerksamkeit auf diese Naturerscheinung durch das öffentliche Gespötte nicht irre gemacht wurde. Man kann die Natur, von ihrer mechanischen Thä-

tigkeit betrachtet, als eine unendliche Anzahl von Springfedern, im Zustande stärkerer oder schwächerer wechselseitiger Spannung, ansehen. Mitten unter diesen steht der Mensch; von Seiten seiner physischen Erscheinung selbst eine Springfeder der Natur, von Seiten seines moralischen Seyns eine freie Macht, die über die Natur so viel Gewalt hat, daß sie in die Wirkung ihrer Kräfte eingreifen kann. Das Gleichgewicht der Springfedern ist zum Theil aufgehoben, ohne Zweifel von Dem, der sie gespannt hat; das große Uhrwerk läuft ab; das Spiel der Naturkräfte entwikelt sich ohne Stokung. Allein wahrscheinlich hat die Möglichkeit der reellen, mechanischen Kombinationen dieser Naturkräfte keine Grenze. Eine gegebene Anzahl dieser Kräfte hat sich bis hieher in Thätigkeit gezeigt; z. B. die magnetische Kraft, die Elektrizität, vulkanische Entzündungen, das ewige Leben der Lichtmaterie, die organischen Kräfte, die Bewegung der Planeten um ihre Sonne; von dem Spiele einiger dieser Kräfte hat der Mensch der Natur das Geheimniß abgelauscht. Die Aeußerung der magnetischen Kraft, des elektrischen Funkens, des Galvanisms, vulkanischer Entzündungen, die Hervorlokung verborgenen Feuers und Lichtes hänget von Verbindungen ab, die er willkührlich entstehen läßt. Welche erstaunliche Kraft weiß er in einige Körner Knallsilbers und Knallgoldes zu spannen? Und welchen ernsthaften Effekt würde es haben, wenn die Natur in muthwilligem Scherze einmal im Schooße der

Erde davon eine bedeutende Masse dem Menschen nachbildete, und augenbliklich losschnellte? An den furchtbaren Erdbeben haben wir davon ein kleines Vorspiel. Wer weiß, welche ganz neue Erscheinungen in Zukunft noch die Natur und der menschliche Kombinationsgeist zu Tage fördern. Es können alte Springfedern ablaufen, andere zu neuen Getrieben sich aufwikeln, es können Sonnen erlöschen und Planeten in Brand gerathen. So auch kann die Freiheit des Menschen in das Naturspiel mechanischer Kräfte eintreten, und gewisse Erscheinungen zum erstenmal offenbar werden. Nur der ganz gemeine Kopf nimmt den Augenblik für die Ewigkeit, und die Spanne des Wirklichen, das er umfaßt, für den unendlichen Raum des Reelmöglichen.

Die Bemerkungen (Seite 27 ff.) über das frostige, leere, von aller lebendigen Anschauung abgezogene Denken einer philosophischen Sekte, und die Uibertreibung einer andern, die bloße subjektive Gefühle für Philosophie uns anbietet, sind sehr treffend. Was der Verfasser aber der deutschen Nation sagt, verdient alle Beherzigung, und ist ein Wort zu seiner Zeit. Ich kann mich nicht enthalten. eine hieher gehörige schöne Stelle (S. 37.) abzuschreiben: »Mag Deutschland izt zerrissen seyn, und dadurch so kläglich dastehen, mögen seine Scheidewände immer mehr verrükt werden und zusammen stürzen, damit ist noch immer nicht das Volk zernichtet, nicht seine so vorzüglich allgemeine, reiche und hohe Kultur des Geistes, und nicht in so man-

chen guten und edeln Menschen aus diesem Volke alle die Kräfte des Gemüthes. Ewig wird es sich als ein Urvolk erkennen an seiner so herrlichen und unerschöpflichen, aus der Menschennatur unmittelbar und rein hervorgegangenen, auf sie rein und unmittelbar wieder zurükführenden Aussprache, und ewig sich an seiner damit enge zusammen hängenden ganz eigenthümlichen Gemüthsart; denn beides, Ursprache und Urgemüthsart, sind als solche unzerstörbar, und die Vorstellung und das Gefühl davon kann man dem Deutschen nicht gegenwärtig und nicht lebend genug erhalten.«

Bei Gelegenheit des Vorwurfs, den einige Lavater über seinen Glauben an den Teufel machten, hat Herr Jung in gedrängter Kürze bemerkt, was sich über diese biblische Person sagen läßt. Uiber die Idee dieses antideistischen Wesens beziehe ich mich auf Ehrharts Apologie des Teufels. Auch denen, welche die wahre Existenz dieses Wesens behaupten, kann keine reelle Unmöglichkeit gezeigt werden. Wenn schon in Beziehung auf Gott richtig ist zu schließen: das, was mit meiner vernünftigen Natur zusammen hängt, existirt, so ist doch nicht eben so richtig zu schließen: das, was mit ihr nicht zusammen hängt, existirt nicht. Meine Vernunft ist nicht allsehend; sie vernimmt nur die Seite von der Welt, die ihr zugekehrt ist. Aber um eine tröstende Erklärung von dem Uibel in der Welt zu haben, brauche ich, wie Jung in seiner Schrift: Uiber das Uibel auf Erden, gezeigt hat, des religiösen Glaubens an Gott. Giebt es keinen Gott, ja dann ist der Satan los; dann hat nur das schlechte physische Realität, das Gute nur die zufällige Kraft des Gedankens, und die moralische Unordnung übt eine natürliche despotische Gewalt.

So viel von dem edeln Stoffe eines Denkmals, das ein braver Mann einem edeln Todten sezte. An der Form

hätte ich einiges auszusezen. Die Ideenverbindung ist etwas lose gehalten. Ein guter Kopf wie Jung weiß auch in zerstreute Gedanken Einheit und Zusammenhang zu bringen; dadurch entsteht Rundung, ein Ganzes und eine ästhetische Form, die Herder auch sogar in den litterärischen Kleinigkeiten Lessings findet.

An dem Style vermisse ich den ruhigen Gang. Herr Jung ist Meister seiner Sprache, aber nicht immer seiner Empfindungen. Hie und da drohet die Fluth über das Beet auszubrechen, und der Leser wird fortgerissen, anstatt fortgeführt; und indem er sich umsieht, wo er herkömmt, wird ihm die Darstellung dunkel. Es entsteht eine Ermüdung durch die zu langen Perioden, und lange Perioden entstehen durch die Menge und das Gedränge der Empfindungen. Der Styl ist übrigens rein deutsch, ohne Beimischung fremder Worte. Warum aber Herr Jung für Resultate ein ganz neues Wort: Ergebniß, braucht, da wir das Wort Folge haben, das ächt deutscher Art ist, wegen seiner sinnbildlichen Bedeutung, weiß ich nicht. Die Bildung eines neuen Wortes zu einem neuen Begriff ist Gewinn für die Sprache. Die Bildung eines neuen Wortes zu einem Begriffe, der schon seine allgemein gültige Bezeichnung hat, ist ein entbehrliches Anleihen, von dem das Sprachgedächtniß die Zinsen trägt.

Was übrigens, ohngeachtet dieser kleinen Fleken, dem Büchlein einen großen Werth giebt, ist die Liebe für das, was der Menschheit Noth thut, ist der menschliche Sinn für Religion und ihre Güter; und auf jedem Blatte fühlt man, daß die Wärme der Darstellung keine Wirkung eines künstlichen Theaterblizes ist, sondern die Wirkung eines geistigen Lebens, das aus Gott ist.

I.

Gedichte.

Die Brüke.

Uiber mir braust es dahin, in ewigem Wechselgedränge,
Altes entführt, es bringt Neues mir jeder Moment.
Menschen betraten mich leicht, es stampfen mich thierische Füße,
Uiber mein Pflaster schwer donnert der Wagen Geräusch.
Heere führ' ich hinaus auf das weithinragende Schlachtfeld,
In geschlossenen Reih'n schwanket der eiserne Marsch.
Izt kehrt er zurük, beim Klang der Zinken und Pauken,
Und die Füße beschwingt leicht der geflügelte Sieg.
Hochzeiten trag' ich izt, und heilige Prozessionen,
Fahnen wallen, es wallt fröhlicher Gäste Gewühl.
Doch was nahet sich dort, in der Nacht Gewand und der Trauer?
Dieser schweigende Chor trägt eine Leiche dahin.

Also braust es auf mir, in ewigem Wechselgedränge,
Altes entführt mir, es bringt Neues mir jeder Moment.
Aber unter mir tief, in hochaufschwebendem Bette,
Rauscht die ewige Bahn ruhig der wogende Strom.
In den Alpen gehüllt, den Himmelstüzenden Vesten,
Gießt er der Urne Stolz nur in den Ozean aus.
Nimmer wird er vom Wechsel gehemmt, und nimmer beflügelt,
Seinem spiegelnden Glanz drükt keine Furche sich auf.
Wolken nur, und Sturm und des Winters starrender Eisgang,
Nur des Himmels Gewalt zeichnet Geseze ihm vor.
Dir ein Bildniß, o Mensch, erbaute mich weise der Meister,
Brüke sey dir die Welt, Strom dir die rauschende Zeit.
Jene zeigt dir den Wechsel, des Zufalls bunde Gestalten,
Wo die Erscheinung stets mit der Erscheinung sich mengt.
Aber unter ihr hin, in sicher geordnetem Gleise
Wälzt den ewigen Strom, ruhig, die wogende Zeit.
Stets im Zerstören sich gleich, und stets dasselbe gebährend,
Zeigt dir der Stunde Bild, was das Jahrtausend dir zeigt.
Ihrer Tiefe Geheimniß durchdringt nur das mächtige Fatum,
Und mit gigantischem Arm ragt es die Fluthen herauf.
Da entsteigt ihr das Wunder, die Riesengeburt des Momentes,
Welche mit heiligem Schmuk emsig die Fabel bekränzt.
Nur der Forscher erhebt den duftig webenden Schleier,
Der ihm der kühnen Natur kühne Erscheinung verbirgt.
Da empfängt er die Weih' und wird ein Lehrer der Menschheit,
Die er auf mystischem Pfad zu dem Natürlichen führt.

Dunkel umgiebt ihn und Nacht, es bergen ihn Schatten
und Welten,
Doch bei dem leuchtenden Strahl wallen Nationen dahin.

Abendfeier.

Wenn an der buschumkränzten Uferzunge,
Die weithin in den Fluß sich strekt,
Der heitre Niedergang der Abendsonne
Mein Herz zur Andachtfeier wekt:
Ahn' ich die Nähe geistiger Naturen,
Das Unsichtbare lebt in ird'schen Spuren.

Die Fluten lispeln von des Weltbau's Seele,
Von ihr erzählt der Pappel Blatt;
Die Ephemer' im weißen Leichenkleide,
Die sich der Pupp' entrungen hat,
Zu sterben nach minutenlangem Leben,
Freut sich des Odems, den ihr Gott gegeben.

»Hörst du mein dankend Liedchen?« zirpt die Grille,
Vergnügt im späten Strahl des Lichts.
Die Blume fragt: »Du siehst mein Kleid von Seide,
Ahnst du von meiner Seele nichts?«
Der Balsam nüzt der Abendstunde Kürze,
Zu hauchen durch die Gegend edle Würze.

Mitwesen! Ja, es knüpfen zarte Banden
Geheim euch an die Jenseitswelt;
Es giebt Verwandtschaft, welche höhern Wesen
Des Staubs Gebilde beigesellt.
Vielleicht begrüßet mich in diesem Fächeln,
Das euch bewegt, der Unsichtbaren Lächeln.

Entreiß' dich, o mein Geist, der Rohheit Wahne,
Und glaube stets das Geist'ge nah:
Wie einst im Traumgesicht der fromme Wandrer
Entzükt die Himmelsleiter sah.
Er rief: — o sprich ihm nach die sel'gen Worte! —
»Hier, hier ist Gottes Haus, des Himmels Pforte!«



Gespräch auf dem Kirchhofe.

»Traurig liegt die Todten-Aue,
»Uiberperlt von Thränenthaue.« —
Sieh, wie sich der Sonne Licht
In der Thränen Perlen bricht!

»Was nüzt Licht der Wohnung Todter?
»Innen füllt sie Graus und Moder.« —
Hoffnung warf, nicht ohne Sinn
Grünen Teppich drüber hin.

»Wird durch Hoffnung neues Leben
»Dem Erstorbenen gegeben?« —
Aus dem Rasen, thränenfeucht,
Sieh, wie hold die Rose steigt!

»Thränenweiden flüstern Trauer
»In der Morgenlüfte Schauer.« —
Dieses Lüftchens leiser Flug
Ist des Weltgeists Odemzug.

»Melancholisch schwingt den Flügel
»Dort ein Schmetterling am Hügel.« —
Fühl' den Trost, den er dir gab:
Psyche, Psyche über'm Grab!

An Leonoren.

Flieh' an mein Herz: Du bebst in dem gewaltigen
Sturme der Zeit; er pflükt Rosen und Lilien ab.
Flieh' an mein Herz, Du Holde,
Wo Dich umarmend Treue schüzt.

Küsset Thränen Dir weg, athmet an Deinem Mund
Seufzer des stillen Leids der, so Dich liebet, ein,
O so hellet die Nächte
Freundlich der Hoffnung Morgenlicht.

Siehe, der Frühling kehrt, höre des Hains Gesang;
Wild umspielt uns die Luft; Blumen entsprießen schon.
Glaub', o Tochter der Thränen,
Uns auch lachet ein Frühling noch.



II.

Uiber Gemüth und Wissenschaft.

In Deutschland von Gemüth und Wissenschaft zu reden, ist nichts Unangemessenes, indem beide unserm Volke eigenthümlich anzugehören scheinen, und das Gemüthliche wie das Wissenschaftliche immer eine Zahl eifriger Anhänger findet. Mögen daher andre Nationen in mannigfaltigem Wechsel ihrer Thaten Glänzendes unternehmen und ausführen, mögen sie durch Redegeschik, praktische Fähigkeit und Selbstvertrauen sich vordrängen, es bleibt dennoch immer die Frage, ob sie unsrer deutschen Ausbildung in Rükſicht des Gemüthes und der Wissenschaft gleichgekommen sind.

Demnach dürfte es nicht bedeutungslos seyn, das Verhältniß zwischen Gemüth und Wissenschaft in Bestimmtheit aufzufassen, und auf dem allgemeinsten Standpunkt kenntlich

zu machen, wie sich beide oft begegnen, oft aber auch zu fliehen scheinen. Wenigstens ist die Klage Einzelner vernehmlich genug, wie kalt und unfreundlich die Wissenschaft manche Lieblingsbilder des Gemüthes zerstöre, und zu welchen schwebenden Vorstellungen umgekehrt das Gemüth den wissenschaftlichen Forscher verleite, wenn er demselben das vorzüglichste Wort gewährt. Auch in unsrer Poesie ertönen Klänge des Mißlauts, und namentlich Schiller kehrt oft zu ihnen zurük, so daß vielleicht eben deswegen der vorzüglichste Karakter dieses Dichters in einer gewissen Zerrissenheit des Daseyns gesucht werden könnte, wodurch das ganze menschliche Leben eine tragische Größe vergeblichen Kampfes und unvereinigter feindlicher Kräfte gewinnt.

Wir reden in dieser Beziehung vom Gemüth nicht im gewöhnlichen psychologischen Sinne, nach welchem es als die allgemeine Einheit gedacht wird, welchem die verschiedenen Eigenschaften, Vermögen und Anlagen zugeschrieben werden, die man bei dem Menschen wahrnimmt, aus welcher Einheit alsdann alle mannigfaltigen Thätigkeiten der Seele in ihrem Verhältniß zur Außenwelt, gleich Strahlen aus ihrem Mittelpunkt hervorgehen. Das Gemüth, in seiner tiefsten Bedeutung aufgefaßt, ist das Innerste, Allerheiligste des ganzen Fühlens und Empfindens. Ihm offenbart sich eine eigne Welt, nicht wie sie sich spiegelt auf der Oberfläche der Dinge, nicht wie sie abhängt von äußeren Bedingungen und Verhältnissen, sondern wie sie gegenwärtig

ist dem in sich selbst zurükgezogenen Geiste, der sein eignes Wesen zu fassen strebt, und durch besondre Gegenstände bedeutend angezogen oder zurük gestoßen wird. Nicht unangemessen ließe sich damit die Erzählung des Mährchens vergleichen, wo jemand durch magische Kunst in die verschlossene Tiefe der Erde hinabsteigt, und in wunderbarem Lichte die schönsten Edelsteine erblikt, während die ununterbrochne Stille des Ortes und die geheimnißvollen Farben ihn mit Ernst und Ahndung erfüllen, die ihn bei seinem Verweilen über der Erde minder lebhaft und stark ergriffen. Darum verlieren oft die Stürme der Außenwelt ihre Kraft, das Gemüth zu beunruhigen, wenn es in seiner eignen Welt heimisch ward, und der heftigste Schmerz ist allemal derjenige, an welchem das Gemüth den entschiedensten Antheil nimmt.

Bloß sinnliche Empfindungen, sie mögen nun Lust oder Unlust zur Folge haben, gehören nicht in die eigentliche Sphäre des Gemüths. Derjenige hat schon sein bestes Erbgut verloren, welcher das ganze Gemüth an sinnliche Eindrüke hängt, ja es muß schon eine innre herrlichere Welt in ihm untergegangen seyn, wenn er einzig in der äußern sein Leben suchen und finden will. Auch in den vorübergehenden Steigerungen einzelner, durch äußre Eindrüke bewirkter Zustände, in den Bewegungen der Leidenschaften, wird nicht eigentlich das Wesen des Gemüthes erkannt, sondern nur ein einzelner Zustand desselben, der durch eine gewalt-

same Erschütterung die Bilder und Vorstellungen des Lebenskreises auf mannigfaltige Weise verwechselt, und aus ihrer Ordnung reißt.

Am besten bezeichnen wir mit dem Worte Gemüth jene gleichbleibende Fülle des Gefühls, jene gesammelte Haltung der höchsten geistigen Kraft, wodurch der Mensch, nicht am Irrdischen gebunden, ein höheres Gut als sein ursprünglichstes Eigenthum betrachtet, ruhig und hell die Ewigkeit in Anspruch nehmend, gleichwie des Meeres unbewegter Spiegel die Tiefe des unendlichen Himmelsraumes mit Sonne und Gestirnen zeigt. Es wäre demnach in diesem Sinne nicht unrichtig, einem Individuum vor dem Andern mehr Gemüth, mehr Ruhe und Haltung beizulegen, und diesen Unterschied des Grades durch einzelne Kennzeichen mancher Handlungen in der Erfahrung zu bestätigen.

Offenbaren muß sich das Gemüth besonders in denjenigen Beziehungen, welche für den Geist des Menschen die höchsten und unveränderlichsten sind. Er erscheint also zuvörderst in der Religion, der Liebe zum Unsichtbaren, zum höchsten Weltgeist, diesem Siegel unsrer göttlichen Abkunft und der unvertilgbaren Quelle alles Großen, Erhabenen, Uiberirrdischen und Ewigen. Andacht und Begeisterung, Demuth und kindlicher Glaube begegnen sich im Einklange der tiefsten Gefühle, und erfreuen sich einer eigenthümlichen Hoffnung, eines eigenthümlichen Berufs, und einer eigenthümlichen Weihe für die ganze irrdische Laufbahn.

Alle reinen Verhältnisse ferner unter Menschen, Freundschaft, Hingebung, gegenseitiges Vertrauen, und fester Bund des Herzens, stammen aus dem Gemüthe, und werden durch dasselbe bei allem Wandel weltlicher Umgebungen gleichsam getragen und genährt. Welch ein leeres und unbefriedigendes Ganze ist jenes Zeitmaaß zwischen Geburt und Tod, wenn es nicht von gemüthvollen Erinnerungen und Erfahrungen angefüllt wird? Ohne diese gleicht die Geschichte unsers Geschlechts einem Kommen und Verschwinden mannigfaltiger Gestalten, sonder Bedeutung und Befriedigung; einem fortwährenden Ringen zerstörender Kräfte gegen einander, in welchem der Mensch dem Menschen keine Hilfe, keinen Trost, keine geistige Gabe, und kein erfreuliches Wort aus verwandter Brust mittheilt und zuruft.

Sind ferner Wissenschaft und Kunst mit eigentlicher Humanität innig verbunden, findet man bei ihnen die herrlichsten Blüten und Früchte des gesammten zeitlichen Wirkens, so wird das Gemüth auch an ihnen sehr nahen Antheil nehmen, und sie seinem Kreise anzueignen suchen. Richtig genug wird deswegen das Gemüthvolle in den Künsten vorzüglich gepriesen, und darin die Hauptbedeutung des Kunstwerks gesucht, wenn gleich die Vollendung der Form, als ein äußeres Verdienst, den Meister von dem Lehrling unterscheidet. Auf gleiche Weise entwikelt sich die Wissenschaft nach ihren eigenthümlichen Gesezen, und soll, wenn sie ohne Ausartung ihrem ursprünglichen Geiste gemäß

sich fortbildet, dem Gemüthe Befriedigung und Erleuchtung gewähren.

Sie kann es, wenn sie Wahrheit giebt, zu welcher alle tiefsten Gefühle und Empfindungen hingezogen werden. Die Liebe zur Wahrheit wurzelt im Mittelpunkte unsers Wesens, und wer den Täuschungen des Irrthums entrann, findet sich in einem reinen und erfreulichen Gebiet, als in dem eigentlichen Vaterlande und der Heimath seines Geistes. Die finstern Wolken der Nacht sind verschwunden, und ein heiterer Tag umgiebt den Glüklichen, der nicht mehr unsicher wählend seine Fehlgriffe betrauert, sondern fest die Gegenstände ins Auge faßt, und sie nach ihrem Werth und ihrer wahren Gestalt zu würdigen weiß.

Aber der Weg zur wahren wissenschaftlichen Erkenntniß geht durch den Zweifel. Wer nie gezweifelt hätte, würde nicht die Mühe und den Lohn der wissenschaftlichen Forschung kennen. Zweifel beunruhigen das Gemüth, und stellen sich feindselig in den Gesichtskreis des Lebens, um die Kraft mannigfaltig anzuregen, wodurch sie besiegt werden sollen. So ist also das Gemüth selber mit seinem Mißbehagen an Zweifeln eine ursprüngliche Quelle des Strebens nach Erkenntniß, und stehet mit der Wissenschaft im engen Bunde.

Wäre die Wissenschaft vollkommen gefunden, und jeder verschlungene Knoten des Zweifels vollkommen gelößt, so müßte eine solche Wissenschaft dem Gemüthe die vollkommenste Befriedigung gewähren, und mit allen Wünschen

und Hoffnungen unsers Innern im ungestörten Einklange seyn. Wäre aber die Wissenschaft erst nach gewissen Seiten hin vollkommen ausgebildet, und ließe noch manche Stellen übrig, die einer größeren Aufhellung bedürften, so würde gerade das Gemüth, seiner eignen Natur gemäß, nach diesen Seiten besonders hingetrieben werden, und irgend einen Aufschluß zu seiner Befriedigung von der Wissenschaft verlangen.

Gesezt nun, ein solcher Mangel ist in manchen Wissenschaften fühlbar, und hebt sich hervor, entweder durch eine bis dahin bei ihnen noch vorhandene Abwesenheit des Vollkommensten, oder durch die gesammte Beschaffenheit unsers menschlichen Wissens überhaupt, wodurch dieses schwerlich selbst bei dem Fortgange der Erkenntniß alle Dunkelheiten verlieren möchte, so werden gerade diese Wissenschaften in einem nahen Verhältniß zum Gemüthe stehen, und wiederholte Untersuchungen veranlassen, die aus dem Gefühl der Nichtbefriedigung hervorgehen. Ja es könnte sogar ein Tadel der Wissenschaft überhaupt daraus seinen Ursprung nehmen, wenn jener Mangel ihrer Vollendung durch öfteres Erscheinen unangenehm dem Forscher begegnet, der die gefühlte Leere nicht nach Wunsch ausgefüllt findet. Aus diesem Grunde zeigt sich oft im Menschenleben ein gewisser Gegensaz zwischen Gemüth und Wissenschaft, und ein gewisses Mißverhältniß zwischen dem, was das eine begehrt und die andre leistet. Zugleich wird dieses am meisten bei

denen Wissenschaften der Fall seyn, welche nicht blos mit der Untersuchung sinnlicher Gegenstände sich beschäftigen, sondern auf die Erforschung übersinnlicher Prinzipien und das Gebiet des Geistes gerichtet sind; weil sie alsdann dem ursprünglichen Interesse des Gemüths am nächsten liegen, während die empirische Kenntniß, indem sie sich allmählig bereichert, nicht mit Unwillen noch eine unendliche Menge unbekannter Gegenstände vor sich liegen sieht.

Ohne weiter einzugehen in den besondern Karakter, den die einzelnen Wissenschaften in dieser Hinsicht annehmen, sey es mir vergönnt, im Allgemeinen einige Hauptmethoden anzudeuten, wodurch jenes Verhältniß zwischen Wissenschaft und Gemüth oft ausgeglichen worden ist, und noch ausgeglichen zu werden pflegt.

Die alten Skeptiker, welche mit der Schärfe ihres Verstandes alle Gewißheit wankend zu machen strebten, betrachteten gerade das fortgesetzte Zweifeln, als einen Weg zur Gemüthsruhe. So wunderbar dieses scheinen mag, da jeder Zweifel etwas in sich selbst Mangelhaftes ist, und dem innersten Streben des Gemüthes am wenigsten entspricht, so kann doch auf der andern Seite eine gewisse Uibereinkunft mit sich selbst und eine Art der Ruhe Statt finden, wenn man das Forschen nach Wahrheit als eine thörichte Bemühung aufgiebt, und die Erscheinungen des Lebens ergreift, wie diese sich geben, ohne über ihre Richtigkeit und Wahrheit zu entscheiden. Derjenige ist oft am meisten gefaßt im

Wechsel der Zeiten, der am wenigsten hofft und erwartet, während ein andrer über die Nichterfüllung seiner lebhaftesten Wünsche wiederholte Unruhe erfährt, und sich nicht zufrieden geben kann. Wenn der Skeptiker rühmend versichert, er werde von keinem Gegenstande besonders angezogen oder zurükgestoßen, weil er kein entscheidendes Urtheil auszusprechen wage; so besizt er in dieser Enthaltsamkeit freilich kein positives Gut, sondern eine negative Leere, in welcher mit den freudigen Bildern des Besitzes auch die Schrekbilder des Verlustes verschwinden; wo dann die bewegungslose Stille desjenigen eintritt, der nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat.

Anders wird das Verhältniß zwischen Gemüth und Wissenschaft ausgeglichen, wenn man die Anmaßungen des Zweifels in gewisse Schranken zurükweißt, und ein ursprüngliches Vertrauen auf Wahrheit nicht aufgiebt, sollte auch die vollständige wissenschaftliche Einsicht ihrer Gegenstände bis dahin nicht vollkommen gefunden seyn. Die höchsten Prinzipien alles menschlichen Wissens beharren alsdann unerschütterlich und selbstständig, wenn gleich der menschliche Verstand mit seinen Mitteln und Kräften nicht im Stande wäre, alle Dunkelheiten derselben aufzuheben. Ein positives Gut ist mit diesem festen Vertrauen auf Wahrheit gegeben, und das Gemüth findet Ruhe, indem es dasselbe ergreift, und wider die Kämpfe des Lebens und der Spekulation mit selbstständiger Kraft behauptet. Solches Ergreifen

des Wahren, ohne ein Geheimnißvolles und Dunkles für unsern menschlichen Gesichtskreis zu läugnen, zugleich aber siegend wider allen Zweifel und über das Gebiet desselben sich emporhebend, kann Mystik heißen, und hat mit positivem Einfluß das Gemüth mancher Forscher gestärkt, hat sie geleitet bei ihrem Beginnen und Vollbringen. Ein kindlicher Sinn für religiöse Uiberzeugung und für die Gaben des irrdischen Lebens ist eine Folge dieser Art der Gewißheit, und verdient in seiner eigenthümlichen Hoheit, und seiner innigsten Verwandtschaft mit dem tiefsten Gefuhle des Gemüthes nach Würden geachtet und gepriesen zu werden. Tugenden der Demuth, der Liebe, der Hingebung, können daraus in reichem Maaße und in ihrer edelsten Gestalt, hervorgehen.

Auf eine dritte Weise endlich wird der Gegensaz zwischen Wissenschaft und Gemüth gelößt, wenn jemand eine gewisse Reihe von Verstandessäzen, als einen ihn vollkommen befriedigenden Inbegriff jegliches Wissens aufstellt, und gegen jeden Zweifel und jede Dunkelheit geltend macht. Hierin liegt der Grund des Dogmatismus, der wiederholt unter verschiedenen Formen in der wissenschaftlichen Ausbildung unsers Geschlechtes aufgetreten ist. Er läugnet die dunklen Seiten unsrer Erkenntniß, oder bestimmt sie auf seine Weise; er verpflicht Uibersinnliches und Sinnliches in seinen Zusammenhang von Begriffen; er will die Zweifel auf ihrem eignen Felde besiegen; er entscheidet auf das Bestimmteste über

Wahrheit und Irrthum, nach der ihm eigenthümlichen Reihe von zuverlässigen Säzen. Die Ruhe des Dogmatikers stüzt sich auf die ihm einleuchtende Klarheit seines Nachdenkens, und er schäzt diese als ein positives, ihm zu Theil gewordenes Gut, dessen Einwirkung auf das Gemüth nothwendig bedeutend seyn muß, wenn auch nicht immer daraus die Tugenden der Duldung, Liebe und heitern Eintracht in menschlichen Verhältnissen hervorgehen.

Zu welcher von diesen drei angegebenen Methoden, dem Skeptizism, dem Mystizism, oder dem Dogmatism, sich der Mensch hinneige, beruht wohl hauptsächlich auf der besondern Individualität seines Geistes und Gemüthes, außerdem aber auch auf dem ganzen Gange seines Lebens, und derjenigen Entwikelung seines Verstandes und Gefühls, welche der Zeitverlauf in ihm ausgebildet. Jeder ist in seinem bestimmten Daseyn ein Resultat desjenigen, was eigenthümlich in seinem Wirken und Wollen genannt werden muß, und desjenigen, was äußere Verhältnisse und Umstände aus ihm gemacht haben.

Ein ursprünglich ruhiges, wenig bedürfendes Gemüth, dem eine gewisse Gleichförmigkeit und Mäßigkeit des Empfindens zur Gewohnheit geworden ist, kann sich mit der Ruhe des Skeptikers begnügen. Es wird den Mangel eines positiven Guts wenig gewahr, weil das Streben nach demselben nicht mit besonderm Nachdruke sich ankündigte, und

der Zweifel selbst demnach nicht in seiner vollen beunruhigenden Stärke erschien.

Lebhaft und tief empfindende Männer können schwerlich auf diese negative Weise Befriedigung finden. Sie werden mit starker Theilnahme einem unsichtbaren Gut und einer höchsten Wahrheit zugewandt seyn, gegen welche aller Zweifel ohnmächtig erscheint; und wenn dieselben gleich im Kreise unsrer Begriffe und unsers verständigen Nachdenkens nicht von allen Dunkelheiten frei wären, werden sie dennoch an ihnen mit unerschütterlichem Zutrauen hangen. Eine gewisse mystische Vorstellungsweise ist ihnen die natürlichste und angemessenste, unbeschadet ihrer sonstigen Einsicht und fortschreitenden Klarheit in Dingen des gewöhnlichen Erdelebens.

Wo endlich der Verstand sich eine gewisse bestimmte Ordnung von Lehrsäzen angeeignet hat, wo die Foderungen des Gemüthes an der Ordnung und dem Inhalte dieser Lehrsäze entwikelt wurden, und sie als den Inbegriff aller Weisheit betrachteten, da ist leicht Dogmatism herrschend. Sollte gleich dabei eine gewisse Einseitigkeit Statt finden, so wird diese durch die Macht der Gewohnheit nicht wahrgenommen, oder durch irgend eine Autorität als allumfassend und keines Widerspruchs fahig in der Meinung des Anhängers begründet; so daß sein Gemüth mit einem bestimmten verständigen Zusammenhange von Lehrsäzen gleichsam in Eins gewachsen ist, und jeglichen Zweifel niederschlagt.

Alle diese Standpunkte — von denen angenommen werden kann, daß sie nicht stets ganz rein und abgesondert, sondern auch in mancherlei Mischung bei einzelnen Individuen vorhanden sind — haben von jeher auf die geschichtliche Ausbildung der Wissenschaften Einfluß geäußert. Die Skepsis, als scharfe Auffassung der Gegensäze in unserm reflektirenden Begreifen, übte den Verstand, und erregte immer aufs neue das Bedürfniß wissenschaftlicher Untersuchungen; die Mystik, als geistiger Aufschwung zur unerschütterlichen Wahrheit, erhöhte die Kräfte des Gemüths, und ließ das höchste Ziel aller Bestrebungen nicht aus den Augen verlieren; der Dogmatism suchte einen verständigen Zusammenhang in unsern Erkenntnissen, und erhärtete die Abhängigkeit gewisser wissenschaftlichen Wahrheiten von andern. Auch in ihren Ausartungen sind diese verschiedene Methoden nicht in der Geschichte zu verkennen: der Skeptizism als ein bloßes scharfsinniges Spiel der Gedanken ohne Bezug auf Wahrheit; der Mystizism als phantastische Liebe zu geheimen Anschauungen und räthselhaften Symbolen; der Dogmatism als harte und einseitige Abfertigung derjenigen Aufgaben, welche öfter wiederkehrend das Nachdenken mannigfaltig beschäftigen, und mit der höchsten Freiheit und Umsicht des Geistes gefaßt seyn wollen.

Giebt es einst einen vollendeten Zustand der Menschheit, welchem alle Einzelne wie aus weiter Ferne entgegen

gehen, so wird auch eine erhabnere Wissenschaft als die gegenwärtige sich dem Gemüthe offenbaren; Uibersinnliches und Sinnliches werden nach ihrem ganzen unendlichen Reichthum sich enthüllen; alle besondere Uiberzeugungen und Ansichten werden aufhören; die Wahrheit selbst mit unverschleierter Kraft wird beruhigen und erfreuen; das tief Gefühlteste wird auch zugleich das am klarsten Eingesehene seyn. Dann ist nicht mehr zu reden von einem Gegensaze zwischen Gemüth und Wissenschaft, so wenig als von den verschiedenen Methoden, wodurch sie der Forscher im irrdischen Leben einigt; wovon aber dann eigentlich die Rede seyn möchte, läßt sich wohl nicht in der Gegenwart durch Gedanken entwikeln, noch durch Schall und Bild darstellend verkünden.

III.

Die Schweden zu Mainz,

vom J. 1631 den 13. Dez. bis zum J. 1636 den 9. Jänner.

Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Mainz, aus gedrukten und ungedrukten Quellen.

(Beschluß.)

Und noch einen Gast, — sogar bis zu seinen Tod, hatte in diesen Zeiten Mainz an dem berüchtigten Afterkönig von Böhmen, Friedrich, ehemaligen Kurfürsten von der Pfalz, welcher, nachdem er Zepter, Reich, Kurwürde, ja sogar Leibessicherheit durch die Reichsacht verloren, — um deren Wiedererlangung aber weder Gnade bei dem Kaiserhofe, noch Hilfe bei seinem Schwäher, dem Könige von England, finden konnte, sich in Gustav Adolphs Arme warf, den Rest seiner unglüklichen Tage zu Mainz verlebte, und auch dort verschied *). Das Ereigniß, daß beide Feinde des

*) S. J. D. Köhler, Abh. Fridericus V. Comes palat. Rh. et Elector, affectans regnum Bohemiae. (Alt. 1716. 4.) p. ult.

Katholizism, Friedrich, und der König von Schweden, so kurz, und namentlich in 14 Tägen, einander im Tode folgten, sahe unsere Geistlichkeit, und mit ihr noch mancher Biedermann, neben einem offenbaren göttlichen Strafgerichte, auch noch als eine redende Vorbedeutung einer frühen Aenderung ihres unseligen Zustandes an, welche die Exulanten nun bald wieder in ihre Heimath zurükführen werde *). Ehe aber dieses erfolgte, verlief noch eine geraume Zeit; auch trug sich bis dorthin mit und in unserm schwedischen Mainz noch manches zu, welches, zumal jene Herrn, gar schlecht behagen wollte.

Gustav Adolph blieb in der Schlacht bei Lützen, welche am 15. 16. und 17. Nov. 1632 vorfiel, und wobei auf kaiserlicher Seite der Graf von Pappenheim mit 45,000 Mann fiel, sogleich in dem ersten Treffen auf dem Plaze, und die protestantische Armee verlor 5,500 Mann. Der Sieg war für die katholische Parthie entschieden. Zu Mainz kam diese Nachricht schon am 18., — zu Kölln

---

*) Prot. cit. »Nova haec geminat laetitia de Friderico pseudorege Bohemiae et proscripto »Palatino, qui, dum ab Hollandia redux se ad »junxisset Suecis, tandem aliquamdiu Moguntinam »arcem S. Martini inhabitans, moritur peste ibi»dem, die 28. ejusd. mensis Novembr. cujus inte»stina Oppenhemium, corpus vero in Fran»kendal translatum fuit. Res mira, duos capi»tales hostes Catholicorum spatio 13. dierum ex»tingui,« etc.

aber am 20. Nov. an *). In beiden Orten athmete man nun schon freier, und allgemein ward dieser Vorfall als die Initiative der bessern Lage der Sache angesehen.

Und eine eben so erfreuliche Nachricht war den mainzer Exulanten zu Kölln der Tod des angezeigten böhmischen Afterkönigs, welcher nach seiner Zurükkunft aus Holland immer an Gustavs Seite hieng, — von diesem zwar geehret, destomehr aber zu Mainz verachtet und verabscheuet war, wo er den an die St. Martinsburg anstoßenden kurfürstlichen Dikasterialbau bewohnt hatte, und woselbst (unmittelbar ober dem sogenannten Schloßthore) er am 29. Nov. Morgens um ein Viertel nach 7 Uhr an

---

*) Prot. cit. »Die 20. Novembr. nunciatur atrocissimam pugnam inter Caesareanos et Suecos circa »Lipsiam ad oppidum Lützen die 15. 16. et 17. Nov. »habitam, in quâ à partibus Caesareanorum Comes »à Bapenheim cum 45,000 m. militum pro religione »Catholica, Caesare et Germania gloriose occu»buisse, à parte vero Protestantium Regem Sue»ciae statim in primo conflictu transfossum, im»piam efflavisse animam, interemptis 5500. Itaque »Rege occiso videtur initiari nostra restitutio« etc. — Zu Mainz aber verdoppelte die schwedische Besazung von dem Augenblike an, als sie den Tod des Königs vernahm, und darüber fast rasend ward, ihre Mißhandlungen der Bürgerschaft, und sie stiegen zu einer unerträglichen Grausamkeit an allen Geschlechtern, Altern und Ständen.

der Pest verstarb. Seine Eingeweide wurden in der Katharinenkirche zu Oppenheim, sein Leichnam aber in der Pfarrkirche zu Frankenthal stille zur Erden bestattet*).

Königin Christine folgte in der Regierung. Sie kam nie nach Mainz, sondern übertrug ihre Gewalt ihrem dort ernannten Statthalter und Regierung. Ihre erste Regentenhandlung war die dort von allen Einwohnern ohne Unterschied eingenommene Huldigung, welche ihr Vater zu Mainz niemals erfordert oder hatte leisten lassen. Des Endes beschied die Regierung die sämmtliche Bürgerschaft und Geistlichkeit auf den 23. Junius 1633, wo ihr dann nachstehender Eid vorgestabet**), und von ihnen abgeschworen ward:

*) S. die Note (S. 294). — Zu Mainz ward für ihn eine feierliche Leichenpredigt gehalten, welche gedrukt ist. Noch andere mainzische Parentalien auf ihn, gedrukt und ungedrukt, besizt unsere Stadtbibliothek, worunter der Leichenkondukt von Mainz bis Frankenthal sehr merkwürdig ist.

**) Prot. cit. »Praeter hucusque intolerabiles ex»actiones, quae Clero Mogunt. à Suecis Moguntiae »impositae, devastationes domorum, quas passim »per Civitatem passae, de facto occupatis omnibus »reditibus ecclesiasticis, ex quibus nonnisi resi»dentibus Clericis, pro annali sustentatione 10 vel 12 »maldra siliginis assignata fuere, tandem etiam »regni Sueciae officiales ad regimen Moguntinum »destinati, ad d. 23. Juny advocatis omnibus Cle»ricis Moguntinis, tam saecularibus quam regula»ribus — juramentum proposuerunt,« etc.

»Ihr sollet schwören, daß ihr der Durchlauchtigsten »und Hochgebornen Fürstin und Erbprinzessin des Reichs »und Crone Schweden, auch derentwegen anverord»neten, wollet, mit Vorbehaltung eurer Religionsfrei»heit, treu, hold und gehorsam seyn, deren Schaden »warnen, bestes werben, mit Deroselben Feinden und »Widerwärtigen kein Verstand, weder öffentlich noch »heimlich haben; so ihr das geringste von andern vermer»ket, es seye auch wohin oder was es wolle, bei Leib- »und Lebensstrafe treulich offenbaren, und auch in allem, »wie es treuen Unterthanen gegen ihre Obrigkeit von »Recht und Billigkeit gebühret, erzeigen; alles treulich »und sonder Gefährde.«

Von Seiten der Bürgerschaft und auch der noch zurükgebliebenen Geistlichkeit fand man nicht das mindeste Bedenken, diesen Eid zu leisten; nur die fünf noch übriggebliebenen Jesuiten *), — die sämmtlichen

*) Die Schweden waren aber nach übergebener Stadt noch nicht aus Mainz, als die Jesuiten sich schon wieder einfanden; und ich theile zugleich aus ihrem eigenhändigen Berichte (Annuae, Prov. rheni superioris, Anni 1636 Mst.) hier mit, wie sie wieder in Besiz gekommen, auch was sich während ihrer Abwesenheit, und sogleich nach ihrer Zurükkunft, mit ihnen und der Bürgersch ft in Religionssachen zugetragen habe; »Expirante anno tricesimo quintó, heißt es daselbst, »respirare caepit Moguntia, Succo, qui eam per»tinaciter annis quatuor insederat, abitùm paran-

»te. Is, dum auxilia Francica solvendae obsidioni »nequicquam praestolatus, deditionem cogitat, ne »in ipso procinctu, dum vasa legit miles, etiam »Collegii, quod superesset, convasaretur, unus »ex nostris anticipato illuc excurrere ausus est, »rogareque Hohendorffium, Batavum, prae»sidii praefectum, ut Collegii possessionem post»liminio adire permitteret. Aderant eam in rem »Commendatitiae ab Em. Electore Mog. atque â »belli proceribus quibusdam litterae, quae tan»tum habuere momenti, ut prolixe annueret Ho»hendorffius. Quinto igitur Kalend. Januarias »in Collegium receptus est Pater, et haereti»corum hominum familiae sex nidum inde refi»gere jussae; nec multo post, quinto nimirum »Idus, Suecus omnis urbe abiit, et remeare »occeperunt nostri, quorum intra breve tempus »fuere duodeviginti. Ad sacra, et sacramenta, et »Conciones in templo nostro ilico iterum affluere »cives, non pari, quâ aliàs, frequentiâ, (quantos »enim belli aerumnae absumpserant!) ast fervore »pari, etiam fortasse majori, quod subducta tan»tisper animorum alimonia, aeque ut Corporum, »orexi postmodum acriore repetitur. Gaudebant »eum in suggestum, unde vaesana haeresis »bruto nuper Tonitru, (erat hoc ministelli »nomen,) detonuerat, mox restitutum esse prae»conem Veritatis. Erit hoc porrò Moguntino po»pulo ad omnem posteritatem honorificum, has »inter procellas in avita fide tam stetisse firmiter, »ut illi Lutheranae sectae nugivendu»li, auditores nisi quam rarissimos, et sectatorem »penè neminem repererint. Muliercula una pro»fanae ipsorum Cenae in templo nostro facta par»ticeps, exinde ab nocturnis infestationibus quie»tem nullam habuit, donec eodem, ubi deliquerat, »loco, per exomologesin repurgata, sanctiori Cae-

Kapuziner *), — und drei Rekollektenmönchen hielten die Leistung desselben Gewissens- und Seelenheil widrig, bezogen sich auf die ihren Ordensobern schuldige

---

»nae accubuit,« etc., und eine andere Frau ritte gar der Teufel am hellen Tage deswegen im Beichtstuhle, der aber auf das ihr von den Jesuiten mitgetheilte geistliche Rezept das Fersengeld nahm, und sich nie wieder einstellte: »Faeminam sibi olim auctoratam adeo obstinate vindicavit infelix demon »ut in ipso tribunali sacro dorsum »ejus insisteret, atque os locuturae obstrue»ret; fugatus tamen est, et praedam amisit, neve »auderet rursus eandem captare nocturnus tene»brio, jussa est, non ante incumbere, quam de »genu recitasset usitatam Germanis confitendi for»mulam, quae â Sathanae renunciatione incipit. »Sic nusquam deinceps hic praedo comparuit« etc. — Mehrere Albernheiten solcher Art will ich nicht abschreiben.

*) Es muß also die schwedische Regierung zu Mainz nicht gewußt oder vergessen haben, was, (wenn es wahr ist, was P. Hierotheus, Epit. hist. rer. Capuc. p. 378. angiebt,) Gustav zu Würzburg in Anwesenheit der dort im Schottenkloster versammleten Kapuzinern, seinen Kriegsmännern, zugesprochen hat: »Ecce hos viros! ubicunque taliter vestiti »occurrerint, cavete ab eorum offensâ: ego enim »securitatem ac libertatem alias habitam ipsis illae»sam et integram volo,« etc. — Ein hohes Klaglied über diese Ausschaffung findet sich übrigens in den noch ungedrukten handschriftlichen Annalen des mainzischen Kapuzinerklosters, wo auch der ganze Hergang gar umständlich beschrieben ist.

Obedienz, — und waren auch durch wiederholte gütliche Vorstellungen nicht zu vermögen, sich dieser Pflicht zu fügen.

Diese Widersezlichkeit empörte die königliche Regierung. Sie wurden daher vorgefordert, und als sie auf ihrem Vorsaze nochmal beharreten, mittelst nachstehenden Dekrets sämmtlich der Stadt, und aller einhabenden schwedisch-deutschen Landen verwiesen:

»Der Königl. Mayt. und Crone Schweden zur Maynz.
»Landesregierung verordnete Statthalter, Kanzler
»und Räthe.

»Demnach im Nahmen der Allerdurchlauchtigsten Königl.
»Erbprinzessin, wie auch der hochlöblichsten Krone
»Schweden, die gesambtliche annoch übrige Klerisei
»vorgestrigstags vorbescheiden, und mittelst ausdrükli-
»chem Vorbehalt der Religionsfreiheit, zu Abstattung
»der schuldigen Huldigungspflichten erinnert worden,
»unter derselben Ordensverwandten aber niemand, als
»allein die hinterbliebene fünff Jesuiten, gesammte
»Kapuziner, und dann drey Barfüßermönchen, benant-
»lich Jacobus Dalenius, Suicardus und Michael
»Rapelius sich des Gehorsams, aller wohlgemeinten
»Erinnerung ungeachtet, zu verwiedern keine Scheue
»getragen: Als haben dieselbe den bisher empfundenen
»Schuz und Schirm, auch andere von ihnen selbst ge-
»rühmte Huld und Güte dardurch muthwilliger Weise
»ausgeschlagen; und weil sie dabenebenst theils an ihre

»vermeinte Generalen und Oberen, theils auf die blinde »angegebene Obedienz sich berufen: als wird ihnen »alles ernstlich eingebunden, innerhalb drey Tagen von »hinnen zu weichen, und, soweit die unter mehrhöchst»gedachter Kron Schweden Schuz begriffen, als »die durch Deroselben siegreiche Waffen eingenommene »Landen hinfüro nimmermehr zu betreten. Maynz »den 25. Juny 1633.«

(L. S.) Stellan Morn mppria.

Das Kollegium und die Kirche der Jesuiten ward darauf den Augsp. Conf. Verwandten zu ihrer Wohnung und Gottesdienst eingeräumt *), — den Kapuzinern hingegen der Schlüssel zur Kanzel in U. L. Fr. Stiftskirche abgefordert, welchen sie jedoch verweigert, auch sich im Besize ihres Predigtamts dort kräftig erhalten haben sollen **).

*) Sie hatten auch die beiden Pfarrkirchen zu St. Quintin und St. Emeran ein. Volusius a. a. O.: »Templorum Structuris pepercit (Gust. Ad.), ob »regis Christianissimi interventum. Lutheranam »haeresin in templo S. Quintini et S. Emme»rami, et paulo post, ejectis PP. Soc. Jesu, »etiam in illorum Ecclesia, tum in sa»cello aulico S. Gingolfi per aliquot prae»cones debuccinari curavit,« etc. —

**) Prot. cit. »Interea omnes alii praesentes Clerici, »tam regulares, quam saeculares, se homagio »suecico obstrinxere, non sine injuria »magna summi Pontificis, Ordinarii

Und weil die französische mit der schwedischen Armee vereinete Truppen größtentheils der reformirten Religion beipflichteten, so fand auch diese während diesem Zeitraume zu Mainz ihre freie Uibung. Zu diesem Behuf ward ihnen anfänglich die Allerheiligen Kapelle in des Weihbischoffs Hause eingeräumt, wo sie mit Wegschaffung der Altäre, Bilder u. a. katholischen Kirchengeräthen bald fertig wurden; — in der Folge aber erhielten sie die Sommerkapitelsstube, (ehemaliges Refektorium) des Stifts zu U. L. Fr., wo sie dann ihre Pre-

»loci, et reliquorum Catholicorum; »verum nec hisce Sueci contenti, sed contra datam »fidem indies magis, magisque Clero insultavêre; »nam expulsis Jesuitis illorum Collegium et tem»plum Lutheranis assignârunt; insuper die 7. Sept. »et Claves ad Cathedram in nostrâ Collegiata »B. V. mediante Vdalrico ab Andlaw, »exegerunt â P. P. Capucinis; sed cum negarent, »aliis posse dari, nisi revdo Capitulo, â quo sta»tionem sive munus concionandi ante complures »annos impetrârunt, tandem post multos labores, »et perpessis grauioribus difficultatibus, quibus »in faciem Suecorum animose et viriliter restite»runt, stationem suae concreditae Cathedrae reti»nuerunt, et — conciones continuarunt cum ma»gno fructu et Consolatione Cleri, civiumque »Cathol. Mogunt.« etc — Die angezeigten Annalen des mainzischen Kapuzinerklosters wissen dieses Faktum auch mit großer Beredsamkeit und Eigenlobe gar weidlich zu erheben.

digten auf einer kleinen, aus dem Speisezimmer der Karthause dahin geschafften Kanzel, wie auch ihr Abendmahl hielten *); — hingegen soll sie von dem Gebrauche, selbst von der Betretung der Kirche des angezeigten Stiftes, nach Freyspachs Berichte **), die benachbarte Bürger-

---

*) Volusius a. a. O. »Calvinianis indulsit Sacellum »domesticum Rdssmi. Suffraganci, tum etiam cae»naculum majus, dictum den großen Revender ad »latus Colleg. Ecclesiae B. V.« — und das Prot. »Circa initium February hujus anni 1634 cum »magno dolore (Coloniae) percepimus, Calvini»stas, quos Suecus tempore nostri exilii Mogun»tiae introduxerat, et statim ab initio pro exerci»tio suae sectae Sacellum OO. SS. in aedibus »Suffraganeatus occupaverant, ubi destructis aris, »imaginibus, et tabulis piis dejectis, hucusque »proscripto alioquin dogmate in Imperio Rom. in»dulgebant, inde ad locum Capitularem aestivum, »aliás Refectorium Coll. nostrae Ma»rianae appellitatum, nescitur quo proditore »vel instigatore, migrâsse, ibidemque impiam hae»resin pro Concione auditoribus propalare, cae»nam Calvinisticam celebrare, et nihil intermit»tere, quod non conveniat huic impietati,« etc. — Eine so tolerante Sprache führte aber damals die gesammte Geistlichkeit zu Mainz, und sie bildet ein redendes Bruchstük der Geschichte ihres Geistes im XVI. und XVII. Jahrh.

**) Prot. cit. »Ad haec tantae fuisse audaciae, ut »etiam templum ipsum ingredi molirentur; sed »â vicinis civibus, bonis et malis ver»bis repulsos,« etc. — Der gute Freyspach,

schaft mit guten und schlimmen Worten abgehalten haben. Dort sezten die (wahrscheinlich zurükgekommene) Kapuziner während der ganzen schwedischen Besizzeit ihre Predigten fort, und schafften sich dadurch bei Stift und Bürgerschaft einen bleibenden Kredit *).

---

in Erwägung: »tot centenis annis, â primis jactis »fundamentis inauditum, in sancto isto loco hae»resin vel introductam, vel doctam fuisse,« etc. lamentirt über dieses Gräuel ungemein, ruft darüber Gott und die heilige Jungfrau an, — tröstet sich jedoch damit: »Etsi vero Calvinus tripudiet in loco »Capitulari, in ipso tamen templo fides ca»tholica ferventior exerceetur« etc. führt darauf den dort gehaltenen Gottesdienst an, wobei des Verdiensts eines gewissen Nic. Fischer, der immittelst den Pfarrer machte, und zur Haltung der Kirchenmusik von Haus zu Haus bettelte, gar rühmlich gedacht und erwähnt wird, wie sehr alle dort gehaltenen Andachten das Volk gestärkt und getröstet hätten.

*) Gleichwohl heißt es nachher, als Dech. Freyspach aus seinem Exil zurükkame, im angez. Prot. »Ad »solitam residentiam d. 2. Apr. (1636) — pedes »reversus fui, et ea, quae in Exilio de Mogun»tina devastatione notaveram absens, corám decu»plo deteriorata conspexi. Ac primo quidem Cul»tus divinus Collegiatae nostrae Mar. prorsus in»termissus fuerat« etc. — Dehinc dominicis et »festivis diebus à PP. Capucc, — in novâ Cathedrâ, »quae tempore exilii nostri interea â vicinis lanio»nibus circa piscariam portam in macello habitan»tibus, ipsorum expensis fabricata, concio — ha»bita fuit; — Caetera omnia visa emortua. In

Inzwischen war aber vielleicht in keinem Zeitraume religiöse Schwärmerei, Tartüffisch geübte Intoleranz, feste Anhänglichkeit an absichtlich ersonnene und ausgestreute Wundergeschichtchen, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, zu Mainz herrischer zu Hause, als eben in diesem, und man wußte wirklich den leichtgläubigen Alltagsmann mit einem ganzen Schoke neuer Wunder, welche sich fast täglich in der Stadt bald hie, bald dort zugetragen haben sollten, so gut zu unterhalten, dadurch auch, und nebenher durch Predigten, heimliche Versammlungen, Tröſteleien ꝛc., seine stumpfe Einbildungskraft so sehr zu erhizen, daß, hätten die übrigen Religionspartheien nicht eben die bewaffnete Macht auf ihrer Seite gehabt, für diese warlich das schlimmste zu besorgen gewesen wäre.

Darunter waren jedoch gar viele auch lediglich auf Trost und Hoffnung bald besserer Zeiten berechnet. Von diesen, zur Probe, nur ein und anderes: In

---

»domo Capitulari aestivali, in quâ Calvinistae sub »succo exercitia sua pro more haereticorum obi»bant, sedilia et scamna ad hunc usum, et par»vam Cathedram columnae affixam, quam è PP. »Carthusianorum refectorio furati fuerant, reperi; »prout in armario diversorum civium et Clerico»rum transportata et salvata utensilia domestica, »quae suis Dominis fuêre quam primum restituta« etc.

der Karwoche des J. 1634, hört man nächtlicher Weile in der eben von den Augsp. Conf. Verwandten zu ihren Gottesdienst gebrauchten Schloßkirche eine — unvergleichliche Musik; — vier bis fünf Bürger eröffnen die Kirche, — hören keine Musik mehr, — sehen aber auf dem Altar zwei Kerzen brennen, und auf dem Altartische alle priesterliche Kleidungen ausgebreitet*). — Im Junius desselben Jahrs wollte man nach Mitternacht eine Menge schöner, weißgekleideter Engel mit brennenden Lichtern eben rings um die Domkirche gehen, sich gegen Kölln, wo sich der Erzbischoff aufhielt, gar andächtig neigen, auch

*) Prot. cit. »Circa initium May (1635) fide digno»rum Moguntinensium testimonio narratum fuit, »quod Moguntiae in templo arcis hoc anno in septi»manâ sanctâ, de nocte audita fuerit perinsignis »Musica, quam cum curiosius notarent quatuor »vel quinque Cives Moguntini, eadem nocte fores »templi praeclusas reserant, sacrum locum per»lustrant, sed ne hominem, multo minùs Musicos »deprehendunt, praeterquam in altari summo duos »cereos ardentes, et supra tabulam altaris, Ca»sulam, Albam, aliaque vestimenta Sacerdotalia, »posita et explicata conspexere, qui rei hujus no»vitate perterriti, eoquod Succi cum Luthero hunc »invaserint, et de facto detineant locum, clâm »domos suas repetiêre, et Seqq. diebus hanc visio»nem suis Concivibus, aliisque plurimis retulêre,« etc.

darauf ihm mit der Hand winken gesehen haben *); — Gnadenbilder verdreheten die Augen, — Kruzifixe schwizten; — aus dem Munde heiliger Bilder vernahm man deutlich Ach- und Wehstimmen, u. dergl. mehr.

Mit Labsalen solcher Art verband sich aber bald eine weit kräftigere Herzstärkung, — freilich anderer Art, — in der Nachricht von dem Tode des berüchtigten Wallenstein, welcher unter der Maske, Friedensmittel zu Gunsten des katholischen Theils aufzusuchen, heimlich mit dem protestantischen zugehalten, und selbst nichts geringeres im Anschlage geführet haben soll, als das gesammte Haus Oestreich mit einem Streiche auszurotten ꝛc., wovon ich

---

*) Volus. c. l. »Factum est eo tempore (m. Jun. »1635.) id, quod duorum civium fide dignorum »eloquio mihi tunc Moguntiae versanti, aliisque »quam plurimis, sub attestatione fidei honorisque »fuit expositum, qui nimirum affirmârunt, se, »cum nocte jam fere mediâ per forum et locum, »qui nobis Leichhof vulgariter dicitur, ambo do»mum remeassent, magno protinus supra templi »Metropolitaeni fastigia splendore obstupefactos »vidisse magnam Angelorum cohortem, qui nimium »pulcri, albis induti vestibus, cereos habentes in »manibus, praedicta fastigia circumgirando, re»curvo capite, iteratò versùs plagam Colon. se »inclinabant, manuumque gesticulatione Archiprae»sulem ibi exulem revocare videbantur; quod prae»sagium per felices eventus nox subsequutos non »vanum fuisse apparuit; nam paulò post,« etc.

bereits in diesem Archive einen authentischen Gesandtschafts-bericht geliefert habe.

Und nun noch besser darauf: — Viktoria! — (so ganz heimlich, aber herzlich zu Mainz,) — Viktoria! (so überlaut und aus vollem Halse zu Kölln, und rings um Mainz her;) — Regenspurg fällt am 24. Juli, — gleich darauf Donauwörth, — am 6. Sept. durch die bekannte Schlacht auch Nördlingen. Wonnetrunken muß zwar Mainz seine Freudensbezeigungen unterdrüken; aber in Kölln, wohin die Nachricht erst am 17. Sept. gelanget, überläßt sich der ausgewanderte Mainzer allen Ausgüssen der feurigsten Wonne durch feierliche, mehrmalen, und noch in derselben Nacht abgesungene Te Deum, alle Gloken sind in zweistündigem Einklange, — die ganze Stadt ist prächtig beleuchtet, — das Geschüz abgedonnert, — und, schauet auf! — auf der Spize der Thürme des Rathhauses und der Jesuitenkirche brennen auch zwei kurfürstliche Kaiserkronen im schönsten Diamantenfeuer *).

*) Prot. cit. »Sparsis praememoratis novis, incre»dibili omnes, praesertim exules perfusi fuere lae»titia. Quare die 17. Sept. quâ nimirum ante »triennium circa Lipsiam Acatholici Caesareanos »vicerant, et nostrum exilium initium habuit, in »Metropolitanâ Coloniensi soltemniter Sacrificium »missae de SS. Trinit. et de hinc Te Deum lau»damus, in praesentia Rdssimor. et Ill. PP. ac DD. »Anselmi Casimiri Archiepisc. Mog. Fran»cisci Episc. Bamberg. et Herbip. Georgii

Um Weihnachten (1634) schikte hierauf Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt seinen Kanzler, Dr. Wolff von Todenwart, an die beiden Kurfürsten zu Mainz und Kölln, mit Schreiben, und den zu Pirna gefaßten Friedenspunkten. Der Landgraf verfügt sich in eigener Person nach Brükenau, um dieselbe, wie sie zwischen dem Kaiserhofe Namens aller katholischen Ständen eines, — und Kursachsen Namens aller protestantischen, verabredet waren, den dort versammleten Fürsten von Würzburg und Fulda zur gleichmäßigen Berathung, Beitritt und Unterzeichnung vorzulegen.

Eben als die beiden Kurhöfe Mainz und Kölln darüber berathschlagen, trifft ein kaiserlicher Kurier mit dem besagten, vom Kaiserhofe bereits vollkommen genehmigten Punkten, zugleich aber auch mit den nachdrüklichsten Ermahnungen an die sämmtlichen katholischen Fürsten und Stände ein, dieser Vorlage entweder schlechtweg beizutreten, und

»Antonii Episc. Wormat. cum numerosa multi»tudine exulum, et frequenti Cleri et populi Co»lon. coronâ decantatum fuit. Circa crepusculum »vero vespertinum ab horâ 6. usque ad 7. omnes »campanae omnium Ecclesiarum pulsatae, omnia »tormenta majora explosa, in plateis undequaque »ignes excitati, in Senatoria turri, uti etiam in »Campanili PP. Soc. Jesu corona ignita mirae dex»teritatis effulsit, ac in multum noctem denuò »Te Deum laudamus repetitum, fragore tor»mentorum significatum, et tympano et choro ab »omnibus decantatum,« etc.

sie zu unterzeichnen, oder andere Mittel, den Frieden herzustellen, an die Hand zu geben, — oder endlich, zur Fortsezung des Krieges, die erforderlichen Summen um so mehr beizuschaffen, als die kaiserlichen Kassen gänzlich entschöpft seyen, und dem Kaiserhofe schlechtweg unmöglich seye, längerhin gegen die Protestanten und Kezer mit bewaffneter Hand vorzuschreiten *).

*) Prot. cit. »Circa festa Natalitia hujus anni 1634 »Illmus. princeps ac D. Georgius Landgravius »Hass. Darmstad. suum Cancellarium Dr. Wolf»fium cum literis certisque partis pro composi»tione pacis Pirnae inchoatis, ac demum Au»singae sancitis, ad Electores Mogunt. et Colon. »misit; interea ipse D. Landgravius propè Ful»dam zu Brükenau convenit Principes Her»bipol. et Fuldens. quibus coram eadem pacta inter »Caesar. Maj. nomine omnium Catholicorum Sta»tuum Imp. Rom. et Electorem Saxoniae, nomine »omnium Protestantium inita referebat, in illum »finem, ut in eadem condescenderent, et pro pace »Germaniae restauranda placitarent. Jnsuper, »dum omnia naturâ deliberatione ab altememora»tis Electoribus Mogunt. et Colon. consultarentur, »supervenit expressus nuntius â Caesareâ Majestate »cum praefatis punctis, et gravissimis monitis, ut »vel Principes et status Catholicorum iisdem sub»scriberent et se conformarent, vel alia media, »quibus pax in Imperio firmaretur, pecuniasque »subministrarent ad continuandum bellum, eoquod »iste Nervus deficiat, aliasque ob causas notas »Majestati suae impossibile foret, ulterius armata »manu progredi contra Protestantes et haereticos,« etc.

Diese Alternative erschütterte die Geistlichkeit, welche darüber, in Erwägung des Nothstandes auf einer, und der Gefährdung der katholischen Religion und so mancher ihr beipflichtenden Staaten anderer Seits, in unbeschreibliche Verlegenheit gerieth. Kurfürst Anselm Kasimir benahm sich hiebei mit ächter Klugheit; er ließ, um theils die katholischen geistlichen Höfe in Kenntniß von der damaligen wahren Lage der europäischen Mächte, und der daraus für den vorliegenden Augenblik erwachsenden Politik, woran es fast überall gebrach, zu sezen, theils den zarten Gewissen so mancher, und ihrer Helfer und Schreier Luft zu machen, mithin beide gegeneinander richtig abzuwägen, handschriftlich unter ihnen politisch-religiöse Reflexionen in magistralen Zweifels- und Entscheidungsgründen zirkuliren, welche auch wirklich ihre trefliche Wirkung thaten, und als ein Hauptaktenstük des darauf erfolgten tragischen Friedens anzusehen sind. Sie sind noch unbekannt. Obgleich sie nun auf Schweden, und unsere Schweden zu Mainz, keinen unmittelbaren historischen Bezug haben, so verdienen sie doch, wegen des darin aufgefaßten strenggetreuen Bildes von Europa's damaliger politischen Lage im Ganzen, die Bekanntmachung, welche ihnen nunmehr die Note *) verleihet.

---

*) »Ratione praedictorum punctorum exoriuntur Sub-»sequentes quaestiones:

Kaiser Ferdinand hatte zur definitiven Berathung und Entschließung einen peremptorischen Termin auf

---

1) »Utrum non sit notorium, à parte Protestantium »ruptas esse et violatas olim initi de Religione »foederis conditiones, eoquod modo contra Im- »perium et Catholicos publice arma moverint,— »ideoque nec Catholicos foedere illo amplius »teneri ac obligatos esse, etiamsi illae aliae »priores contraventiones non intercessissent?

2) »Utrum necessitas aliqua esse possit, ob quam »pax Religionis A. 1555 inita, de novo »reparari, et quemadmodum verbis nunc est »concepta ac expressa, perpetuo possit confir- »mari?

3) »Posito, quod propter necessitatem aliquam pax »religionis licite denuò possit iniri, et in Pir- »naicâ transactione confirmari, utrum »in praesenti talis adsit necessitas?

4) »Annon propter majus bonum, quod ex hac con- »firmatione speratur, pax haec religionis iniri »et admitti possit?

»Hae ut quaestiones resolvantur, necessum est consi- »derare praesentem Imperii statum, »prout ille se nunc de facto habet:

»Et 1) quidem gaudent Catholici justitia causae, »spemque habent ac fiduciam in Deo collocatam, »ipsum in rebus honorem suum atque Ecclesiae »suae salutem concernentibus non defuturum, »et sicut alias in extremis et gravissimis peri- »culis, ita nunc quoque omnibus mediis neces- »sariis succursurum.

2) »Quam spem eo confirmatiorem habent Catho- »lici, quod divinâ omnipotentiâ juxta Nörd- »lingam praeclara potiti sint Victoriâ.

den 25. Febr. 1635 anberaumt. Anselm Kasimir hielt ihn strenge ein, und konformirte sich unbedingt mit

---

3) »Quod etiam praecipua aliquot loca recuperarint, »hosti timorem injecerint, resque ipsorum Ca»tholicorum jam multo melius eant, quam ante »annum.

4) »Quod, licet à parte adversâ praecipuae adhuc »teneantur Urbes Imperiales, tamen et eae ex»haustae sint, et in iis Commerciorum usus, »unde potissimus earum nervus et robur, in»terclusus, ita, ut non amplius multum sup»peditare possint.

5) »Promitti quoque possint et exspectari externo»rum subsidia; Nam potentiss. Rex Hispaniar. »neque Caesaream Majestatem, neque Imperium »Rom. deseret. Rex quoque Poloniae, victor »gloriosus, poterit assistere; Similiter Sua »Sanctitas, Principes Itali, aliique.

»Contra in considerationem veniunt:

1) »Vires quidem internae, quae sunt Impera»tor cum statibus Imperii. Imperator per »se consideratus, tanquam Archidux Au»striae. Nunquid nota est ipsius terrarum »hereditariar. conditio ac status; significavit »sua Caes. Maj. litteris de hoc ipso pacis in»eundae tractatu ac negotio datis, â se solâ »bellum non posse continuari.

2) »Reliquum Imperii robur consistit in Circulis, »quos inter tres Electores Ecclesiastici, Mogun»tinus, Colon. et Trevir. duo primi extrema »tentarunt, ideoque hominibus et provinciis »exuti, nihil amplius possunt; Trevirensis au»tem sub Galli est potestate.

dem Kaiserhofe, jedoch unter einigen Modifizirungen und Zusäzen, welche vielmehr die große Absicht, Deutschland

---

3) »Elector Bavarus, etiamsi A. 1630 in habito »Francofurtensi Conventu Significavit, necdum »se exhaustum, tamen aliud suis jam litteris »attestatur. Reliquorum si considerentur vires, »jam notoriae sunt calamitates, quibus pressae »eorum terrae, et desolatae.

4) »Ex Ecclesiasticis principibus soli »reliqui sunt Salisburgensis et Herbipoten. qui»bus aliquae adhuc vires; quid vero hucusque »praestiterit Salisburgensis, notum est.

5) »Ex Saecularibus superest principibus »Comes palat. Neoburgicus; sed experientia com»probavit, quae in illo spes collocanda.

6) »Comites et nobiles, S. Equestris ordo, »è quibus exigua pars Catholica, sunt ut pluri»mum oppressi et perditi.

7) »Urbium Imperialium, in quibus dicitur »consistere robur Germaniae, vix ulla »Imperatori paret ac favet, quae potens sit, »praeter Coloniam; quid autem et ipsa huc»usque praestiterit, et possit, est notum.

»Contra, si considerentur vires Adversae par»tis, tenet ipsa utramque Saxoniam, Superiorem »et inferiorem, Circulos Westphalicum et Rhena»num cum omnibus ipsorum munitionibus, quarum »permultae sunt, ac munitae; Et licet munitiones »Wolffenbüttel, Nienburg, et Neustadt in Catho»licorum adhuc sint manibus ac potestate, attamen »non certum, quamdiu illae ab ipsis sint defen»dendae.

»Inclinant in partem adversam Civitates An»seaticae, quarum quantae sint vires, saepius

die längst erwünschte Ruhe und Frieden zu verschaffen, mehr beförderten, und dem Interesse jenes, und des sächsischen

---

»usus comprobavit. Ipsae solae adhuc ante has »utrique Circulo saxonio superiori et inferiori »sese opposuerunt, negotiumque facesserunt.

»Adhuc pars adversa occupat omnia flumina, »portusque totius Europae opportunissimos, magno »suo commodo; inde enim mari omnem commea- »tum, annonam, ac munitionem, caeteraque ad »bellum necessaria, licet ea ipsa terrâ include- »rentur, ex uno in alium locum possent importa- »re; et quia praecipuas civitates, vias, seu tran- »situs et munitiones, in quas omnis necessaria »annona ex agris est convecta, in sua habet ma- »nu, poterit ex iis tempore necessitatis pro rerum »exigentiâ, sibi suoque exercitui providere. Con- »tra Caes. Majtis., ipsique adhaerentium Catholi- »corum Electorum ac principum exercitus campum »obtinet patentem, ac paucis exceptis terrestres »et minime munitas civitates ac vicos, et jam tum »pecunia, tum commeatu, munitione, aliisque la- »borat; unde etiam timeri possit aliqua periculòsa »seditio, ex quâ ad se militem adversa pars pelli- »ceret; Siquidem Hispani etiam nunc conquerun- »tur, quod ipsorum miles Comiti Mansfeldio sub- »ditus, propter incommoda rei familiaris, aut »malam tractationem pereat ac dilabatur.

»Et haec hactenus de internis mediis.

»Quod ad externorum subsidia attinet, expe- »rientia docuit, quid Sua Sanctitas toties »rogata ac sollicitata praestiterit.

»Rex Hispaniarum ita â variis detinetur »implicatus hostibus, cum domesticis, tum exter- »nis, ut non armis oppugnare, seu offensivè se

Hauses angemessener wären; — aber Kurkölln zauderte. Dieser Hof fand für gut, diese Punkte erst durch

---

»gerere, sed sua tantum defendere ac propugnare, »sive defensive se tantum habere cogatur. Deinde »notum est, quod nuda et tarda ab ipso mittantur »subsidia, cum antehac 20 millia virorum Imperio »Rom. promiserit se suis Sumtibus alturum, sed »inaniter, et sine effectu.

»Praeterea Regem Brasiliae in tanto dici»tur versari periculo, ut, si illi à magno quo»dam exercitu non Suppetiae ferantur, forte pe»reat ac amittatur.

»Murmur quoque est, Regis Hispaniarum lega»tum nomine sui Regis Electori saxoniae pacem »obtulisse. Fertur quoque Cardinalis Infans, »aliique praecipui ipsius Officiales Significasse: »Vidisse se Imperii Germ. statum, ni»hil sibi videri melius, quam de pace »cogitare.

»Rex Poloniae, siquidem de recuperando »suo regno haereditario Sueciae laborat, ipse co»pias petet auxiliares â sua Caes. Majte.; deinde »plures è statibus ipsius Regni, Acatholici, prom»ptam Regis voluntatem impedituri praesumuntur.

»Principes Itali in variâs secti factiones, »vident â sua Sanctitate nihil aut moveri, aut »tentari; considerant tristem Lotharingi principis »tam potentis eventum.

»Partem quoque adversam juvat Rex Gallia»rum Christianissimus.

»Item Regnum Sueciae, — Rex Daniae, »— et Angliae.

eine, sonderbar, und zwar aus dem Weihbischoffe zu Paderborn, zwei Dominikanern, zwei Jesuiten, zwei Franziskanern und zwei Kapuzinern niedergesezte Hofkommission dogmatisch prüfen zu lassen, welche am Ende freilich auch dahin übereinkam: Noth gehe über Gewissen; — mit dem Vorschlage jedoch, man möge sie vieler malignanten Klauseln halber, doch ja nicht als Gesez und pragmatische Sanktion, sondern lediglich in Form eines Vertrags, Vergleichs, Versprechens und dergl. bewilligen, um hernach noch immer freie Hand zu haben, sich davon nach Konvenienz, unter Vorschüzung der Einrede von Gewalt, Furcht, veränderter Lage

---

»Generales status Hollandiae, qui et »hispaniarum Regem ut plurimum fatigant.

»Praeter quae omnia considerandum est, an »non melius, Catholicos Archiepiscopatus, Epis»copatus, et Provincias cum tot millibus anima»rum, de quibus jam certi esse possimus, quibus»que praepositi Archiepiscopi, Episcopi etc. jura»mentis arcte obligati sunt, conservare, quam »sub dubia spe continuatis armis plura recuperan»di, etiam illos deperdere, ac haereticorum jugo »permittere; ideoque eo amplius, quod in allatis »hisce necessitatibus id commodi speratur, ut prae»ter Archicancellariatum, reliqui quoque Archie»piscopatus, Episcopatus, quos Catholici A. 1627 »possederunt, et inter illos aliqui ante non pos»sessi sint recuperandi,« etc.

der Umständen ꝛc. desto leichter wieder loszuwinden *).

Als dieses köllnische Staatsparadoxon in Mainz ruchbar ward, lachte und ärgerte man sich gar weidlich darüber; denn da hatte man alle Tage auf seine Erlösung

*) Prot. cit. »Ad requisitionem Caes. Majtis, »Rdssmus Moguntinus visus fuit se Majestati suae »in termino, hoc est circa 25. February hujus anni »1635 conformaturum; Elector vero Coloniensis »praememorata puncta certorum quorundam Theo»logorum (am Rande stehet: Theologi fuerunt Rmus. »Suffrag. Paderborn. Duo PP. Dominicani, duo »PP. Soc. Jesu, duo PP. Observantes, duo PP. Capucini,) transmisit judicio examinanda, in »quantum nimirum salvâ Conscientia pos»sit et debeat condescendere; qui re diligen»ter perspectâ et ponderatâ concluserunt: quan»doquidem Necessitas non habet le»gem, — Necessitatem autem â Cae»sareâ suâ Majestate gravissimis »verbis, motivis, et praegnantibus »rationibus allegari, — ideo tuta »Conscientia posse iisdem consenti»re; hac tamen addita monitione, ut »fiat per modum pacti, transactio»nis, et permissionis, non veró po»sitive instar legis, vel pragmaticae »Sanctionis, eoquod saepius dictis »punctis insint multae Clausulae ma»lignantes, quae ex se repugnarent »Conditionibus legis rite decenter»que ferendae,« etc.

gezählet, und gefürchtet, unter solchen Albernheiten in Verhandlungen der dringendsten Staatsangelegenheiten möchten die Schweden endlich gar über den Kopf wachsen, und Lust bekommen, Herr und Meister der Stadt auf ewig zu bleiben; welches freilich nur den wenigsten gelegen war.

Der protestantische Theil hielt hierüber gleichfalls im Jänner 1635 zu Worms einen Kongreß, wohin Axell v. Oxenstiern, um Mittel zum Frieden aufzusuchen, abgieng. Darüber war man nun wiederum in Mainz überaus vergnügt, und berechnete schon Tage und Stunden der Befreiung aus Babylons Gefangenschaft. Indem aber jene Pirnaischen Punkte nur die Kurhäuser Sachsen und Brandenburg berükſichtet hatten, die übrigen protestantischen Höfe hingegen darinnen gleichfalls eingeschlossen zu werden verlangten, und des Endes allerlei harte Punkte hinzufügten, worunter gleich der erste war: daß alle von dem Könige v. Schweden aus geistlichen Gütern und Ländern ihnen gemachte Schenkungen, ihnen, zwar nicht nach Recht des Kriegs, aber doch als Ranzion, ewig eigenthümlich verbleiben sollten rc., so zerschlug sich diese Freude wiederum gar sehr, und neuerdings ward vielmehr die Sache weitaussehender, als zuvor *).

*) Prot. cit. »Protestantes in eundem finem Con»ventum indixerunt in Januario Wormatiae; unde

Das Meer von Drangsalen, worin die unglükliche Stadt und Bürgerschaft zu Mainz, auch alle kurfürstliche Unterthanen rings um dieselbe, bis auf den tiefesten Grund versunken waren, bestimmte diese endlich, ihre Arme nach ihrem Landesfürsten zu Kölln auszustreken, und in einem unbeschreiblich wehmüthigen Bilde den Abgrund zu schildern, in welchen sie sich unverschuldeter Weise befanden. Bis zu Thränen gerührt, versuchte Anselm Kasimir das Aeußerste. Er schrieb an den König von Ungarn, als Generalkommandanten der gesammten kaiserlichen und ligistischen Armee unterm 31. Okt. 1634 und beschwerte sich über Herzog Bernhards v. S. Weimar rasendes, neu formirtes Kriegsvolk nachstehendermaßen:

»Durchlauchtigster König, Hochgeborner Fürst! Euer »Königl. Würden seyndt rc. Besonders lieber Herr und

»Axelius Oxenstiernius Moguntia discedens, dicitur ibidem tractare media pacis. Moguntini nostri scripserunt ad suos exules Coloniam, magnam spem esse prae foribus redemptiones nostrae,« etc. — und weiter: »Verum cum saepius praememorata pacis compositio solummodo duas donos Electorales Saxonis et Brandenburg. respiciebat, alii rebelles Protestantium multis pro se adjectis pactis iniquissimis simul includi minaciter intenderunt, quorum primo loco ponebatur: ut omnem terram, ditionemque à Rege Succor. dono ipsis truditam ex bonis Ecclesiasticis, sibi non tam jure belli, quam Lytri causâ, proprietarie reservarent. Res stetit in praesens, exitum nos exules praestolamur.«

»Freund! Euer Königl. Würden mag ich hiermit freundlich »unverhalten, was Gestalt mir meine und meines Erzstifts »angehörige Unterthanen schmerzlich zu erkennen gegeben, »daß über alle vorige, nun ins dritte Jahr ausgestandene »unchristliche äußerste Trangsalen, seithero der leztern, von »Gott dem Allmächtigen Eurer Königl. Würden bei Nörd»lingen verliehenen herrlichen Haupt-Victori, die Schwe»dische und deren Conföderirte, gemeldte meine Unterthanen »allenthalben, beverab in und um meine Stadt Maynz, und dem Lande Rheingaues, mit Morden, »Brennen, Rauben, Knebeln, Forciren und andern Tyran»ney dergestalt barbarisch traktirt haben, und solches je län»ger, je mehr continuiren, daß dergleichen vorher bei Hei»den und Türken, will geschweigen den Christen, nie erhöret »worden. Weil mir nun dieses billig tief zu Gemüth gehet, »mich auch schuldig erkenne, in dieser äußersten Noth be»sagter meiner Land und Leuthen, so gut ich immer kann, »anzunehmen: Als ersuche Ew. Königl. Würde ich hiemit »ganz freundlich, dieselbe nicht allein an den Orten, welche »sie mit Ihrer victoriosen Armee in meinen Landen berühren »mögten, meine Unterthanen in Kaiserl. und Königl. Schutz »zu nehmen, sondern auch Ihr gefällig seyn lassen wollen, »dem schwedischen Kanzler Oxenstiern etwa durch einen »Trompeter, oder andere Ihr beliebende Mittel andeuten »zu lassen, er Oxenstiern wolle bey sein, und seiner »Conföderirten Soldatesca die unverlängte Verordnung

»thun, damit dieses Wüthen und Tyrannisiren entweder »eingestellt werden möge, oder im widrigen Fall erwarten, »daß Ewr. Königl. Würde gegen sie Oxenstierns und »dessen Adhärenten angehörige Unterthanen ebenermaßen »gebaren, und die meinige ad talionem usque, darzu es »dann Ihr an gnugsamen und mächtigen Mitteln nicht er»mangeln thäte, unausbleiblich revangiren würden ꝛc. — »Datum Kölln, den 31. Okt. 1634.

»Ew. Königl. Würden

»Dienst= und bereitwilligster

»Anselmus Casimirus Archieps. Mog.

Worauf dann der kaiserliche Generallieutenant Graf v. Gallas gedachten schwedischen Kanzler in solchem Inhalte, und unter dem Motive:

»Daß ein solches wieder allen Kriegsbrauch, »und schlechte Reputation, in dem, daß man »sich an einen unarmirten Landmann und Bauern »rächen welle; zu geschweigen, solches auch mit »der christlichen Liebe, und in Acht neh»mung der Reichsfreiheiten, deren sich »Ihre Parthei so hoch rühmet, wenig »übereinstimmet« ꝛc. —

d. d. Hauptquart. Stokgarten, 14. Nov. 1634, zuge schrieben hat *); welches dann auch die gute Wirkung

*) S. beide Schreiben im Theatr. Europ. Th. III.

gehabt, daß diese viehische Barbareien um etwas vermindert, und auf einige Zeit eingestellt wurden.

Philippsburg ward darauf am 24. Jänner 1635 von der kaiserlichen Armee wieder erobert *), — und auch Trier fiel am 26. März in ihre Hände **).

---

*) Prot. ibid. »Interea Vdenheimium, nunc Philippsburgum arx residentiae Episcopi Spirens. quae in Septembri anni superioris â Suecis »et Protestantibus Regi Galliar. tradita fuerat, »die 24. Januar. miro stratagemate Colonelli Bambergeri in potestatem Caesareanorum fuit reducta, ibidemque praeter munitionem receperunt: »128 tormenta majora, 16 Vasa auri, et duas cistas »Duplonum gallicarum, 6000 Vasa pulveris tormentarii, 12,000 Vasa Salis, 10,000 maldra farinae, »30,000 maldra hordei et avenae, 100,000 maldra »Siliginis, ingentem, inaestimabilemque thesaurum »in vino, et aliis mobilibus; ita, ut haec Victoria »pluris aestimetur, quam in Septembri victoria »Nordlingensis,« etc.

**) Prot. cit. »Die 26. Martii recuperata fuit â Caesareanis et Hispanis, Duce Comite Embdano, »Gubernatore Luxemburg. Treviris, jam ante Succor. et Gallor. ab Archiep. Philippo Christoph. â Soetern in perniciem totius Rom. »Imperii et Cath. religionis, et destructionem »omnium Catholicorum, tradita potestati, ipsoque »Archiep. capto, et Luxemburgum die 4. April. »abducto; Treviris et tota diaecesis ab hoste liberata paululum respirat, et imposito jugo servitutis perpessae, melius incipit habere,« etc.

Der Frieden zwischen dem kaiserl. und kursächs. Hofe war unterzeichnet, und zu Prag und Wien bekannt gemacht. Der Graf Gallas erhielt darauf von dem Könige von Ungarn als Generalfeldmarschall der katholischen Lige die Ordre, vorzurüken, zu Speier über den Rhein zu gehen, und den Kurfürsten von Mainz schleunig in den Besiz seiner Residenz und Länder wieder einzusezen. Der König gab dem Kurfürsten hievon eigenhändige Nachricht.

Dies geschahe. Gallas säubert Speier und andere Orte dieser Diözes, — verfolgt Herzog Bernharden von Schritte zu Schritt, — gewinnt diesseits des Rheins in kurzem alle Oerter von Speier bis Koblenz, — und dränget den Feind, der allmählig bis auf 1000 Mann Reuterei aufgerieben war, bei Koblenz über den Rhein, der sich darauf mit den Völkern des Landgrafen v. Hessen-Kassel, welcher von obgedachtem Frieden ausgeschlossen war, vereinigt.

Es fielen hienächst am 26. Jun. Bingen, und alle Oerter auf dem Hundsrüke, — und nun geht Gallas gradezu auf Mainz los, um es zu entsezen *).

---

*) Prot. cit. »Interea pace compositâ inter Caes. »Maj. et Saxonem, eâdemque Pragae et Vien- »nae publicatâ, Rex Hungariae, generalissimus »Mareschalcus Cath. Ligae in mandatis dedit Co- »miti de Gallas, ut cum suis legionibus Spi- »rae Rhenum transeat, ac quantocyus Rdssmum. »Moguntinum denuo restituat. Quare repurgatâ

Der kaiserliche Kurier brachte darauf am 8. Jul. nach Kölln die Nachricht von dem am $\frac{20.}{30.}$ Mai 1635 zu Prag unterzeichneten Frieden, mit dem kaiserl. Dekrete seiner Bekanntmachung. Lauter Jubel erscholl hierüber auch im bedrängten Mainz; — die aufgebrachten Schweden vergalten ihn durch ihre nun wieder verstärkte Mißhandlungen, und ließen es vorzüglich den Stadtrath entgelten, der darüber abgesezt ward.

Während dieser Zeit ward nun von Seiten der kaiserl. Armee ein Anschlag auf Mainz gemacht, welches man auf ähnliche Art, wie kurz vorher die Statt Trier, wieder zu gewinnen hoffte; allein er ward von einem Rheingauer Bauern den Schweden entdekt, von diesen vereitelt, und die Verräther wurden zu Mainz auf dem Speisemarkte vor der Domkirche enthauptet. Ich will darüber

---

»Spirâ, aliisque locis Diocesis Spir. insequitur »Weimariensem, omnia loca cisrhenana â Spira »usque Confluentiam illum tenentem recupe»rat, hostem eo usque redegit, ut dissipato ejus »exercitu, cum mille solum equitibus circa Con»fluentiam transiverit Rhenum, et Hassis Casella»nis, qui foedere pacis exclusi, se conjunxerit; »unde Bingam, omniaque loca auf dem Hunds»rük recuperantur 26. Juny 1635 atque dehinc ple»no exercitu tentatur Moguntia, in quâ Sueci »fortissimum posuere praesidium,« etc.

das Theatr. Europ. *), welches diesen Vorgang pünktlich erzählet, hie sprechen lassen:

»Wasmaßen es, — heißt es, — mit Trier, und »dessen Eroberung durch gemachten Anschlag so schleu»nig und glücklich nachgegangen, davon haben wir kurz »zuver vernommen. Selbiger Succeß hat viel andere »wach gemacht, daß sie dergleichen tentiret und unter»standen, doch nicht mit gleichem Succeß und Glücke. »Dann dergleichen Vorhaben und Anschlag ist auch in »Mainz abhanden gewesen, indem etliche Rädels»führer mit den Kaiserlichen im Rheingau korre»spondiret, und alle mainzische Beschaffenheit, sonder»lich des Gau- und Altmünsterthors, der Wach»ten, inliegenden Garnisonen, wo Ihr Fürstl. Gnad. »Herzog Bernhard sich befinde, wo sich dessen Armee »aufhalte, und anders hierüber berichtet. Es sind »aber zu Effektuirung eines so schweren Intents und »großen Blutbads 1500 Mann kommandirt gewesen, »so bei Nacht nach empfangener Losung, welches mit »Glockenläuten von den Thürmen geschehen sollen, über den »Rhein sezen, und sich vor dem Gau- und Altmün»sterthor zu bestimmter Zeit präsentiren sollten. »Immittelst wäre in der Stadt, und unter dee Bür»gerschaft die Anstalt und Verfügung geschehen, daß

*) A. a. O.

»ein jeder seine Soldaten am Osterabend zum Tisch »nöthigen, wohl traktiren, einen guten Rausch zutrin»ken, und nach ergangenem Losungszeichen, und dem »Kaiserlichen Anfall, niedermachen und aufopfern sollte.

»Es ist aber dieses angestellte Blutbad durch einen »Bauern, so aus dem Rheingau am Charfreitag Holz »in Mainz tragen, und den eigentlichen und endlichen »Ausschluß dieser vorhabenden Tragödie abholen sollen, »ausgekommen, indem selbiger in der Wacht für ver»dächtig examiniret, in Verhaft gezogen, und sobald »auch des Thumbherrn von Andlau Diener, und »zween Prokuratores, als N. Martin und N. Frosch, »so Prinzipalen, neben noch neun Personen gefänglich »angenommen worden, und wurden täglich noch mehr »eingezogen.

»Am 29. und 30. ist Mainz ganz verschlossen »geblieben, darauf daselbsten und bei Bingen in die »5000 Mann übergesezt; jene haben sobald Wiesba»den überfallen, darinnen von zwei Bönninghausischen »Leibkompagnien zu Pferd, und dreißig Musquetiren »viel niedergemacht, den Obristlieutenant selbigen Re»giments, beide Rittmeister, zwei Lieutenants, zwei »Cornet, sammt allen Offizieren, und in hundert Reu»ter gefangen bekommen, und neben zwei Standarten, »des Herrn General Heerpauken, aller Reuter Pfer»den, und Bagage in Mainz eingebracht; darauf

»nach Walluf gerückt, selbiges mit vier Kanonen
»beschossen, und nach wenig Stunden erobert, da
»auch alles, was sich nicht bei Zeiten retiriret, nie-
»dergemacht, und eine vornehme Obristin *) neben
»andern gefangen werden. Am Osterdienstag hat man
»in der Jesuitenkirche zu Mainz wegen ent-
»deckter Verrätherei und verhüteten Blutbads, dem
»allmächtigen Gott zu Ehren ein Lob- und Dankpre-
»digt gehalten, und mit vielen Lobpsalmen beschlos-
»sen« 2c. **)

Und nachdem der Verf. einen ähnlichen Anschlag auf die Stadt Koblenz, welcher gleichfalls entdekt, und, wie dort bei den Geistlichen eine überaus große Menge Pistolen, Bandelierrohre und Musqueten, alle geladen, gefunden worden seyen, — diese Herrn aber doch mit dem Kopfe durchgekommen, erzählet, so heißt es weiter:

»Mit den Conspiranten zu Mainz aber ist man här-
»ter verfahren. Dann der Prokurator Frosch, des
»Herrn von Andlau Diener, zusammen dem ertapp-
»ten verrätherischen Bauern seynd zu Mainz auf dem
»Markt bei dem Thumb enthauptet worden. Den
»Körper des Prokuratoren hat man in vier Theile zer-
»hauen, selben neben den andern zween Körpern vor

*) Von Metternich, wovon oben.

**) Act. Suec. Cont. II. p. 132.

»die Stadt geführt, hinter dem Schloß ein Rad auf-»gerichtet, und des verrätherischen Bauern Körper »darauf gesetzt, dessen Kopf aber auf einen Pfahl ge-»steckt, — des Herrn v. Andlau Diener begraben. »Von des vielgemeldten Prokuratoren Frosch seinem »Körper hat man ein Viertheil an einen Schnapp-»galgen dabei, und die andern Stücke an die andern »Pferten aufgehenkt; die übrigen Conspiranten aber, »so auch in Verhaftung gewesen, sind wieder losge-»lassen worden« ꝛc.

Eine andere Expedition fiel am $\frac{5.}{15.}$ und $\frac{6.}{16.}$ Juny 1635 vor, deren ebengedachtes Theatr. Europ.*) folgender-maßen erwähnet:

»Dieser Zeit (M. Jun. 1635) stund Mainz, welches »noch in schwedischen Händen war, in Gefahr, dann »auf der Wormser Seiten die kaiserl. Gallasische, »jenerseiten aber die Mansfeldische Armee lag, »welche nunmehr den Schwedischen sehr zuzusezen an-»fiengen. Am $\frac{5.}{15.}$ und $\frac{6.}{16.}$ Juny haben sie die »Mansfeldische zu Eltuil mit Schiffen und Nähen »viel Fußvolk, Reuter und Dragoner auf die Aue ge-»setzt, auch drei Stücke Geschütz darauf gebracht; als »aber Herr Obrister Sigrod in der Nacht mit zwei

*) Th. III. S. 546.

»Stücken in einer Nähe hinabgefahren, und sich ober-
»halb der Aue logiret, und tapfer Feuer auf sie geben,
»haben sie dieselbe verlassen. Gleichfalls ist auch um
»den $\frac{6.}{16.}$ früh um 2 Uhr der kaiserl. Obrist Benda
»mit 1000 kommandirter Musquetieren, sammt dem
»Teuffelischen und Jungischen Regimente
»Dragonern und Reutern vor das kleine (steinerne)
»Brückenschänzlein kommen, und mit einer sol-
»chen Resolution gestürmt, daß zu verwundern gewe-
»sen; es haben aber die Vorbuchische, so die Wache
»in bemeldtem Schänzlein gehabt, sie mit solcher Ge-
»genwehre abgetrieben, daß der Kaiserlichen, so todt,
»verwundt und gefangen worden, über 100 Mann
»gewesen« ꝛc.

Izt wollte aber die kaiserliche Armee aus Mainz ein Ganzes machen, und die Stadt, es koste auch was es wolle, wieder gewinnen. Gr. Gallas war, wie wir gehört haben, zu Speier über den Rhein gegangen, bloquirte Frankenthal, und nachdem sich dieses ergeben, zog er nunmehr geraden Wegs nach Mainz, um der dortigen Besazung seinen Ernst zu zeigen, und vor der Hand dieselbe einzuschließen, woran er um so weniger gestöhret zu werden hoffen durfte, als Herzog Bernhard bei seiner Annäherung über Hals und Kopf sich an die französischen Grenzen retirirte, die Gustavsburg ruinirt, und von den Schweden verlassen, — Rüsselsheim von eben

denselben überfallen, rein ausgeplündert, und aller Vorrath nach Mainz gebracht, überhaupt auch ringsumher alles von schwedischem Volke so ausgekehret war, daß sich dort weder Mann noch Maus mehr nähren, oder Obdach hätte finden können.

Diese Gustavsburg war nämlich bis hieher, obgleich im Jahr 1634 die um Gerau und Darmstadt gelegene kaiserl. Truppen gleichfalls darauf einen Anschlag gemacht hatten, der aber auch verkundschaftet, und durch gute Vorsehung vereitelt ward, — in schwedischen Händen geblieben; als aber im Jahr 1635 M. Sept. die kaiserliche und weimarische Armeen eine geraume Zeitlang zwischen Mainz und Frankfurt gegen einander gelegen, — der weimarischen hingegen es an Geld und Proviant dergestalt gefehlet, daß sie schwürig zu werden angefangen, und man einen gählingen Uiberfall der sich stark zusammenziehenden Kaiserlichen besorgen mußte: so fieng Herzog Bernhard von Weimar am 14. Sept. Nachmittags um 1 Uhr an, mit seiner Reuterei aus Kassel über die Brüke nach Mainz zu marschiren; die Schiffbrüke ward darauf am 18. gänzlich abgeworfen, die besten Stüke und Munition aus der Gustavsburg zu Schiff nach Mainz gebracht, und solche von den Schweden gänzlich verlassen, welche die Kaiserlichen sogleich einnahmen und besezten.

Des nämlichen Tags in der Nacht marschirten die Schweden nach Kreuznach, denen Tags darauf, am

19. Sept., die Kaiserlichen nacheileten, den schwedischen Nachtrab im Ingelheimer Grunde überfielen, chargirten, und in die Flucht schlugen. Herzog Bernhard brach darauf nach der St. Jakobsschanze, und selbigen Abend nach Bingen auf, — ließ aber die eingeladenen Geschüze, nebst der mainzischen Schiffbrüke, Holz und Borden ꝛc. nach Lahnstein abführen.

Die kaiserlichen Truppen behielten aber diese Gustavsburg nicht lange; dann am 2. Sept. 1635 griff sie die schwedische Besazung abermal an, verjagte daraus die Kaiserlichen, demolirte die von ihnen gemachte neuen Werke, und kehrte, nachdem sie alles Brauchbare und Dienliche daraus fortgeschleppt hatte, wieder nach Mainz zurük. Bei der Belagerung besezten sie inzwischen die Schweden neuerdings; — sie ward aber von der kaiserlichen Batterie auf dem Viktorsberge so fürchterlich hergenommen, daß sie einem Steinhaufen glich, und daher schon damals ihrer gänzlichen Demolirung entgegen sahe.

Durch jene Abhebung der Schiffbrüke, welche auf diese Burg führte, war bis nun auch alle weitere Kommunikation derselben mit der Stadt abgeschnitten; — wir werden sie aber doch bald wieder hergestellet sehen.

Bemerkenswerth ist es nebenher, daß die kaiserl. Armee auf diese Brüke schon lange ein scharfes Aug' hatte. Sie ließ auch im Jahr 1635 M. Mai, um sie in Brand zu steken, etliche Fässer mit Werg, Pech, Pulver und andern

brennbaren Materien zu Höchst füllen, und auf sie zutreiben; diese wurden aber von den Schweden gelandet, mithin jenes Vorhaben vereitelt.

Gallas steht mit seiner Armee nunmehr vor Mainz und nimmt die zur förmlichen Belagerung dieser Stadt erfoderlichen Vorbereitungen zur Hand. Auf der linken und rechten Rheinseite läßt er drei große Schanzen aufwerfen, besezt eine Menge Batterien, eröffnet Laufgräben, und da alles in gehörigem Stande ist, fodert er die Stadt zur Uibergabe auf, worauf Hohendorf überaus muthig antwortet, solche abschlägt, und hinwieder sich zur hartnäkigsten Vertheidigung anschikt.

Gallas läßt darauf die Stadt und Gustavsburg aus mehrern Batterien beschießen, welchen die schwedische Besazung hinwieder nichts schuldig bleibt, und ein fürchterliches Feuer zurükgiebt. Bei einer Besazung, welche damals über 10,000 Mann Infanterie gerechnet ward, und bei der schwachen Approvisionirung, mußte aber Hunger und Mangel zeitlich eintreten; es riß auch wirklich in wenigen Tagen dort eine solche Theurung und Hungersnoth ein, daß die meisten in drei Tagen keinen Bissen Brod zu genießen hatten, und die Ohm Wein, welche nach ältern Rechnungen noch im Jahr 1631 nur 6 bis 7 Fl. galt, nunmehr um 40 Rthlr. verkauft ward *).

---

*) Pufendorf, Comm. de reb. Suec. p. 194 versichert aus den von ihm zu Stokholm eingesehenen

Gallas ward von dieser Lage der Stadt durch Spionen, Überläufer und Boten einiger Geistlichen zu Mainz genau unterrichtet. Um die Noth zu vermehren, und die Belagerung dadurch abzukürzen, ließ er aus seiner bei Kassel errichteten Batterie vollends auch noch die vier Rheinmühlen zusammenschießen, und alle Zugänge und Zufuhren zur Stadt abgraben und versperren. Es geschah dieß gegen St. Jakobstag, bis in die Mitte des Augustmonats.

Um dieser Beängstigung der Stadt abzuhelfen, worin gar mancher wakerer Kriegsmann darinnen und dafür umgekommen war, und die man zwar, zumal von der Schanze bei St. Viktor, gar hart beschossen, gleichwohl keinen einzigen Anlauf darauf gemacht hatte, fieng Herzog Bernhard auf Mittel und Wege zu denken an, sie zu entsezen. Mit einer verstärkten Armee nähert er sich daher derselben gegen Ausgang des Julius, logiret zu Oberingelheim, rekognoszirt die Belagerungsanstalten, und schikt

---

Papieren, die Mainzer Besazung seye damals nur 6000 Mann stark gewesen, — zu schwach, um eine so weitläuftige Festung gehörig zu besezen, — und zu stark, um sie alle in Schanzen unterzubringen; an gutem Geschüze und Pulver habe es der Garnison nicht, destomehr aber an Lunten und Proviant gefehlt; — Herz. Bernhard habe es auch Hohendorffen steken lassen, die Stadt tapfer zu vertheidigen, weil er binnen 14 Tagen sich ganz gewiß auf Sukkurs oder Entsaz verlassen könne. Es geschah dies am 30. Juni 1635.

sich nunmehr zum völligen Angriff der diesseits kampirenden Gallas'schen Armee an.

Gallas hievon, und daß Bernhard's anrükende Armee seiner weit überlegen sey, unterrichtet, bricht schleunig auf, zündet sein Lager an, schikt Geschüz und Infanterie in Eile voraus nach Oppenheim, wohin auch er Tags darauf folgt. Die erste Abtheilung schwedischer und herz. Bernhard'scher, vom Obristen Reinhold Rosen geführter Mannschaft langte zu Mainz an, und brachte dem Kommandanten Hohendorff vom Entsaze die erfreuliche Nachricht. *)

---

*) Prot. cit.: »Circa festam S. Jacobi, usque ad »medium Augusti hujus Anni (1635.) Caesareani »obsederunt Moguntiam cum sedecim millibus, »Duce Comite Mansfeldio (auf der rechten »Rheinseite,) ea intentione, ut fame enecarent ibidem Suecos obsessos, nihil interea peculiariter vel tormentis, (dies ist falsch,) vel »aliquo insultu tentantes. Sed hostis, qui dicitur »ultra decem millia peditum fuisse, fortiter re»stitit, et ob multitudinem nimiam tanta fuit an»nonae caritas, ut plurimi intra triduum non gu»starent panem, et una ama vini vendita fuerit »40 Imperialibus. Verùm circà medium Augusti »ob adventum exercitus regis Galliae, Duce La »Valette Cardinali, cui se adjunxerat Dux »Bernhardus, Weimar. princeps, cum sedecim »millibus, omnia loca passim Dioecesis Moguntinae inferioris cis Rhenum funditus destruentes, »et agros depopulantes, Caesareani solverunt ob

Herzog Bernhard wird hierauf zu Mainz prächtig eingeholet, und in der Jesuitenkirche abermal für dieses

»sidionem, et Wormatiam recesserunt, aliam »occasionem, hostem invadendi exspectantes. »Quare La Valette Cardinalis Gallus cum suo »exercitu Civitatem ingressus transivit Rhenum, »ponte navali denuò exstructo, et circa Fran»cofurtum, quod paulo ante Caesareani in »suam redegerant potestatem, sua castra posuit; »etiam tunc denuò Ringaviam, Bingam, te»lonium Ernfels, Sauerburg, ceteraque loca vi in»vasit etc.« — Uibrigens hat Partikularien hievon Pufendorf, Comm. d. reb. suec. p. 212. welche hier angefügt zu werden verdienen. »Mo»guntiae, sagt er, à Gallasio vis admota, »quâ paulo ante Beckermondus cum suâ le»gione equestri, cui ob inopiam pabuli aliàs per»eundum erat, transmisso repente Rheno per has»siam ad Banerium evaserat. Tria urbi castra »circumposita, et accessus praecipue versus Castel»lum S. Albani promoti. Hohendorfius »contra Moguntiae Praefectus omnia defensioni »utilia strenue adparare, facta etiam eruptione »(9. Jul.) in qua subtribanus Vxculius occum»bebat; Gallasioque deditionem imperanti »animose respondere. Unde hic diversis è Sag»gestibus urbem, adsitaque Castella, ac Gustavi»burgum tormentis quatere incipit. Nec segnius »obsessi fulminant, plurimis hostium cadentibus: »quos inter Diodatus summus vigiliarum prae»fectus, magnae apud Caesarem aestima»tionis. Disjiciuntur quoque ab hoste quatuor »mobendina navalia tormentis Cassellae dispositis, »ad famem promovendam, quam obsessis ingruere

glückliche Ereigniß ein feierliches Te Deum, mit dem Liede: Eine feste Burg ꝛc. abgesungen, auch darauf von Stadtwegen ein vortreffliches Banquet gegeben, welchem alle Militär- und bürgerl. Gewalten beiwohnten. Der Entsatz geschah am 6. Julius 1635.

»hostis è transfugis, et occultis sacerdotum nuntiis intelligebat. Sed antequam as»sultus tentaretur (21. Jul.), litterae à Duce »Bernardo adveniunt, ipsum propediem adfu»turum nuntiantes; quae obsessos ad extremam »constantiam animabant. Et paucos post dies ho»stis, accessu Gallorum et Ducis Bernardi »cognito, incensis castris peditatum et tormenta »Oppenheimium praemittit. equitatus postero »die insequitur, indeque raptim Wormatiam »se recipit, impar sociato Ducis Bernhardi et »Cardinalis Valettae exercitui, viginti mil»lia longè excedenti; premente insuper fame, et luc contagiosa, quae quoti»die supra trecentos abripiebat. Dux »Moguntiam (29. Jul.) adpellens, mox duas »legiones in Rhingoviam trajicit, Gallis inte»rim Bingam occupantibus, è quâ omnes Cae»sarei in arcem (Klop) refugerant, quâ tamen »mox absque exceptione deditâ, (1. Aug.) quin»genti amplius, quos inter plurimi ductores, in »potestatem venerunt. Inde navalis pons ad Mo»guntiam jungi jubetur, ut Vitztumio »Saxenhusae â Caesareis oppugnato subveniretur; »quo tamen opere tardius procedente, id oppi»dum jam perierat etc. —

Schleunig ward die Schiffbrüke zu Mainz darauf wieder hergestellt, die Stadt tüchtig verproviantiret, hienächst das Rheingau mit 2 Bataillonen besezt; — am 13. Aug. ergiebt sich Bingen auf Gnade und Ungnade, — Rüsselsheim u. a. Orte werden wieder erobert, und die Kaiserlichen daraus verjaget, — endlich geht Bernhard über den Main, und verschanzet sich bei Kassel, Kostheim und Hochheim. Der Zustand unserer guten Mainzer ward demnach noch bedenklicher als zuvor, und ihr Elend stieg neuerdings auf die fürchterlichste Stufe.

Gegen die Mitte Augusts langte auch der franz. Kardinal, Herz. de la Valette, mit der fränk. Armee an. Herz. Bernhard verband sich mit dieser, fiel mit 16 000 Mann in das untere Erzstift diesseits Rheins, schleifte alle Oerter darinnen von Grund aus, sengte, brennte, plünderte und hausete so fürchterlich, daß fast nirgendwo ein Stein auf dem andern blieb. De la Valette kam darauf in die Stadt, gieng auf der neuen Schiffbrüke über den Rhein, und schlug vor Frankfurt, so die Kaiserlichen kurz vorher wieder erobert hatten, Lager, — worauf er dann gesagter maßen mit Herzog Bernhard nochmals in das Rheingau einfiel, den Zoll Ehrenfels, das Schloß Sauerburg u. a. Oerter wegnahm, sich allenthalben furchtbar zu machen wußte, endlich aber mit Bernharden sein Lager zwischen Hochheim und Kostheim rc. — vielleicht um Gallas nochmalen zu erwarten, — auf-

schlug, und dort eine geraume Zeit, ohne etwas weiteres vorzunehmen, kampirte. —

In dieser müßigen Station der vereinten französ. und schwed. Armeen unter de la Valette und Bernhard riß endlich auch unter ihnen eine fürchterliche Hungersnoth ein, wozu sich eine epidemische Ruhr wegen dem Genusse unreifer Trauben dergestalt gesellte, daß diese Armee unbeschreiblich zusammenschmolz, auch durch Desertion viel verlor*). In Frankreich hatte es auch Bernharden ehehin gar wohl gefallen; er war vom Könige mit Ehrenbezeigungen überhäuft worden, und auch in Paris, — ja, da war besser, als zu Kostheim, Hochheim zu leben, wo es dann auch dem Herrn Kardinal gar schlecht

---

*) Pufend. c. l. p. 213. »Caeterum cum Valetta »et Bernhardus Dux aliquandiu in stativis in»ter Côstheimium, Casellam et Hoch»heimium egissent, nullâ rei gerendae occa»sione, fame insuper urgente, et morbis ex esu »immaturarum uvarum contractis, tandem decer»nunt, per Sarbruccam, Metim versus »recedere, (6. Sept.) postquam Moguntiam »septem Legionibus, quae bis mille, quingentis »capitibus constabant, sed exiguâ annonâ et ad»paratu bellico firmassent. Nec frustra verebantur, ne hostis indies viribus auctior regressum »in Galliam intercluderet» etc. Wie übel auch die»sen beiden es ergangen seye, bis sie in die Gegend »von Metz gekommen, beschreibt vortreflich Pufen»dorff, a. a. O.

gefallen wollte. Sie kamen daher überein, diesen Posten zu verlassen, heben das Lager am 23. Sept. auf, und giengen Hand in Hand zusammen — nach Metz*). — Man will sogar behaupten, dies alles sey ohne Hohendorff's Vorwissen und Benachrichtigung geschehen. Dem sey inzwischen, wie ihm wolle, so befand sich die schwed. Besazung zu Mainz nun gerade wieder in derselben Lage, wie vor dem Entsaze, und hatte abermal keine Vormauer von Armeen weit und breit um sich. —

Gallas zu Oppenheim und Worms ließ sich die Nachricht hievon nicht zweimal sagen. Flugs war er mit seiner aus kaiserl. und bairischen Völkern zusammengesezten Armee wieder vor Mainz, schloß die Stadt neuer-

*) Wie es bei diesem Abzuge des Kardinals (am 20. Sept.) dem Landmanne um Mainz herum ergangen seye, davon zeuget Beispielsweise nachstehender Auszug eines von dem Schultheißen zu Ockenheim am 30. Sept. 1635 an das Stift zu U. L. Fr. in Mainz erstatteten Berichts; worin es heißt: »Als die Franzosen vor zehen Tagen ihren Weg nach Frankreich »genommen, und die kaiserliche Armee mit Gewalt »nachgesezt, haben sie unsern Flecken abermals an »unterschiedlichen Orten in Brand gesteckt, — also, »daß wohl über 90 Häuser, ohne Scheuern und Ställe, »verbrannt seyn; Gott weiß, wie man sich nun dieser »Orten wird ernähren, dann allenthalben viel Volks »theils verkambt, und sonsten stirbt ꝛc. Man sagt »zwar dieser Orten stark vom Frieden, wollte Gott, »daß solches noch vor dem Herbst geschehe, sonst un- »möglich allhier zu erhalten« ꝛc.

dings ein, stellte seine Schanzen u. a. Belagerungswerke wieder her, schlug seine Zelten und Hütten oberhalb Weissenau und bei h. Kreuz, — und nun ließ er, nachdem er alles sehr regelmäßig vorbereitet hatte, die Stadt zur Uibergabe abermal auffodern, — und auf erfolgte abschlägliche Antwort fieng er allmählig an, die Laufgräben, Batterien ꝛc. zu eröffnen, und sein Geschüz, nicht gar sanft, auf die Stadt spielen zu lassen.

So erfuhr demnach, durch tausendfältige Drangsalen mürbe gemacht, — um Habe und Gut nach unzähligen Formen seit 3½ Jahren gebracht, — durch Hunger, Epidemie, Kummer ꝛc. in lebende Leichen verwandelt, — zum Schlusse seiner unaussprechlichen Leiden das gute, wehrlose, allmählig weit über die Hälfte zusammen geschmolzene Häuflein Mainzer Bürgerschaft auch noch das Unglück der fürchterlichsten Belagerung, welche jemals ihre Vaterstadt betroffen hat. — Sie dauerte vollends über 3 ganze Monate.

Die ganze militärische Operation von Angriff und Vertheidigung, samt den hiezu geeigneten Schanzen, Batterien ꝛc. auf beiden Rheinufern, wie auch den übrigen hieher einschlägigen Observationspunkten dieser Belagerung, macht dem Kennerauge der sehr gut entworfene Plan im Kupferstiche ersichtlich, der sich am unten angez. Orte befindet*)

*) Theatr. Europ. Th. III. S. 596.

aber ein Tagbuch derselben hier zu liefern, halte ich für überflüßig, auch zwekwidrig; genug, zu wissen, daß man wechselseitig wirklich alle Off- und Defensivkräften aufgeboten habe, um den Zwek zu erreichen.

Es that inzwischen die Garnison zu Mainz, als es sich zu ihrer völligen Einschließung und Belagerung anließ, gar viele und starke Ausfälle, und dabei nicht geringen Schaden. Am 12. Nov. fiel der Obrist Hohendorff mit einigen 100 Mann aus, begab sich in aller Frühe mit vier an einander gebundenen Schiffen über den Rhein auf die Gustavsburg, wohin kais. Truppen früh eingelegt waren, und suchte sie von dort zu vertreiben. Es schlug ihm aber das erstemal fehl. Als er sie aber an einem andern Orte angriff, eroberte er sie, machte viele Kaiserl. nieder, die Offiziere gefangen, plünderte die Schanze, und stekte, was nicht mitnehmbar war, in Brand; worauf er sie wieder verließ. Das nämliche geschah um diese Zeit in einem Aus- und Uiberfalle mit dem Schlosse und Fleken Rüsselsheim, den Hohendorff gleichfalls ausplünderte, den Plunder und Vorrath aber zur Proviantirung nach Mainz schaffen ließ.

Die Namen aller tapfern Rittersmänner, welche während dieser Katastrophe darvor und darinnen auf dem Plaze blieben, hier aufzuführen, war mir bei meinem Wunsche um so weniger möglich, als ihr Andenken weder gedrukte, noch ungedrukte Quellen der Nachkommenschaft überliefert

haben. Und eben so verhält es sich mit einer überaus beträchtlichen Zahl der edelsten und würdigsten aller Ständen unserer Einwohner, welche inn- und außerhalb, als Schlachtopfer des Kummers, Elends und Verzweiflung fielen, — ihre Vaterstadt nie wieder sahen, und dort ihr Grab fanden. — Ruhe und sanfte Thräne des Mitleids ihrer Asche! —

Es hatte aber diese Belagerung in kurzer Zeit die Theurung und darauf die Hungersnoth auf eine solche Stufe gebracht, daß alle Ausdrüke nicht hinreichen, sie zu beschreiben. Bereits gegen die Mitte des Novembers war Esel- und Pferde-, auch Hunde- und Kazenfleisch auch um das höchste Gebot nicht mehr aufzutreiben; man nahm daher seine Zuflucht zu den ekelhaftesten und nahrungslosesten Mitteln, sein Leben zu fristen, genoß verfaultes Schuhleder und Aas von Thieren bereits in Fäulniß über gegangen, mit Gierigkeit; — man behalf sich mit den wi drigsten Blättern und Wurzeln von Pflanzen, wo sie irgend nur zu finden waren; — Menschen starben dahin wie Fliegen, — Kirchen und Leichhöfe waren nicht vermögend, alle aufzunehmen; sie wurden daher duzendweise in Gruben verscharret; — Kinder fand man saugend an Brüsten todter, schon von der Fäulniß angegriffener Mütter rc. und wirklich konnte weiland Jerusalem kein schreklicheres Hungerbild, als jenes der Stadt Mainz, etwa vom 20. Nov. 1635

bis 9. Jänner 1636 aufstellen *). v. Hohendorff, dem man übrigens den Ruhm eines edeln, menschenfreundlichen und wakern Offiziers, nach ächtem Verdienste hier auch noch nach 176 Jahren öffentlich zollet, fand überdieß seine Munition fast ganz entschöpft, und das meiste Geschüz und die Gewehre in einem Zustande, der keinen weitern Gebrauch zuließ. Drei Monate lang hatte er, in Hoffnung eines täglichen Entsazes, die Stadt und Festung muthvoll vertheidigt; als er aber endlich von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar aus Metz Briefe erhielt, welche ihm anzeigten, daß, und warum er keinen Sukkurs oder Entsaz zu hoffen habe, der Rest von Proviant auch aufgezehrt war, die

*) Auch nach übergebener Stadt dauerte zu Mainz diese Hungersnoth noch eine geraume Zeit, wobei tragische Fälle genug sich ereigneten. Einen erzähle ich auf Glauben der Jesuiten, welche in den obengez. Provinzannalen ad h. a. vom Kollegio zu Mainz bemerken: »Multum quoque in eo laboratum est, »ut homines è plebe, quibus malesuada fames dira »consilia suggesserat, solando in spem erige- »remus, ne mortem lentam celeri morte »permutatum irent, neve aliena nece »vitam prorogarent suam. Reperta est »faemina, quae crudeliter miserata suorummet »liberorum vicem, Rheno eos sepelire decreverat; »ut famem tortorem compendio evaderent, quod »consilium confessario aperuit, ejus assensum fla- »gitans; cujus tamen increpationibus, hortamen- »tisque ad mentem saniorem reducta est,« etc.

Garnison keine Löhnung mehr erhielt, und auch sie der Hungertod anzugreifen anfieng: so bestimmte dieses namenlose Elend auch den Kommandanten, die Stadt und Festung Mainz mit Akkord an die vereinigte kaiserl. bairische Armee zu übergeben *).

Es ward demnach die in 26 Artikeln bestehende Kapitulation, vermöge welcher solche an den Kaiser und Kurfürsten zu Mainz abgetreten ward, am $\frac{7.}{17.}$ Dez. 1735 von Heinrich Burggr. v. Dona einer, — und Gisbert von Hohendorff, Obristen und bisher schwedischen Stadt- und Festungskommandanten anderer

*) Pufend. c. l. p. 225. »Moguntiam maligno an»nonae et adparatus bellici provisu Hohendorf»fius spe subsidii obnixè defenderat. Sed eam »abrumpebant Bernhardi Ducis litterae, sua»dentes, ut deserto opido militem »Confluentes subduceret. Id, cum an»ceps nimium videretur, tandem subigente inopia »cum Dohnavio paciscitur de tradendâ Mo»guntia, Binga, Ehrenfelsa et Lohn»steino, ut vicissim ipsi cum militibus ad »Bernhardum Ducem discedere, ac tres majo»res machinas in Belgium mittere liceret. Et »ipse quidem milites Metim ducebat, quingentis »exceptis, qui per iter diffugerant. Tormenta »Boppardiae detenta, quod Lohnsteini prae»sidiarii pactum aspernati, Gallicam militiam pro»fiterentur, etc.

Seits abgefaßt, unterzeichnet und ausgewechselt. Sie steht abgedrukt am unten *) angezeigten Orte.

Derselben gemäß zog v. Hohendorff, nachdem die Stadt unter dem schwedischen eisernen Zepter genau 4 Jahre und 13 Tage lang geseufzet hatte, mit seinen acht unterhabenden Regimentern, welche mit der zu Bingen und auf dem Schlosse Ehrenfels gelegenen Besazung in 3000 Mann bestanden, am 9. Jänner 1636 Morgens zwischen 10 und 11 Uhr durch die Dietpforten **) mit Sak und Pak, brennenden Lunten, fliehenden Fahnen und Kugeln im Munde, auch Ober- und Untergewehre ꝛc. ab, nachdem durch Defension, Hunger, Desertion, Epidemie u. a. Unfälle sein primitiver Besazungsetat von 10,000 Mann auf dieses Häuflein eingeschrumpfet war; — ja, er brachte selbst von jenen 3000 Mann kaum über 1000 davon, weil

*) Theatr. Europ. III. 597. fgg.

**) In alt. Urk. porta gentilis, von Thiet, Theut, thiot, gens, plebs, daher sie auch porta plebeja hies. Späterhin nannte sie der verdorbene Stadtdialekt Dietherpforte. Sie stand auf dem Plaze, wo dermalen das zweite der von der Abtei Jakobsberg, auf dem Graben erbauten neuen Häuser, von der Seite der Zitadelle an, gegen den Graborn (Grabenbronnen) zu, steht: Durch diese gieng man zur Wilhelmitenpforte. Sie ward erst vor etwa 25 Jahren, als jene Häuser erbauet wurden, abgebrochen.

die meisten, als gezwungene und untergeschobene Mannschaft, die erste Gelegenheit zu ihrer Flucht benuzten *).

Die ausgezogene Besazung ward durch kaiserliche Mannschaft nach Mez zu Herzog Bernhard konvoyiret.

Nach dem Art. 2 dieser Kapitulation hätte nun auch die zu Lohnstein gelegene Besazung am 25. Dez. ausziehen sollen; allein diese erklärte sich für Französisch, und wollte an jenen Akkord nicht gebunden seyn; man enthielt daher der ausziehenden Besazung zu Mainz, das im Art. 9 verwilligte Geschüz zu Boppart vor. Die Kaiserlichen fielen aber in der Folge in Lohnstein ein, massakrirten die ganze Besazung, und verschafften dadurch auch diesem Punkte seine Exekution.

Nach diesem Abzuge rükte Burggr. Heinrich zu Dona, kaiserl. Obrister, und der Obrist v. Waldek, in kurmainzischen Diensten, jener als zugleich von dem Kurfürsten ernannter Gouverneur und Kommandant der K. Residenzstadt, Festung, und des Erzstifts Mainz mit seinem Kaiserlichen, und dann dem

*) An Spottgedichten, welche den höchsten Grad des Fluchs und Abscheues gegen diese Horden zugleich ausdrukten, fehlte es zu Mainz, wie vorhin bei allen solchen Vorfällen, nicht; — ich besize deren zwei, und zwar sehr arge; indem sie aber unter die Gerichtsbarkeit des guten dichterischen Geschmaks weder ihrem Style, noch dem darin vorherrschenden Schwunge nach gehören, so verschone ich damit das lesende Publikum gar gerne.

gewesenen Waldekschen Regimente, welches er vom Kurfürsten zu Mainz zur Belohnung erhielt, in die Stadt und Schanze, und ließ auch Bingen noch am nämlichen Tage mit einer dahin detaschirten kleinen Mannschaft wieder besezen.

War nun die Aufführung der Schweden gegen die Einwohner der Stadt Mainz während ihrer Besazung höchst schmuzig und barbarisch, so war sie es bei ihrem Abzuge doppelt, den sie noch durch die unmenschlichsten Gewaltthätigkeiten, Rauben, Stehlen, Plündern, Nothzuchten, selbst an zehn- bis zwölfjährigen Kindern, und allem Greuel der Menschheit besiegelten. Auch in der umliegenden Landgegend war ihr Valet nicht erbaulicher. Beispielweise liefert man den Auszug eines vom Ortsvorstande zu Okenheim unterm 16. Dez. 1635 deshalb erstatteten Berichts *).

---

*) Darin meldet er: »Weil der Pfarrhof und ganzer Flecken bis auf acht Häuser ganz verbrannt, — izt verschiener Wochen hart und sehr durch das Reichsvolk, »so der Markgraf v. Baden führt, verderbt worden, »wie wir auch dieser Orten noch täglich alles, was »wir in den Häusern haben, geplündert werden, besonderlich was sie an Essen-Speiß, und anderst bekommen mögen, und schlagen die Leute sehr, Gott »erbarms; man kann den Freund vor den Feind nicht »wohl erkennen, respektiren kein Salvaquardien rc. — »Aber izt seyn wir der tröstlichen Hoffnung, weil »gestriges Tags der Akkord beschlossen, der Feind werde

Von unsern Exulanten kamen darauf jene, welche Tod, Kummer und Elend immittelst nicht aufgerieben hatten, allmählig wieder nach Mainz, und ein überaus großer Theil fand Eltern, Geschwistern, Verwandte und Freunde nicht mehr am Leben, oder in noch kläglicherem Zustande, als sie selbst waren. Jene, welche sich nach Kölln geflüchtet hatten, mußten, um in ihre Heimath zu kommen, weil die Franzosen Koblenz, Ehrenbreitstein und Lohnstein noch besezt hielten, einen weiten Umweg, theils zu Land, durch die Grafschaft Nassau über Limburg, jenseits, — theils von Andernach über Leyen, auf der Mosel, — und dann von Boppart, auf dem Rheine, diesseits, machen *); — sie fanden sie endlich, aber

»diese Wochen aus Mainz, Bingen, Lohnstein für »gewiß ausziehen, wie man dieser Orten aussprengt: »solches gegen künftigen Donnerstag soll fortgehen. »Sonsten dieser Orten herum allenthalben bleibt viel »Wein in Feld an Stöcken hängen, weil die Menschen »so sehr sterben, auch theils wegen Mangel der Früch»ten; dann die Menschen allbereit großen Hunger »leiden, und deren viele Wurzeln im Feld wegen des »Hungers graben, und wann wir den neuen Wein »nit sollen erhalten, kann niemand sich der Ort des »Hungers erwehren« ꝛc.

*) Prot. cit. »Etsi Moguntia, totaque dioecesis ad »d. 9. January hujus anni 1636 â servitute et ty»rannide Suecorum vendicata, et Emin. ac R. »D. Anselmo Casimiro Archiep. Mog. — »denuo restituta fuerat, nihilominus liber

leider, in einem Zustande, der so manche zweiflen ließ, ob das, was man ihnen zeigte, wirklich ihre verlassene Wohnungen gewesen seyen, oder nicht.

Es schritte darauf jeder wieder zur Tagsordnung seines Amts und Geschäftes.

Endlich erhob sie auch Kurfürst Anselm Kasimir von Kölln, — gieng über Siegburg nach Regenspurg, wohin er, um dem kaiserl. Hofe seine thätige Dankbarkeit für den Entsaz und Wiedereinräumung seiner Stadt und Erzstifts zu bezeigen, auf den 7. Junius einen Kurfürstl. Kollegialtag ausgeschrieben hatte, worauf die römische Königswahl Ferdinands III., des Einwendens mancher widriggesinnten europäischen Mächten ungeachtet,

---

»ascensus et descensus Rheni â Gallis in Ehrenbreit»steinio, Löensteinio et Confluentia impediebatur, »exulesque Moguntini, anhelantes ad solum patrium, »partim per Comitatum Nassovicum versus Limbur»gum trans Rhenum viâ terrestri, partim ab An»dernaco versus Laien transeuntes Mosellam, ac »Boppardiae Rhenum repetentes, per magna et »mira discrimina rerum coacti fuere arripere »viam. Interea â Caesareanis variis modis im»pugnantur praememorata ab hoste retenta tria »loca, ac dum inferior Loenstein, Gallis ibidem »praesidiariis ad d. 29. Mart. â nostris trucitatis, »restituitur, ego Decanus — die 2. Apr. pedes »reversus fui,« etc.

auch glüklich zu Stande kam *). Von da reisete er nach Mainz, langte dort am 23. Jun. 1636 an, und ward mit allgemeinem Frohloken seiner Bürgerschaft und Geistlichkeit, durch eine Deputation dieser leztern, mittelst einer von dem Domkapitul. Syndikus J. P. Molstetter an ihn gehaltenen Rede feierlich empfangen, und mit einem Stüke des besten Weins, als Ehrengeschenk bewillkommt *),

*) Seine Feinde sprengten damals aus, es habe ihm Spanien 60,000 Rthlr. Reisegeld zahlen lassen; — mit Recht hat aber Köhler, Münzbel. 1740 St. 25 S. 197 hierüber bemerkt: »Wenn dieses auch geschehen wäre, so war es ja nicht unbillig, daß ihm »Oestreich den unsäglichen Schaden nur in etwas vergütete, der wegen der von ihm dem Erzhause Oestreich erwiesenen beständigen Treue, seinem Erzstift »durch die feindliche Verwüstung war zugefügt worden; zumal da auch die Kaiserlichen, insonderheit aber die baierischen Kriegsvölker nach Vertreibung der Schweden, das Rheingau, die Stadt »Mainz, und alle andere besezt habende mainzische »Aemter so erschreklich aussaugten, daß auch der kurmainzische Gesandte dem baierischen im Deputations-»rath zu Frankfurt Anno 1644 ins Gesicht sagte: man »thäte nicht unrecht, wenn man Türken und Tartarn »wieder solche Barbaren zu Hülfe rufe rc.

**) Prot. cit. »Die 22. Juny, Rdssmus. Moguntinus »Anselmus Casimirus cum magno applausu »et gratulatione Coloniâ reversus, post quinquennale exilium Suecicum, â Clero et Cive Moguntino excipitur, et nomine totius Cleri primarii »et secundarii ab Adm. RR. praenob. DD. Adolfo

worauf dann ein überaus rührendes Dankfest, unter Absingung des Te Deum ꝛc., für diese Mainz ewig unvergeßliche Huld des Allmächtigen gefeiert ward.

Ob nach wiederhergestellter Ordnung der Dinge, gegen jene, welche sich als schwedische Partheigänger, Anhänger und dergl. gebrauchen lassen, und nach dem Abzuge in Mainz verblieben sind, kurfürstl. Kriminal-Kommissionen, Ausschaffungen, Arreste, Verfolgungen u. s. w. Statt gehabt haben, davon sagt uns die Geschichte nichts, — ist auch von Anselm Kasimirs hohen Edelmuthe eben so wenig, als von der Klugheit und dem leidenschaftsfreien Geiste seines gewesenen Ministeriums glaublich.

Es hat sich übrigens dieser wakere, aber während seiner ganzen Regierungszeit immer unglükliche Regent um das deutsche Reich durch überaus angestrengte Beförderung der Pirnaischen Punktationen, und des darauf erfolgten Pragischen Friedens, — um das Haus Oestreich durch die mit allen Kräften unterstüzte Wahl

---

»Hund à Saulheim Scholast. Hugone Eberhardo »Cratz à Scharpfenstein Cantore, Marco Lud»wig, Abbate montis St. Jacobi, Christoph. Beck »Decano S. Petri, Adamo Freyspach Decano B. V. »et Friderico à Driell Cantore St. Victor. pero»rante Jo. Pet. Molstettero, Syndico Metrop. uno »plaustro vini generosi donatur,« etc.

des römischen Königs Ferdinand *), — und um sein Erzstift, besonders die Einwohner seiner Residenzstadt Mainz, durch wahrhaft landesväterliche, vor, in, und nach der schwedischen Okkupirung erzeigte Hilfe und Vorsorge **), so weit es seine Kräfte und die Zeitumstände

---

*) Daher der Jesuite P. Wagner, Hist. Leopoldi M. L. IV. p. 308 von ihm schreibt: »Moriens gratulatus »sibi est ac gloriatus, quod operam suam omnem »ac dignitatem tuendis Austriae rebus, maximo Religionis ac Reip. bono impendisset,« etc. S. auch darüber die nach seinem Ableben zu Mainz erschienene Epicedien ꝛc.

**) Wovon er noch vor seiner Zurükkunft nach Mainz ein edles Beispiel gab, indem er, um der allgemeinen Noth seiner Bürgerschaft zu steuern, ohne Zeitverlust eine überaus beträchtliche Menge Frucht aufkaufen, und, ohne den geringsten Vortheil davon zu ziehen, das Malter für 6½ Rthlr. an die Nothleidenden abgeben ließ. Er bestand aber auf baare Zahlung: »Damit alsdann, (wie er in einem Antwortschreiben »an das Stift U. L. Fr. d. d. Kölln 30. Mai 1636 »erkläret,) aus solchem erlöseten Geld wiederum an»dere Früchte erkauft, der abgehende Mangel wieder »ersezt, den Bedürftigen geholfen, und also der ein»reißenden Theuerung vorgebauet und gesteuert wer»den möge; wie wir dann allbereits auf solche Weise »unserer Bürgerschaft 200 Malter Korn zu überlassen, »dieser Tagen gnädigst verwilligt haben« ꝛc. — Diese Züge wurden in der ihm nach seinem Ableben gehaltenen Trauerrede so graphisch ausgehoben, daß von den gerührten anwesenden Zuhörern sich niemand des Weinens enthalten konnte.

erlaubten, — unsterblich verdient gemacht; er blieb daher auch billig, nach seinem tödtlichen Hintritte, welcher zu Frankfurt am 9. Okt. 1647 erfolgte, in den dankbaren Herzen seiner Unterthanen, und jenen eines jeden Biedermanns, in unvergeßlichem und gesegnetem Andenken.

Indem nun die Schweden nicht mehr zu Mainz sind, so lege ich die Feder nieder.



Gedrukt bei L. Schellenberg in Wiesbaden.

